Heft 2, Juni 2019 / 99. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Michael Kohler
Eisenbahnstraße 43
76344 Eggenstein
Tel. (07 21) 47 04 93 52
E-Mail: michael.kohler@kohler-media.com

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Rosastraße 9
79098 Freiburg
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

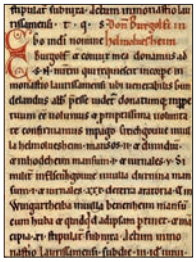
Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 37,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung von bis zu 2 Heften für Mitglieder 8 €. Weitere Exemplare zum Einzelverkaufspreis erhältlich.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Umschlagbild: Burg Neipperg bei Brackenheim.
(Foto: Carsten Götze / Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V)



Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 196

Zu diesem Heft
Michael Kohler 197

Viel Neues aus dem Kraichgau
Thomas Adam 198

AUFSÄTZE
1250 JAHRE KRAICHGAU

I. Landschaft

1250 Jahre Kraichgau
Schwierige Grenzziehungen in einer kleinteiligen Landschaft
Thomas Adam 200

Landschaft und Leben im Löß
Zur Geschichte der Natur- und Kulturlandschaft des Kraichgaus
Jürgen Alberti 206

II. Geschichte

Grafenburgen des 10. bis 13. Jahrhunderts im Kraichgau
Ludwig H. Hildebrandt / Nicolai Knauer 216

Religionen im Kraichgau
Glaubenswandel als Konstante der regionalen Geschichte
Peter Bahn 222

Reichsritterschaft, Bauernkrieg und Reformation in der Gemeinde Menzingen
Karl-Heinz Glaser 235

Neue Heimat Kraichgau
Nach dem Dreißigjährigen Krieg kommen die Schweizer
Konstantin Huber 242

III. Stadtgeschichte

Bischofsstadt am Kraichgaurand
Bruchsal als Fürstensitz und Residenz des Hochstifts Speyer
Thomas Adam 245

Bretten im Kraichgau: Ein Streifzug durch die Stadtgeschichte
Alexander Kipphan 250

Eppingen: Geschichte einer Stadt im Kraichgau
Petra Binder 258

2019 kann Eppingen urkundlich verbürgte 800 Jahre Stadtrechte feiern
Bernd Röcker 267

Im Herzen des Kraichgaus: Sinsheim
Dinah Rottschäfer 276

Im Osten des Kraichgaus: Die Region um Bad Rappenau
Erich Schuh / Eva Goldfuß-Siedl 284

IV. Architektur

Kirchen im nördlichen Kraichgau
Jörg Kreutz / Berno Müller 296

Große Häuser oder kleine Dome
Das baukulturelle Erbe der Weinbrenner-Schule im Kraichgau
Ulrich Maximilian Schumann 303

Auf architektonischer Entdeckungsreise zwischen Neckar und Rhein
Das Auszeichnungsverfahren »Baukultur Kraichgau«
Simone Kraft 308

V. Perspektiven

Gegenwart und Perspektiven des Tourismus im Kraichgau
Christina Lennhof 314

Slow Wine
Der Kraichgau und die Chancen der Kleinteiligkeit
Johannes Hucke 319

LEADER: Neue Perspektiven für den Kraichgau
Dorothee Wagner 327

Vom »unbekannten« zum »lebendigen« Kraichgau
Alfred Götz 332

AUFSÄTZE

Das doppelte Erbe Schlettstadts
Gabriel Braeuner 337

Landpartien Nordschwarzwald
Vier Ausstellungen in vier Stadtmuseen
Sandra Eberle / Heike Kronenwett / Iris Baumgärtner / Daniela Maier / Ferdinand Leikam 346

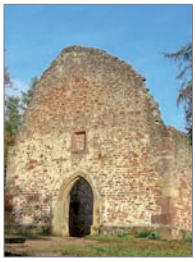
100 Jahre Badische Verfassung vom 21. März 1919
Konrad Exner 356

Ein Gespräch mit Volker Ellwanger
Der Keramikkünstler aus Lenzkirch erzählt über sein Schaffen und seine Beziehung zu Baden und dem Hochschwarzwald
Kathleen Mönicke 363

DENKMALSCHUTZ

Die Kirchenruine auf dem Mauracher Berg (Denzlingen)
Dieter Geuenich 372

PERSONALIA



Dr. Edgar Zeidler wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2019 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet
Elmar Vogt 374

Nachruf auf Dr. Grit Arnscheidt (7.6.1937–24.10.2018)
Dr. Kai Budde 375

Buchbesprechungen 376

Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde der Badischen Heimat!

Das Themenschwerpunktheft »1250 Kraichgau« knüpft an die Tradition der Landschaftspublikationen der Badischen Heimat in vorzüglicher Weise an. Hier vor allem Thomas Adam ein herzliches Wort der Anerkennung.

Desweiteren allen Autoren und unserem Chefredakteur Michael Kohler mein Dank für die geleistete Arbeit und natürlich wie immer meine Freude über die stets bewährte Zusammenarbeit mit dem Rombach-Verlag. Die nach dem Ausscheiden von Heinrich Hauß eingesetzte und von Frau Dr. Speckamp geleitete Redaktionskonferenz hat ihre Arbeit aufgenommen und sich bereits als neue Form der redaktionellen Arbeit bewährt.

Am 1. Juni haben wir mit viel Schwung unser Sommerfest und den Tag der offenen Tür auch als Dank an die Architekten und Handwerker für die so geglückte Sanierungsarbeit an unserem Haus der Badischen Heimat begangen. Wir werden im nächsten Heft berichten. Unmittelbar vor Redaktionsschluss erhalten wir die Nachricht, dass unser langjähriges Mitglied und der Leiter unserer Regionalgruppe Karlsruhe, Dr. Hans-Jürgen Vogt, verstorben ist. Er hat sich um die Badische Heimat in hervorragender Weise verdient gemacht. Unser Mitgefühl gilt seiner Familie, insbesondere seiner Ehefrau. Das nächste Heft wird einen ausführlichen Nachruf enthalten.

Und nun wünsche ich Ihnen Freude an der Lektüre und eine schöne Sommerzeit.

Ihr
Sven von Ungern-Sternberg

Zu diesem Heft

Schon wieder ein Themenheft? Das mag sich manch eine Leserin und manch ein Leser fragen. Ja, schon wieder eines! So lautet wahrheitsgetreu die Antwort des Chefredakteurs. Was kann es für eine Zeitschrift Schöneres geben, als lebhafte Diskussionen über ihre Inhalte und Schwerpunktsetzungen?

Zahlreiche Rückmeldungen zum Hockenheim-Heft haben die Redaktion erreicht. Viel Lob war dabei, manch überschwängliches Kompliment zu Aufmachung, Layout und Gestaltung der Publikation – aber auch das ein oder andere kritische Wort: Zu monothematisch sei die Ausgabe, es fehle die inhaltliche Vielfalt und der geografische Proporz. Auch in der Redaktionskonferenz wurde lange über die Zusammenstellung der Themenhefte diskutiert. Wir sind allerdings zu dem Schluss gekommen, dass es sinnvoll und notwendig ist, Jubiläen badischer Städte oder, wie im vorliegenden Fall, Ersterwähnungen von Regionen oder Landschaftsbezeichnungen in der Badischen Heimat entsprechend Platz einzuräumen und verschiedene historische und kulturelle Facetten intensiver zu beleuchten, als es mit einem einzelnen Aufsatz möglich wäre.

Hefte mit einem besonderen Schwerpunkt gab es im Laufe der langen Geschichte der Badischen Heimat immer wieder: zum 200. Geburtstag von Johann Peter Hebel (1960), zum 100. Geburtstag von Emil Gött (1964) oder zu den Zähringer Städten (1970). Auch der Kraichgau war schon einmal Gegenstand eines gesetzten Schwerpunktes (1972). So reihen wir uns mit dem aktuellen Heft ein in eine gute Tradition unserer Publikation und werden auch in Zukunft weiter Themenhefte zusammenstellen – ohne auf interessante Aufsätze aus anderen Themengebieten zu verzichten, für die wir immer auch ausreichend Platz reservieren werden.

Die Redaktion dankt allen Autorinnen und Autoren, die zum Gelingen der vorliegenden Ausgabe beigetragen haben. Besonders hervorzuheben ist die Beteiligung von Thomas Adam, der für die Zusammenstellung der Aufsätze rund um das Thema »1250 Jahre Kraichgau« verantwortlich zeichnet. Ohne sein großes Engagement wäre das Heft in der vorliegenden Form nicht möglich gewesen. Er ist ein ausgewiesener Kenner der Region und Autor zahlreicher regionalgeschichtlicher Arbeiten zum Kraichgau, ist Mitglied der Badischen Heimat und unterstützt den Landesverein seit vielen Jahren durch zahlreiche Aktivitäten– nicht zuletzt durch seine profunden Aufsätze zu landes- und regionalgeschichtlichen Themen.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen
Ihr *Michael Kohler, Chefredakteur*

Viel Neues aus dem Kraichgau

Ein gar so seltener Gast bei der *Badischen Heimat* ist er eigentlich nicht, der Kraichgau, aber jetzt war doch schon längere Zeit nicht mehr ganz so viel von ihm zu hören oder vielmehr zu lesen. Seine »besten Jahre«, wenn man so will – aber selbstverständlich nur bezogen auf die Dichte an Veröffentlichungen in der *Badischen Heimat!* –, hatte der Kraichgau in den Siebzigern und Achtzigern des vorigen Jahrhunderts mit nicht weniger als drei Themenheften innerhalb relativ kurzer Zeit. 1972, 1975 und 1985 widmete die *Badische Heimat* dieser Landschaft je eine Ausgabe, insgesamt immerhin 250 Seiten mit Beiträgen eines runden Dutzends an Autoren, darunter bekannte Namen: der Volkskundler Peter Assion, Günter Haselier, späterer Vorsitzender der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und Präsident der Landesarchivdirektion, Ludwig Vögely, langjähriger Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat und Willy Bickel, Altmeister der Brettener Stadtgeschichtsschreibung.

Und jetzt, 2019, also wieder einmal ein Themenheft Kraichgau, diesmal zu einem Jubiläum: dem 1250. Jahrestag der urkundlichen Ersterwähnung dieser Landschaft im Lorscher Codex, geschehen am 11. Juni 769. Betrachtet man die Aufsatztitel der früheren Veröffentlichungen, dann sieht man gleich: Manche Themen liegen offenkundig auf der Hand, sie sind, wenn über den Kraichgau geschrieben wird, schlechterdings ein Muss. »Über den Löss im Kraichgau« berichtete Klaus Münzing im Themenheft von 1972, während in dieser Ausgabe Jürgen Alberti seinen Beitrag überschrieben hat mit »Landschaft und Leben im Löß«. Peter Assion publizierte 1975 den Aufsatz »Vor 450 Jahren: Bauernkrieg auch im Kraichgau«, Ludwig Vögely widmete 1985 den Anführern Joß Fritz und Anton Eisenhut einen Text, und im vorliegenden Heft nun umreißt Karl-Heinz Glaser typische Untertanenkonflikte des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Menzingen. Mit jüdischen Friedhöfen im Kraichgau hat sich Udo Theobald im Themenheft von 1985 befasst, Peter Bahn stellt ein vergleichbares historisch-soziales Thema unter dem Titel »Religionen im Kraichgau« in einen noch größeren Zusammenhang und spricht vom Glaubenswandel als Konstante der regionalen Geschichte. »Aus der Vergangenheit Sinsheims« schließlich berichtete Engelbert Strobel 1975, in diesem Heft verortet Museumsleiterin Dinah Rottschäfer diese Stadt im Titel ihres Aufsatzes »Im Herzen des Kraichgaus«.

Wer jetzt freilich auf die Idee käme, in den Heften von 1972, 1975 und 1985 sei doch wegen der Ähnlichkeit von Titeln und Inhalten eigentlich das meiste schon vorweggenommen, ja quasi alles gesagt, der hat das Wesen historischer Forschung und regionalgeschichtlicher Themenfindung noch nicht recht verinnerlicht. Selbstverständlich sind die Überschriften und

Grundbegriffe über die Jahrzehnte hin vergleichbar; aber ihre Ausarbeitung, ihre Schwerpunktsetzung innerhalb der Aufsätze ist es nicht. Perspektiven verändern sich, Blickrichtungen wechseln. Die Sicht auf Stadt- und Landschaftsgeschichte ist bei vielen Themen eine andere geworden, überhaupt werden manche Themen erst heute angesprochen, während Kernpunkte aus Aufsätzen früherer Jahre in der Gegenwart keine besondere Rolle mehr spielen. Wer die Geschichte einer Gemeinde, einer Stadt oder einer Region (be-)schreibt, der tut es, wenn er denn wachen und sehenden Auges durch seine Zeit geht, immer auch mit klarem und bewusstem Bezug zu dieser.

Und so ist das vorliegende Heft durchaus entstanden mit der erklärten Absicht, neben interessanten und lesenswerten historischen Aufsätzen den Themen unserer Zeit entsprechenden Raum zu bieten. Baukultur und Tourismus, Wein und Regionalentwicklung, das sind keine (nur) geschichtlichen Fragestellungen, sondern sie greifen mitten hinein in aktuelle Debatten und zeigen derzeit laufende Wandlungsprozesse in der Kraichgauer Landschaft und ihren Gemeinden auf. Manches dabei darf gerne auch als Plädoyer gelesen werden, fernab von reiner wissenschaftlicher Neutralität, etwa Jürgen Albertis energische und notwendige Parteinahme für die Erhaltung der Naturschätze und ökologischen Vielfalt im Kraichgau.

Mit diesem Blick kann, nein: soll das vorliegende Heft gelesen werden. Es ist historischer Aufriss einerseits und doch auch ein Stück weit aktuelle Positionsbestimmung zu manchen Aspekten der Kraichgauer Gegenwart. Dass vieles nur angerissen und anderes gar nicht erst zur Sprache gebracht werden kann – nun, das ist im beschränkten Format eines solchen Heftes naturgemäß so. Aber vielleicht finden sich hier und da immerhin Stichworte, Anregungen, Gedankensplitter zur weiteren Beschäftigung mit dem Kraichgau. »Eine wenig berühmte, aber lobenswerte Landschaft« hat ihn Willy Bickel im Themenheft der *Badischen Heimat* von 1985 genannt, nach »Beharrung und Wandel« forschte Bertold Rudolf damals in derselben Ausgabe.

Aber eines, das sage ich jetzt ganz persönlich, hat mir in diesen drei Heften am allerbesten gefallen, und das ist der eigentlich völlig sachlich und unaufregend wirkende Titel eines Beitrags von Edmund Kiehnle in der Ausgabe von 1975: »Der Kraichgau. Land zwischen Rhein und Neckar, Schwarzwald und Odenwald«. Denn wer schon erlebt hat, wie lange und wie breit über die Frage diskutiert werden kann, was denn nun zum Kraichgau gehört und was nicht, wo er anfängt und wo er aufhört, der zieht tief den Hut vor einer so konkreten, einfachen und überzeugenden Antwort. Denn einfache Antworten, die sind im kleinteiligen Kraichgau ansonsten nicht gar so leicht zu haben.

Thomas Adam

1250 Jahre Kraichgau

Schwierige Grenzziehungen in einer kleinteiligen Landschaft

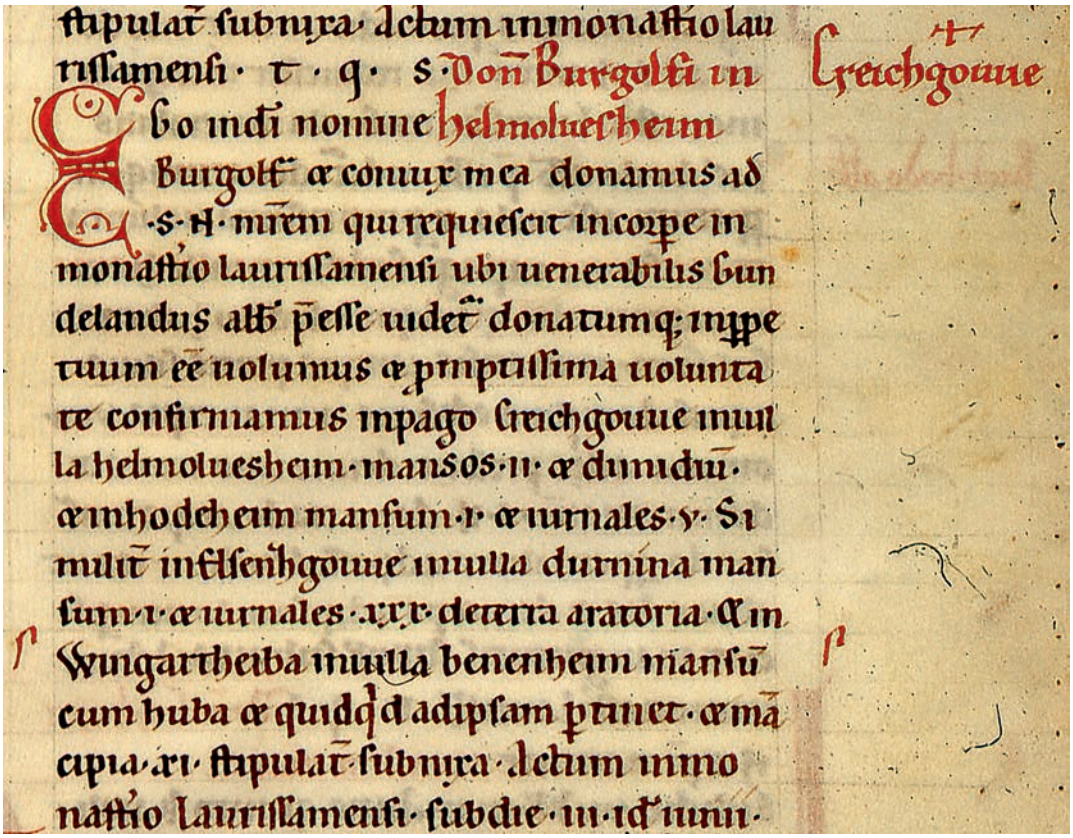
Thomas Adam

Der einleitende Text zum Jubiläumsheft »1250 Jahre Kraichgau« der Badischen Heimat erläutert die historischen Hintergründe des Jubiläumsjahres, skizziert Potenziale und Herausforderungen des Lebens im Kraichgau heute und hinterfragt zugleich die Entstehungs- und Geltungsgeschichte des Kraichgau-Begriffs. Es wird deutlich, dass der Ausdruck über Jahrhunderte immer wieder anders verstanden wurde und somit die Region eine »Landschaft mit fließenden Grenzen« ist.

Alles sollte geschehen zur höheren Ehre des heiligen Märtyrers Nazarius, dessen Reliquien im Benediktinerkloster Lorsch besondere Verehrung genossen: Insgesamt fünfeinhalb Hofstellen mit Bauernhäusern und Nebengebäuden, dazu weit über zwanzig Hektar Ackerland, obendrein elf Leibeigene schenkten der wohlhabende Burgolf und seine Gemahlin am 11. Juni 769 »im Namen Gottes« und »für ewige Zeiten« der damals in höchstem Ansehen stehenden Abtei bei Bensheim. Burgolfs Besitz jedoch lag recht verstreut in verschiedenen Landesteilen, ein Hofgut bei Mosbach am Neckar, ein anderes südöstlich von Heidelberg, die weiteren »in pago Creichgouue«, in den Dörfern Helmsheim und Odenheim bei Bruchsal.

»Ein gutes kleines Ländchen«

»In pago Creichgouue« – mit diesem Eintrag im Codex des Klosters Lorsch vor 1250 Jahren wird erstmals eine Landschaft beim Namen genannt, die heute als »badische Toskana«, als »Land der tausend Hügel«, als »Klein-Italien« zumindest im südwestdeutschen Raum bekannt ist. Will man den Kraichgau – andere frühe Schreibweisen lauten »Chreihkewe« und »Craichgoia« – geografisch umschreiben, dann sprechen wir von jener flachen, durch den Schwarzwald im Süden und den Odenwald im Norden eingebetteten Senke, in West-Ost-Richtung »zwischen dem Neckher unnd dem Rein« gelegen, wie der Gelehrte Ladislaus Sunthaym den Kraichgau


stipulat̄ subnixa · actum in monastio lau
rissamensi · t · q · s · Don̄ Burgolfi in
Ego in dī nomine helmoluesheim
Burgolf̄ ⁊ coniux mea donamus ad
·s·H· mr̄em qui requiescit in corpe in
monastio laurissamensi ubi uenerabilis Gun
delandus abb̄ p̄esse uidet̄ donatumq; in ppe
tuum ēē uolumus ⁊ pmptissima uolunta
te confirmamus in pago Creichgouue in uil
la helmoluesheim · mansos · ii · ⁊ dimidiū ·
⁊ in hodcheim mansum · i · ⁊ iurnales · v · Si
milit̄ in elsenhgouue in uilla durnina man
sum · i · ⁊ iurnales · xxx · de terra aratoria · ⁊ in
Wingartheiba in uilla benenheim mansū
cum huba ⁊ quidq̄d ad ipsam ptinet · ⁊ mā
cipia · xi · stipulat̄ subnixa · actum in mo
nastio laurissamensi · sub die · iii · id̄ iunii ·

Creichgouue

Die Ersterwähnung des Kraichgaus im Lorscher Codex vom Juni 769
(Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts Nr. 72, Blatt 181)

um das Jahr 1500 verortet; er nennt ihn im Übrigen, durchaus anerkennend, »ain guts klains länndl«. Aber dieses gute kleine Ländchen hat in seiner Geschichte oft genug auch die Nachteile einer ansonsten recht vorteilhaften räumlichen Lage ertragen und erleiden müssen: Einfallstor und offener Durchgangsraum, Grenzregion und Schmelztiegel, Vakuum, Zankapfel, Schlachtfeld – eine Gegend, zu der untrennbar das Trennende gehört, eine »Landschaft dazwischen«, oft genug zwischen allen Stühlen.

Die namensgebende Kraich, keine sechzig Kilometer lang und auf modernen Wegekarten als Kraichbach verzeichnet, entspringt westlich des Strombergs nahe Sternenfels, tritt bei Ubstadt in das Tiefland ein und mündet südlich von Ketsch in den Rhein. Eine mögliche Interpretation beruft sich auf den altväterischen Ausdruck »Kreuch« für »Lehm«, tragen doch die Kraichgaubäche nach starken Regenfällen große Mengen gelbbraunen Schlamms mit sich. Die wahrscheinlichste Sinndeutung aber leitet den Begriff vom germanischen Wort für Krümmung und Biegung ab – »Kraich« meint also ein mäandrierend sich dahinschlängelndes Fließgewässer. Auf dieselbe Wurzel gehen ähnlich klingende Wendungen in der englischen (»Creek«), norwegischen und isländischen Sprache zurück,

ihr gemeinsamer Ursprung liegt wohl im Nordwestgermanischen. Siedlergruppen vom Niederrhein und aus Brabant müssen seit dem 6. Jahrhundert, von fränkischen Königen oder Klöstern nach Süden geschickt, zugewandert sein und im heutigen Raum Bruchsal eine Sprachinsel gebildet haben. Denn auch dieser Städtenamen – der identisch ist mit dem belgischen Brüssel – wurde aus dem Niederfränkischen an den Oberrhein übertragen.

1250 Jahre später besitzen die Pfunde, mit denen der Kraichgau touristisch wuchern kann, durchaus Gewicht. Das erste ist die Landschaft selbst mit eben jenen – oft zitierten – »tausend Hügeln« vom Sinsheimer Steinsberg bis zum Heustätt bei Königsbach und vom Untergrombacher Michaelsberg bis zu den zerklüfteten Hessigheimer Felsengärten rechts des Neckars. Ökologisch wertvoll ist diese Region, vom Schwäbischen Heimatbund zur Kulturlandschaft des Jahres 2010 gekürt, vor allem im westlichen Bereich um die großen Schutzgebiete »Pfinzgau« und »Kraichgau«. Hier prägen kleinstrukturierte Biotope wie Hohlwege, Streuobstwiesen, orchideenreiche Halbtrockenrasen und alte Rebhänge das Bild, während die riesigen Mischwälder des 1980 ausgewiesenen Naturparks Stromberg-Heuchelberg östlich von Bretten einen sehr eigenen Charakter im ansonsten eher baumarmen Kraichgau besitzen.

Das milde Klima verleiht dem Ganzen etwas geradezu Mediterranes. Hier und da liegen ausgedehnte Weinberge spektakulär an den Hängen zu Füßen mittelalterlicher Kraichgauer Burgen – und die wiederum spielen ihrerseits eine entscheidende Rolle bei der touristischen Vermarktung der Region. Zu Nobelhotels und Tagungsstätten sind einige von ihnen geworden, so in Michelfeld, Heinsheim und das Schloss Neuhaus bei Ehrstädt, oder sie dienen – etwa das Renaissancepalais in Bad Rappenau und das Deutschordensschloss Kirchhausen – als Veranstaltungszentren und Konzerthäuser. Zu einem besonderen und noch jungen Werbeträger für den Kraichgau ist die TSG 1899 Hoffenheim geworden. Seit sie in der Fußball-Bundesliga erstklassig mitspielt, fällt nun dieser Landschaftsbegriff häufiger denn je in den Medien, samstags in der »Sportschau« und darüber hinaus. Und das in oftmals kreativen Wendungen: Ein hoch verlorenes Spiel oder ein bedrohlich tiefer Platz im Tabellenkeller gerät dann schon mal zum »Kraich-GAU«, in besseren Zeiten wird der visionäre Sportmäzen Dietmar Hopp zum »King of Kraichgau« ausgerufen.

Vom Rebhang über die Ritterburg zum Runden, das ins Eckige muss – das und vieles mehr ist der Kraichgau: Eine durchaus noch zu entdeckende Landschaft, deren traditionsreichen Feste und Bräuche, Burgen und Schlösser, Fachwerkdörfer und Heimatmuseen ihren Besuchern eindrückliche Begegnungen mit einer ereignisreichen, vielschichtigen Vergangenheit erlauben.

Aber Herausforderungen gibt es auch. Sowohl ein Vorteil wie auch ein Problem für den Kraichgau ist seine Lage als ländlicher Raum zwischen Ballungsgebieten – Karlsruhe, Pforzheim, Heilbronn, Rhein-Neckar-Kreis. Die Region ist attraktiv für eine Bevölkerung von Berufspendlern, die ihren Erholungswert suchen, aber weitgehend ohne ihre Infrastruktur auskommen können. Einkaufen lässt sich auch rasch auf dem Heimweg von der Arbeit. Das geht zu Lasten derer, die weniger mobil und stark an ihren Ort gebunden sind. Deshalb kämpfen in den Kraichgauer Dorfkernen kleine Ladengeschäfte ums Überleben, in der Gegend um Kürnbach bietet zwischenzeitlich ein LKW als »rollender Supermarkt« Versorgung für die Ortsansässigen.

Am westlichen Kraichgaurand: Blick vom Michaelsberg auf den Bruchsaler Stadtteil Untergrombach und das Oberrheinische Tiefland (Foto: Martin Heintzen)

Eine Landschaft mit fließenden Grenzen

Was macht den Kraichgau aus? Rasch gelangt man auf diese Frage hin zu der Erkenntnis, dass sowohl die historische Prägung dieser Region wie auch ihr jetziges Erscheinungsbild ganz wesentlich durch Kleinteiligkeit bestimmt sind. Politisch hatte früher fast jedes Dorf einen anderen Ortsherrn; daraus resultierten bestimmte Entwicklungen. Die Realteilung hat die Landschaft in winzige Handtuch-Grundstücke zerlegt, was überall, wo keine Flurbereinigung stattgefunden hat, ihre heutige ökologische Vielfalt ausmacht.

Der Kraichgau ist eine Landschaft mit fließenden Grenzen. Von einer Historikerin stammt der Satz, es sei leichter, seine Geschichte nachzuvollziehen als seine Ausdehnung. Wen man auch anspreche: Meistens erfahre man nur, wo der Kraichgau *nicht* sei und was *nicht* zu ihm rechne. Dieses Infragestellen des Dazugehörens erscheint geradezu als historische Konstante im Kraichgauer Regionalverständnis jedenfalls der letzten vier, fünf Generationen. Denn Ähnliches ist nicht nur dem Verfasser dieses Aufsatzes vielfach begegnet, sondern klingt bereits in dem an, was der Geograf Friedrich Metz anfangs des 20. Jahrhunderts berichtet hat: »Den Kraichgauer selber aber darf man nicht fragen und den Odenwälder noch viel weniger, wenn man sich über den Grenzverlauf unterrichten will. In Wiesloch wird man meinen, in Baiertal finge der Odenwald an, aber in Baiertal würde man entrüstet noch einige Stunden weiter

nordwärts gewiesen.« Im Südwesten wären die Durlacher gewiss ähnlich diskrepante Gewährsleute, im Osten die Brackenheimer und die Anrainer der Lein um Schwaigern und Schluchtern. Allesamt dürften sie vehement darauf beharren, in eigenständigen Regionen zu leben – die einen im Pfinzgau, die anderen im Zabergäu, und die dritten verstehen sich eben als Leintäler. Spätestens ab Wiesloch nach Norden hin gilt dann ohnehin kein Landschaftsbegriff mehr, weil man vor allem ein Kurpfälzer ist. Häufig jedenfalls beginnt der Kraichgau erst ein Stück weiter weg irgendwo hinter dem übernächsten Nachbarort.

Überhaupt war ja das, was wir heute als »großen Kraichgau« verstehen und dessen Namen wir als Überbegriff für die Landschaft zwischen Schwarzwald und Odenwald verwenden, vor 1250 Jahren nur ein kleiner Gau unter vielen. Anglachgau, Elsenzgau, Enzgau, Gartachgau, Pfinzgau, Schmiegau, Salzgau – es blieb dem Kraichgau vorbehalten, eher die meisten dieser anderen Gaunamen zu überlagen als dass der seine überlagert worden wäre. Während der Kraichgau-Begriff weiterhin verwendet wurde, entschwanden auf kurz oder lang die meisten übrigen Gaue aus den Urkunden. Nur der Pfinzgau und, leicht verändert gegenüber der ursprünglichen Wortform, das Zabergäu haben ebenfalls überdauert.

Gut möglich, dass zum Fortleben des Kraichgau-Begriffs die vielen niederadeligen Ritter maßgeblich beigetragen haben, die die Herrschaftsverhältnisse in der Region wesentlich prägten und sich im 16. Jahrhundert in einem genossenschaftlichen Verband organisierten. Als »Kanton Kraichgau« gehörten sie fortan dem Kreis Schwaben der freien Reichsritterschaft an. Dieser Entschluss hat wohl die Bezeichnung der Landschaft bis auf den heutigen Tag überdauern lassen, die andernfalls

Das »Land der tausend Hügel« – historisch betrachtet: Die wellige Hügellandschaft prägt auch die Darstellung der Ortschaften im westlichen Kraichgau auf einer 1548 entstandenen Karte der Wildbanngrenze zwischen Kurpfalz und dem Hochstift Speyer. (GLA Karlsruhe, Sig. H-f 1108)

schon vor einem halben Jahrtausend verloren gegangen wäre. Der badische Archivar und Historiker Joseph Bader dachte jedenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts in diese Richtung, wenn er schreibt, ohne die entsprechende Namensfindung der Niederadeligen hätte der Begriff »Kraichgau« längst konkurrierenden Benennungen weichen müssen.

Aber er blieb weiterhin den Stürmen politischer Entwicklungen unterworfen. Wie die Landschaft selbst, so geriet nach 1806 der Kraichgau-Begriff ebenfalls ein Stück weit in Vergessenheit. Künstliche Neuschöpfungen wie Neckarplateau für den Ostteil haben ihn zwar nie wirklich ersetzt, doch seinen Geltungsbereich vorübergehend erheblich eingeschränkt; um 1850 meinte, wer Kraichgau sagte, zumeist nur noch den Bruchsaler Raum. Stärkere Beachtung fand diese Landschaftsbezeichnung erst wieder im frühen 20. Jahrhundert – dann aber nicht mehr, wie ehedem zu Zeiten der Reichsritter, in einem politisch-territorialen Wortgebrauch, sondern rein naturräumlich verstanden als Oberbegriff für das gesamte flache Hügelland zwischen Schwarzwald im Süden und Odenwald im Norden.

Ein »mentales Gebilde Kraichgau«

Doch gilt es auch, solche historischen Kontroversen über Umfang und Abgrenzung dieser Landschaft (die es immer irgendwo gegeben hat) in ihrer Subjektivität zu entschleiern. Denn hinter all solchen Debatten stecken Menschen – und deren Absichten. Von einem »mentalen Gebilde Kraichgau« mit ständig anders gedachten, unklar umrissenen Scheidelinien und Zuschreibungen spricht denn auch die Heidelberger Historikerin Carla Meyer, weiter von der Aufgabe des Geschichtsforschers, den verschiedenen gedanklichen Konstruktionen dessen nachzugehen, was »der Kraichgau« eigentlich sei. Welche Bedeutung kam diesem Begriff in der jeweiligen Epoche zu? Als was verstand sich ehedem einer, der im Kraichgau lebte? Denn einen überzeitlich existierenden Kulturraum gibt es hier nicht, politisch, sozial, religiös ist die Region seit jeher völlig uneinheitlich. Das einzig Kontinuierliche in ihrer Geschichte, sagt Carla Meyer, sei das Wechselvolle, sei der nicht selten von außen herangetragene Umbruch.

So entpuppt sich der Begriff einer Geschichtslandschaft – und was er jeweils bezeichnet – gerade am Beispiel des Kraichgaus als das wandelbare Produkt von Interessen und Konflikten. Immer wieder neu muss erwogen werden, wie die Frage aktuell zu beantworten ist. Welche noch nicht ganz ausgetretenen Wege finden wir, eine für unsere Zeit einigermaßen verlässliche und beständige Klärung zu erlangen? Vielleicht können die Beiträge in diesem Heft, allesamt von Kraichgau-Kennern aus unterschiedlicher Perspektive, aber mit möglichst breitem regionalem Blick geschrieben, hierzu einen weiteren Beitrag leisten.

Anschrift des Autors:
Thomas Adam
Neckarstraße 58 A
76199 Karlsruhe
E-Mail:
thomas.adam@onlinehome.de

Landschaft und Leben im Löß

Zur Geschichte der Natur- und Kulturlandschaft des Kraichgaus

Jürgen Alberti

Jede Landschaft hat eine geologische und eine kulturelle Geschichte. Im Kraichgau bestimmen nacheiszeitliche Anwehungen von Löß das Bild dieser Landschaft. Die Fruchtbarkeit der daraus entstandenen Böden ist ursächlich für eine frühe und dichte Besiedlung in sehr vielen Dörfern und einigen kleinen Städten. Das relativ warme Klima erlaubt eine daran angepasste artenreiche Tier- und Pflanzenwelt, die in jüngerer Zeit durch immer stärkere Intensivierung der Landwirtschaft immer weiter eingeschränkt wurde, so dass charakteristische Arten praktisch nur noch in geschützten Lebensräumen vorkommen.

Das niedrige, wellige Hügelland zwischen den Mittelgebirgen Odenwald und Schwarzwald ist nahezu überall von Löß und Lößlehm bedeckt. Die Böden sind fast flächendeckend gelb, nur im Bereich Bunter Mergel aus der Keuperzeit auch mal rot. Der Name für das gelbe, weiche Gestein stammt von dem Heidelberger Professor für Mineralogie und Großherzoglichem Geheimrat Karl Cäsar Ritter von Leonhard (1779–1872). Er sammelte es auf einem noch heute erhaltenen Weg oberhalb des damaligen Hotels »Harlass« (derzeit Firmensitz der SAS, eines weltweit agierenden Software-Unternehmen) an der Straße von Heidelberg-Ziegelhausen nach Neckargemünd. Dieser Ort gilt seit der Veröffentlichung 1823 als »locus classicus et typicus«, und das pulverige Gestein kam unter dem Namen »Löß« als Begriff in die Welt. Leonhard hat dabei wahrscheinlich an den mundartlichen Ausdruck »Lösch« für »lockeren Boden« (alemannisch »lose, locker«) gedacht, andere leiten das Wort auch von sich »lösen« (durch den Wind) ab.

Nach Regen verflüssigt sich offener Lößboden sehr leicht und führt zu einem »Bodenfließen«. Der Müller der früheren Frank'schen Mühle in Bruchsal musste nach jedem grö-

Keuperlandschaft bei Diefenbach (Foto: Jürgen Alberti)

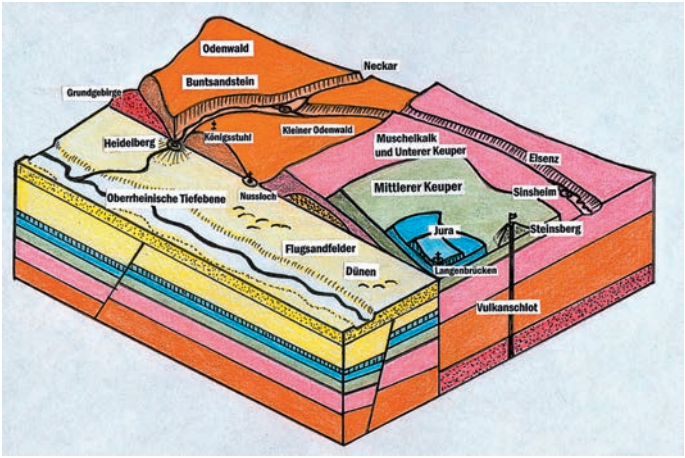
Bodenerosion durch tiefes Pflügen auf Löß (Foto: Jürgen Alberti)

ßeren Regen 200 Fuhren »Mergel«, eine Mischung aus Löß und Lößlehm, aus dem Saalbach entfernen. Und so kommt auch der Name der Region daher: »Gau« meint (hier völlig unpolitisch) »fruchtbares Ackerland oder Feld«. Keltischen Ursprungs könnte »Kraich« oder »Creuch« für »Schlamm, Lehm« sein. Das passt gut zusammen: Kraichgau!

Der feine Staub, der Grundlage des Sediments Löß ist, stammt aus der nacheiszeitlichen Oberrheinischen Tiefebene. Der darin mäandrierende Fluss mit laufend wechselnden Wasserrinnen lagerte Kies und Sand in ungeheuren Mengen ab. Zunächst gab es noch keine Vegetation, die den Boden halten konnte, und vor allem während der trockenen Winterzeit wehte der überwiegend aus Westen kommende Wind die feineren Bestandteile heraus. Die feinsten Teile – Löß – kamen bis nach Würzburg.

Der bereits gröbere Feinsand bildet heute im Vorland des Flusses die Flugsandflächen von Rastatt bis Mainz, je nach Zeitalter und Nutzung als Militärstandorte, zuletzt für die Amerikaner bei Heidelberg, als Spargelflächen bei Bruchsal oder Schwetzingen, als Flugsanddünen mit seltenen Nahrungsspezialisten in Naturschutzgebieten wie in Sandhausen oder auf dem Mainzer Sand und früher auch in unzähligen kleinen Sandgruben für den Hausbau. Die sind – mit enormen Verlusten an Tieren und Pflanzen – fast alle weg. Es dominiert heute der Abbau der schwereren Teile der Rheinsedimente in ebenfalls sehr zahlreichen, meist riesigen Sand- und Kiesgruben.

Natürlich liegt auch noch etwas unter dem Löß, und dieser ältere Gesteinsuntergrund ist verantwortlich für die gröberen Formen in der Hügellandschaft, die durch die Anwehungen zwischen einigen Zentimetern und 30 Metern nur abgemildert wurden. Die Abtragung



Geologie des Vorderen Kraichgaus (Schichtstufenland, nördlicher Teil) mit Oberrheinischer Tiefebene und Übergang zum Odenwald. Im südlichen Teil im Übergang zum Schwarzwald wiederholt sich dasselbe Bild umgekehrt. (Zeichnung: Jürgen Alberti)

verbrachte das Material als Schwemmlöß in die Täler, die so breit damit ausgefüllt wurden. Insgesamt gehört diese Landschaft dem großräumigen System des südwestdeutschen Schichtstufenlandes an. Nicht sofort von oben erkenntlich liegen diese Schichten in einer tiefen (geologischen) Mulde, die entstand, als sich im Zusammenhang mit der Hebung der Gebirge auf beiden Seiten der heutigen Rheinebene diese zwischen Oden- und Schwarzwald einsank. Dadurch waren Gesteine darin der Abtragung weniger ausgesetzt als die in der Umgebung.

Die Folge ist, dass jüngere Gesteine, die anderswo längst abgetragen wurden, an der tiefsten Stelle (+/– 100 m NN) in der »Langenbrückener Senke« bis heute erhalten sind. Es handelt sich um Juraschichten, die im Süden erst wieder in der Schwäbischen Alb auftreten, im Norden im Teutoburger Wald. In der »Mitte« des Kraichgaus liegt Keuper obenauf, es folgt darum herum und nach Norden und Süden der Muschelkalk. Wo der ausstreicht und jeweils der Buntsandstein beginnt, da kann man auch geologisch eine sinnvolle Grenze für den Kraichgau ziehen (siehe Blockbild).

So etwas kann man mit wenigen Kenntnissen draußen nutzen, um eine Landschaft zu »lesen«. Keupergesteine bilden ganz charakteristische Bergformen, die aussehen wie Särge. Muschelkalk, vor allem auf der Grenzschicht des Lettenkeupers hin zum Keuper, bildet flache, fast ebene Flächen. Auch die für einen Ort wichtigen Gebäude verraten, in welcher geologischen Formation man sich befindet, denn Bausteine wird man früher kaum über große Strecken transportiert haben, wenn Material vor der Tür lag. Das Kloster Maulbronn wurde zuerst im selteneren roten Keupersandstein gebaut, und als der Steinbruch in direkter Nähe ausgebeutet war, weiter im gelben. Der beindruckende Bau des St. Paulusheims in Bruchsal ist unverkennbar aus sehr hellem Muschelkalk errichtet. Kommt man nach Mühlbach (zu Eppingen), hat man den Eindruck, der ganze Ort ist aus (gelben) Keupersandsteinen gebaut und die nahe liegende Ravensburg auch. Ein großer Steinbruch mit anschließender Verarbeitung in einem daneben liegendem Betrieb ist in diesem traditionsreichen Ort der Steinmetze bis heute erhalten. Architektonisch bewundernswert ist vor allem das Ensemble mit Rathaus, Schule und Markt im Ortskern.

Der Löß ergibt den fruchtbarsten Boden in Deutschland. Es ist also kein Wunder, dass der Kraichgau mit der jungsteinzeitlichen »Michelsberger Kultur« – benannt nach dem Michaelsberg bei Untergrombach (zu Bruchsal) – seit ca. 4000 v. Chr. bereits feste bäuerliche Siedlungsplätze kannte, und dass andere vergleichbare Siedlungen dieser (aus der Ile de France stammenden) Kultur nahezu ausnahmslos in Lößgebieten existierten. Schon damals war der Kraichgau Bauernland und ist es bis heute. Nirgends sonst gibt es eine solche Dichte an Dörfern und kleinen Städten wie hier, die sehr alt sind. Um 1000 n. Chr. dürfte die Besiedelung weitgehend abgeschlossen gewesen sein, abgesehen von Glaubensflüchtlingen auf den abgelegenen Mennonittenhöfen seit dem 16. bis ins mittlere 17. Jahrhundert und den neu gegründeten Waldenserdörfern danach.

Die ertragreichen Äcker und viele Sonderkulturen, vor allem Wein, garantierten Auskommen und manchmal durchaus einen gewissen Wohlstand, der sich an den Fachwerkbauten der Bauernhäuser abschätzen lässt. Das war nicht kontinuierlich so. Der Rückgang des Rebbaues im 19. Jahrhundert führte zu schweren sozialen Erschütterungen, verbunden mit Auswanderung und Aufständen: Friedrich Hecker (1811–1881) stammt aus

Getreideernte um 1955 und Kartoffelernte heute
(Foto links: Archiv des Heimatmuseums Östringen, Foto rechts: Jürgen Alberti)

Eichtersheim! Was aber bis heute aus vielen ehemals malerischen, wunderbar gelegenen Dörfern geworden ist, hat mit alten Dorfbildern nichts mehr zu tun.

Im »Denkmalschutzjahr 1975« äußerte der damalige Bundespräsident Walter Scheel, in Deutschland sei »nach dem Kriege mehr Schutzwürdiges zerstört worden als während des Krieges«. Das war als Aufschrei gemeint, ist nicht einfach zu überprüfen und mit Blick auf die ungeheuren Verluste an Kulturgütern in den damals noch zwei Teilen Deutschlands wohl übertrieben. Vergleicht man aber Bilder aus den 50er und 60er Jahren (Kalender aus dieser Zeit haben Hochkonjunktur) mit heute, dann ist das Verschwinden historischer Bausubstanz doch gewaltig – und es geht ununterbrochen und ungebremst weiter. Was würde Friedrich Metz (1890–1969), geboren in Bruchsal, zuletzt Professor für Geographie in Freiburg, der bedeutendste Kenner des Kraichgaus, dazu sagen, wenn er sich schon 1922 über seine Heimatstadt beschwerte: »Unschön sind die Kasernenbauten und von abschreckender Hässlichkeit die mehrstöckigen Wohnhäuser an der Landstraße nach Ubstadt (heute B 3), die immer höher werden, je mehr man sich dem Feld nähert.« Das sieht man heute ganz anders. Genau die repräsentieren nun städtischen und bürgerlichen Charakter, weil sie wenigstens die furchtbare Zerstörung im April 1945 überstanden haben. Die Dörfer des »vorderen« Kraichgaus – vor den »Eppinger Linien« – haben nur selten wirklich ältere Häuser innerhalb ihres Etters, weil in den Erbfolgekriegen mit Frankreich 1688/89 nahezu alle Orte verwüstet wurden, während weiter »hinten« einige mittelalterliche Reste noch vorhanden sind. In wenigen Dörfern haben sich noch prachtvolle Ensembles alter Bauernhäuser in oft reich geschmücktem Fachwerk erhalten, auch repräsentative Gebäude wie Gasthöfe und Rathäuser, aber mitten zwischen ihnen stehen halb- und auch schon ganz verfallene Höfe, deren Anblick Friedrich Metz wohl erschüttern würden.

Wenn man z. B. Lienzingen mit Östringen vergleicht, wird das schnell deutlich. Da das niedrige Land zwischen Odenwald und Schwarzwald schon immer Durchgangsland war, haben einige Dörfer auch unter dem massenhaften Verkehr, besonders im Pfinztal, schwer zu leiden. Was früher seit den Römern ein Vorteil war, denn es gab nur Pferde für den Transport der Personen und Güter, ist heute an einer alten Handelsstraße ein Nachteil.

So wie sich spätestens nach 1950 beim Wiederaufbau und im folgenden »Wirtschaftswun-

Kraichgauer Fachwerk. Von links oben nach rechts unten: Diefenbach, Bauerbach, Lienzingen und Bammental-Reilsheim (Fotos: Jürgen Alberti)

der« im Dorf alles verändert hat, vom Brunnen über das Milchhäuschen bis zum Misthaufen, so auch in der Flur. »Wogende« Getreidefelder gibt es noch immer. Allerdings wurden in mehreren »Flurbereinigungen« aus manchmal nur zwei Meter breiten Streifen, bedingt durch die hier herrschende Realerbteilung, und nach Aufgabe der meisten Kleinbauernhöfe durch Zusammenlegung nun riesige Schläge, bearbeitet mit ebenfalls riesigen Maschinen. Neben Getreide dominieren Mais und Raps das Landschaftsbild, manchmal noch Zuckerrüben. Verschwunden sind z. B. weitgehend Kartoffel, Tabak (einen Landwirt gibt es noch), Hanf, Lein, Hopfen und Zichorie.

Gehalten hat sich der Anbau von Reben. Eine Neuerung sind dabei die »Weingüter«, deren Besitzer nach exzellenter Ausbildung an Hochschulen auch hervorragende Qualität produzieren. Große Wiesen, wie etwa die Jurawiesen bei Langenbrücken, gibt es kaum noch und auch der Anbau von Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen für den Handel ist marginal. Die Streuobstwiesen, z. B. am Michaelsberg in Untergrombach, sind ein oft unter Naturschutz stehendes Auslaufmodell.

Obwohl der Kraichgau bis vor kurzem eine völlig unterschätzte und nahezu unbekannte Landschaft war, haben Investitionen in den Tourismus inzwischen einige Erfolge gebracht.

Das größte Kapital der Landschaft sind dabei die vielen, z. T. hervorragend erhaltenen oder restaurierten Burgen und Schlösser, Amtshöfe und auch Kirchen und das Kloster Maulbronn, sowie städtische Ensembles wie in Bretten oder Eppingen. Vom Michaelsberg über Untergrombach oder dem Letzenberg über Malsch, beide mit Wallfahrtskirchen, hat man großartige Weitsicht über die Rheinebene auf die andere Gebirgsseite, von der Ravensburg bei Sulzfeld oder dem Steinsberg bei Sinsheim-Weiler über fast den gesamten Kraichgau. Seit hier ab der Steinzeit der Pflug in Gebrauch ist, wurde diese für den Anbau so günstige, fruchtbare, klimafreundliche Landschaft zunächst vor allem von rund hundert Adelsgeschlechtern in über 200 Dörfern in Besitz genommen. Die adeligen »Freiherren« konnten sich bis zum Ende des alten Reiches 1803/06 halten, obwohl u. a. die Kurpfalz oder das Fürstbischofstum Speyer ihre Unabhängigkeit mit Neid betrachteten und sie zu schwächen suchten.

Friedrich Ratzel (1844–1904) hat diese Landschaft sehr geliebt. Er wurde – in Karlsruhe geboren – ein bedeutender Geograph und Zoologe, machte aber vorher von 1859 bis 1863 eine Apothekerlehre in Eichtersheim. Als »Alte Apotheke« gleich neben dem Amtshof steht das schöne Haus noch immer. In seinen Jugenderinnerungen »Glücksinseln und Träume« von 1904 schwärmt er geradezu von Eichtersheim und dem Kraichgau. Friedrich Metz merkt dazu an: »Wohl noch nie ist einem einfachen Dorfe ein schöneres Denkmal gesetzt worden, wie es Friedrich Ratzel dem Dorfe Eichtersheim im Angelbachtal … geschenkt hat.« Nur die Lage der Dörfer und Höfe hat er – für einen Geographen ungewöhnlich – nicht korrekt geschildert. Sie liegen fast ausnahmslos in Talmulden und sind fast immer Haufendörfer, die in der Anlage ihrer Flur (und den überkommenen Flurnamen) noch gelegentlich die frühere Dreifelderwirtschaft erkennen lassen. Ausnahmen bilden die von der Obrigkeit geplanten Siedlungen, Reihendörfer wie Schützingen und Bauschlott oder in gleicher Weise die Neugründungen für die Glaubensflüchtlinge wie z. B. Großvillars. Leider stimmt seine Bemerkung – »Es liegt in der Natur eines solchen Landes, daß es viele idyllische Winkel hat und die Menschen, die sich darin angesiedelt haben, haben viele Jahrhunderte lang dazu beigetragen, solche Winkel zu hegen und zu vermehren« – heute weit weniger als damals.

Blick auf Burg Steinsberg mit Weiler. (Foto: Jürgen Alberti)

Der Anblick eines Trockenrasens mit den wunderbar blühenden Großen Windröschen (Anemone sylvestris) bei Odenheim ist fast stets ein freundlicher Ort der Stille: die Straße ist weit weg. Er ist von historischer Kontinuität: Schon immer wurde hier ein bis zwei Mal gemäht bzw. mit Schafen geweidet, und er hat menschliches Maß. Auch ist

Orchideen der Kraichgauer Halbtrockenrasen. Von links oben nach rechts unten: Bienen-Ragwurz (Ophrys apifera), Pyramidenorchidee (Anacamptis pyramidalis), Helmknabenkraut (Orchis militaris) und Bocks-Riemenzunge (Himantoglossum hircinum). (Fotos: Jürgen Alberti)

Insekten auf Kraichgauer Lössboden. Von links oben nach rechts unten: Rostrote Mauerbiene (Osmia bicornis) mit Mörtel für Zwischenwände oder den Verschluss der Brutröhre; Blutbiene (Specodes albilabris), legt ihre Eier als Kuckucksbiene zu anderen Arten; Schlupfwespe (Mesoternus gladiator) überprüft ein Nest, ob sie dort ihre Eier ablegen kann; Gemeine Sandwespe (Ammophils sabulosa) mit Schmetterlingsraupe als Nahrung für ihren Nachwuchs. (Fotos: Jürgen Alberti)

von hier aus nicht viel zu erkennen, was direkt an menschliche Einflüsse der unmittelbaren Gegenwart erinnert. Es ist vielmehr genau solch ein Winkel, den Ratzel meint, aber das Bild einer Erntelandschaft nicht weit weg gibt die Wirklichkeit von heute besser wieder.

Ohne menschliche Existenz wäre der Kraichgau ein Waldland überwiegend mit Buchen. Wo Buchenwälder also heute noch vorkommen, sind sie »naturnah«, und unterschieden werden dabei Ausbildungsformen an Hand charakteristischer Bergleitpflanzen wie Waldmeister oder Hainsimse. Sie sind selten, ein Satellitenbild markiert den Kraichgau auffallend durch das Fehlen von Wald. Nur Stromberg und Heuchelberg zeichnen sich durch größere geschlossene Wälder ab, aber sie gehören genaugenommen nicht mehr dazu. Die restlichen Flächen sind Felder, ein paar Weiden und Wiesen. Bäche gibt es reichlich, aber stehende Gewässer kaum, einzelne Dorfteiche, Fischweiher der ehemaligen Zisterzienserklöster und gelegentlich Regenrückhaltebecken und Tongruben.

Das schränkt die Tier- und Pflanzenwelt ein, und die Verluste, die durch die industrielle Landwirtschaft in den letzten 50 bis 60

Jahren dazu kamen, lässt sich ermessen durch Vergleich mit den wenigen noch erhaltenen und traditionell gepflegten Flächen in Naturschutzgebieten, z. B. auf dem Michaelsberg oder der »Springenhalde« bei Pforzheim. Von besonderem – aber keineswegs alleinigem – Interesse sind dabei die sogenannten »Halbtrockenrasen« und Hohlwege.

Die Galgenberghohle bei Oberöwisheim im Kraichgauer Löß (Foto: Jürgen Alberti)

Halbtrockenrasen (Mesobrometen) sind Wiesen, die für die meisten Gräser wegen ihrer Lage zu heiß und zu trocken sind. Das ist und war so an Abhängen und Wegrainen der Fall – und sie gehörten den Schafherden, die sie zugleich »mähten« und düngten. Viele von ihnen in meist geringer Größe stehen heute wegen ihrer reichen Pflanzen- und Insektenwelt unter Naturschutz. Früher gebrauchte man dafür auch den Begriff »Steppenheide«. Robert Gradmann (1865–1950), der damals beste Kenner der süddeutschen Pflanzenwelt, hat ihn geprägt. Aus Beobachtungen auf der Schwäbischen Alb schloss er, das auf waldfreien kleineren Flächen, z. B. in der Nähe menschlicher Siedlungen seit der Steinzeit, sich charakteristische Pflanzengemeinschaften ansiedeln und erhalten konnten, die wir heute wegen ihrer Vielfalt und Seltenheit besonders schätzen. Wenn »normale« Gräser nicht aufkommen können, haben andere Pflanzen eine Chance. Wenn nicht gedüngt wird, wird der Boden immer magerer, da die Schafe ja die Pflanzen fressen und dem Boden dabei laufend Nährstoffe entziehen. In Schutzgebieten muss man das Mähgut regelmäßig austragen, »mulchen« würde alles schnell verkommen lassen.

Eine solche Flora mit verschiedenen Orchideen in oft hohen Individuenzahlen, mit Kreuz- und Fransenenzian, Blutrotem Storchschnabel, Ackerwachtelweizen, Berg- und Gold(haar)-Aster, Großem Windröschen, Knäuel-Glockenblume, Schwalbenschwanz und Sommerwurz-Arten, um nur einige wenige besonders auffallende Arten zu nennen, schmücken solche Stellen vom zeitigen Frühjahr mit der Küchenschelle bis zum Herbst mit den Astern. Wenn man eine von ihnen zur kennzeichnenden Art für den Kraichgau wählen müsste – nicht als eines der heute so begehrten »Alleinstellungsmerkmale«, aber als Symbol –, dann das Große Windröschen.

Es steht nicht nur auf der »Steppenheide«, sondern auch auf den Schultern und an Anrissen der Hohlwege. Die sind das typischste Landschaftselement und ein besonderer Lebensraum im Löß. Ursprünglich entstanden sie als kürzeste Wegverbindungen zwischen Gemeinden und zur Erschließung von Gewannen oder einzelnen Feldern. Nach dem Krieg sind sehr viele zunächst als Müllkippe missbraucht worden, um sie später sehr teuer

wieder zu sanieren. Weitere verschwanden für immer im Rahmen von »Flurbereinigungen« als »Landschaftsschäden«. Sie wurden verfüllt, der Weg wurde parallel auf der Höhe angelegt. Dann kam 1988 endlich die Wende, um sie nun zu erhalten und zu schützen.

Inzwischen gibt es ausgewiesene Wanderwege mit Beschilderung durch Hohlen, z. B. in Tairnbach, oder gepflegte romantische Schluchten, die von allein berühmt wurden: die Rennweghohle bei Zeutern, ein Eldorado für Wildbienen, Wegwespen, Lößwandflechten und –moosen, die Galgenberghohle bei Obergrombach oder die Hatzelberghohle bei Odenheim.

In den letzten Jahren – und das ist auch hier ein Zeichen für den Klimawandel – brüten in den Wänden die Bienenfresser, eine exotisch farbige Vogelart, die ähnlich den Uferschwalben Gänge in die Wände baut. Von Süden her ist auch die früher nur aus dem Kaiserstuhl bekannte Gottesanbeterin angekommen und der beliebte Wanderfalter, ein deutsche »Kolibri« – das Taubenschwänzchen – überwintert hier und kann schon im Februar bei sonnigem Wetter in der geschützten Mulde beobachtet werden.

Es ist an dieser Stelle völlig unmöglich, auch nur teilweise dieses verwobene Geflecht in seiner Vielgestaltigkeit angemessen zu schildern, es ist allein zu hoffen, dass diese natur- und kulturgeschichtlichen (Rest-)Lebensräume erhalten bleiben. Denn hier hört man noch Insekten brummen und Nektar suchen, Nester bauen und Beute schleppen, dort ist noch Vogelgesang und auch Stille. Besonders an Sommertagen bei großer Hitze in der Kühle eines Hohlweges, z. B. im »Schattental« bei Bruchsal, hat man ein besonderes Erlebnis. Über 30 sind heute wenigstens Flächenhafte Naturdenkmale (FND) oder liegen in Naturschutzgebieten (NSG).

Verwendete Literatur

Adam, Thomas: Kleine Geschichte des Kraichgaus, Leinfelden-Echterdingen 2010.

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): Jungsteinzeit im Umbruch – Die Michelsberger Kultur und Mitteleuropa vor 6000 Jahren, Wemding 2010.

Burkhardt, Hermann u. a.: Baden-Württemberg – Eine Heimat- und Landeskunde, Stuttgart 1988.

Geyer, Otto F. und Gwinner, Manfred P.: Geologie von Baden-Württemberg, Stuttgart 1991.

Huxold, Erwin: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau; 3. Aufl., Ubstadt-Weiher 2002.

Küster, Hansjörg: Die Entdeckung der Landschaft; beck'sche reihe 6061, München 2012.

Landesamt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg: Potentielle Natürliche Vegetation von Baden-Württemberg, Ubstadt-Weiher 2013.

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg: Naturführer Kraichgau, Ubstadt-Weiher 2003.

Metz, Friedrich: Der Kraichgau, Karlsruhe 1922.

Metz, Friedrich: Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung, Stuttgart 1961.

Poschlod, Peter: Geschichte der Landschaft, Stuttgart 2015.

Riehl, Hartmut und Alberti, Jürgen: Burgen und Schlösser im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 2014.

Wolf, Reinhard und Hassler, Dieter: Hohlwege, Ubstadt-Weiher 1993.

Anschrift des Autors:
Jürgen Alberti
Paul-Hindemith-Ring 21
76669 Bad Schönborn
E-Mail:
KJ.Alberti@t-online.de

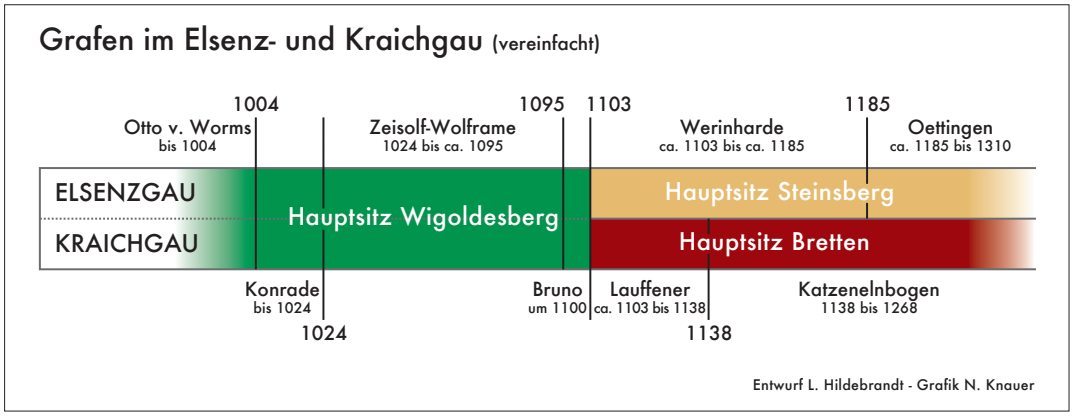
Grafenburgen des 10. bis 13. Jahrhunderts im Kraichgau

Ludwig H. Hildebrandt / Nicolai Knauer

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wurden unter anderem im Kraichgau großflächige, multifunktionale Burgen errichtet, sicherlich auf königlichem Befehl. Die meisten Gebäude dürften aus Holz bestanden haben. Besetzt waren die Anlagen mit Grafen, die Verwaltung und Schutz der ihnen überlassenen Grafschaften übernahmen. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurden die meisten Anlagen zu Gunsten von kleineren, aus Stein erbauten Burgen aufgegeben.

1. Einleitung

Im Rahmen der wohl schon in das 6. Jahrhunderts datierenden Organisation des fränkischen Reichs wurden in den eigentlich geographisch definierten Gauen Grafschaften eingerichtet. Diese konnten sich auf einen bestimmten Gau beschränken, so auch im Kraichgau, aber ebenfalls darüber hinaus reichen, z. B. sehr wahrscheinlich Gartach- und Zabergau. Ebenso war es möglich, dass ein Graf mehrere benachbarte Grafschaften im



Grafen und Grafensitze im Kraich- und Elsenzgau

Karte der fränkischen Gaue

Auftrag des Königs verwaltete. Andererseits beinhaltete die Grafschaft nicht die Gesamtheit von Land und Rechten. Bald stellte sich eine Vererbbarkeit des Grafenamts ein.

Ebenso ist zu beachten, dass die heutige »Region Kraichgau« ganz anders definiert ist, als im frühen und hohen Mittelalter: Sie meint jetzt das aus Muschelkalk, Keuper und etwas Jura im Untergrund gelegene Gebiet zwischen Odenwald im Norden, Schwarzwald im Süden, der Rheinebene im Westen und dem Neckar im Osten.

Vor 1000 Jahren waren dies Kraichgau, Elsenzgau, südlicher Teil des Lobdengaus und Gartachgau. Man meinte damals also die Einzugsgebiete der Flüsse (Kraich, Elsenz, Gartach) bzw. den Gau-Vorort (Ladenburg). In der folgenden Zusammenstellung sollen nur die lange Zeit zusammen verwalteten Grafschaften im Kraich- und Elsenzgau, sowie der Sonderfall Wiesloch im Lobdengau betrachtet werden.

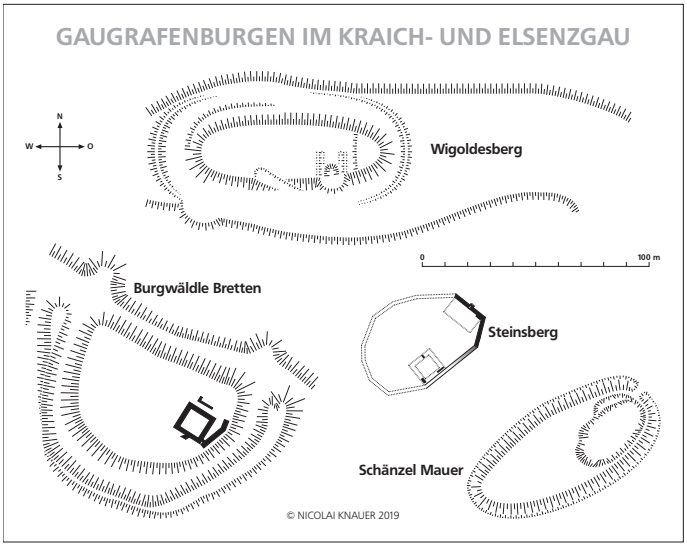
Der Kraichgau wird das erste Mal im Jahre 769 erwähnt, ab 858 erscheinen sporadisch einzelne Grafennamen. Von 991 bis 1004 und wohl auch schon deutlich früher war der Salier Otto von Worms Graf im Kraich- und Elsenzgau. Ab 1024 lässt sich dort eine mit den Leitnamen Zeisolf und Wolfram gekennzeichnete Grafenfamilie nachweisen, die sicherlich von der nun die Könige stellenden Familie der Salier belehnt worden war und nach 1095 ausstarb. Die Herkunft des im Jahre 1100 genannten Grafen Bruno ist nicht genau zu fassen; es könnte sich um einen Vorgänger der Grafen von Wertheim handeln.

Danach wird die Grafschaft aufgespalten: Den Kraichgau übernehmen bis 1138 die Grafen von Lauffen, danach bis ins 13. Jahrhundert die von Katzenelnbogen. Der Elsenzgau wird bis gegen 1185 von der Familie der Werinharde verwaltet. Deren Rechte gingen danach per Erbtochter an die Grafen von Oettingen.

2. Die Großmotten

Obwohl optisch auffällig, wurden die insgesamt sehr ähnlichen Großmotten lange überse-

hen bzw. waren nicht datierbar. Es handelt sich um große Anschüttungen (von bis zu 20 000 Tonnen) mit einem darauf gelegenen Plateau, an denen sich ausgedehnte Vorburg-Bereiche anschließen. Auffälliger Weise liegen diese Anlagen – zumindest im Bearbeitungsgebiet – an Gaugrenzen. Die vermutlich in der Mitte des 10. Jahrhunderts (Keramikfunde) erbaute Frankenschanze bei Leingarten (Gartach-/Zabergau) und Wigoldesberg (Kraich-/Elsenzgau) wurden früh aufgegeben. Letztere wandelte man kurz nach 1100 in ein Kloster um. Wir halten diese Anlagen für multifunktionale, gräfliche Verwaltungszentren, deren Baustil von den Ungarneinfällen mit geprägt wurde.



Grundrisse der Gaugrafenburgen

2.1. Wigoldesberg (Kraichgau/Elsenzgau)

Die Bergmotte befindet sich auf dem »Greifenberg« (von »Grafenberg«) auf der Gemarkung Östringen-Eichelberg. Ihr künstlicher Hügel überragt noch heute das Terrain um bis zu 8 m. Ein 78 x 21 m großes Plateau bildete die Hauptburg, an deren östlichem Ende vielleicht ein Wohnturm stand. Sichelgräben mit Außenwällen umfassen die Motte im Osten und Westen. Eine sich anschließende, ca. 100 x 50 m große Fläche wird wohl die Vorburg getragen haben. Der Zugang zur Motte lag im Süden. Die Gesamtanlage hat eine Länge von etwa 200 Metern.

Wigoldesberg: Blick von der Vorburg in Richtung Motte (Foto: Nicolai Knauer)

2.2. Mauer, Schänzel (Elsenzgau/Lobdengau)

Besitzgeschichtliche Indizien lassen vermuten, dass diese nie fertig gebaute Anlage gegen 950 begonnen worden sein könnte. Parallelen in Größe und Form zu Wigoldesberg sind unverkennbar. Die westlichen zwei Drittel heben sich durch Aufplanierung deutlich vom Außengelände ab, während das östliche Drittel noch weitgehend die natürliche Oberflächen-

struktur aufweist und bis zu 3 m abfällt. Auch der Stand des Ausbaus der umlaufenden Gräben entspricht diesem; von bis 3 m Breite und 1,60 m Tiefe im Südwesten bis kaum mehr erkennbar im Nordosten. Hier könnte man den geplanten Eingang vermuten. Die ovale Motte misst 91 x 46 m am Fuß und wäre sicherlich noch einige Meter erhöht worden.

3. Neubauten im 11./12. Jahrhundert

3.1. Steinsberg im Elsenzgau

Gegen 1105 wurde diese Burg von der eigentlich aus dem Raum Gaggenau/Rastatt stammende Familie der Werinharde erbaut. Kaiser Heinrich IV. hatte ihnen elf Dörfer bei Rastatt für die Speyerer Kirche abgekauft und wohl auch das Grafenamt im Elsenzgau versprochen. Nach umfangreichen Untersuchungen – durchgeführt von den Autoren – lässt sich diese erste Anlage mittlerweile relativ gut nachvollziehen: Der Verlauf der 1,5 m starken, aus höchst qualitätsvollen Glattquadern aus Sandstein mit Basalt-Füllmauerwerk entsprach weitgehend der heutigen. An der ein Stück weit in den heutigen Zwinger ragenden Ostseite war eine Pforte eingebaut, die in Richtung der vermutlich damals bereits existierenden Vorburg auf dem östlich anschließenden Plateau führte. Als man hier wenig später einen monumentalen Bau anfügte (vermutlich der Palas), setzte man die Pforte zur Hälfte zu und errichtete von außen ein Podest, das auf einen Abortanbau hindeutet. Im letzten Jahr gelang die Lokalisierung des Wohnturmes zwischen heutigem Bergfried und Südmauer. Er hatte eine Grundfläche von mehr als 10 x 10 m und eine Mauerstärke von über 1,80 m. Innerhalb dieser Fläche wurde ein Kellergewölbe entdeckt, das noch auf seine Ausgrabung wartet. Ob es bereits zum Turm oder einem Nachfolgebau gehörte, kann momentan noch nicht entschieden werden. Diese erste Burg Steinsberg wurde offensichtlich intensiv geschleift. Alles deutet auf eine Zerstörung um 1234/35 im Krieg zwischen den Anhängern Kaiser Friedrichs II. und jenen seines Sohnes Heinrichs (VII.) hin.

3.2. Bretten im Kraichgau

Nahe des abgegangenen Weilers Salzhofen liegt ca. 2 km von Bretten entfernt die Burg im »Burgwäldle«. Ein unübersehbarer, bis zu 20 m breiter und 8 m tiefer Sichelgraben

Steinsberg: Ringmauer der Bauphase 1 um 1100 mit Pforte und vorgelagertem Sockel (Foto: Nicolai Knauer)

Bretten: Reste des Wohnturms
(Foto: Nicolai Knauer)

wurde aus der Hochebene oberhalb des Saalbachtales geschnitten, um ein 70 x 50 m großes Areal vor Angriffen zu sichern. An der Außenseite des Grabens sind noch Reste eines Vorwalles erkennbar. Die Innenseite war bereits mit einer ca. 2 m starken (vermutlich nachträglich verstärkten) Mauer umgeben.

Von der Innenbebauung hat sich vor allem der beeindruckende Sockel des Wohnturmes erhalten. Mit 13 x 13,40 m Kantenlänge und einer Mauerstärke von ca. 1,80 m gehört er zu den größten weit und breit. Anhand der vorliegenden Keramikfunde muss die Burg spätestens im 11. Jahrhundert errichtet worden sein, vielleicht zunächst als Dependance zu Wigoldesberg. Ab dem 12. Jahrhundert war sie mit großer Sicherheit der Grafensitz des Kraichgaus, der dann auch als »Grafschaft Brettheim« bezeichnet wird.

3.3. Wiesloch im Lobdengau, Sonderfall

Wiesloch ist insofern ein Sonderfall, als der Marktort im Lobdengau lag. Dies hieße,

Wiesloch: Spätmittelalterlicher Lug-ins-Land der Burg; im mittleren Bereich der zugemauerte Triumphbogen der einstigen Kapelle; das Mauerwerk darunter aus kleinformatigen Steinen könnte noch von der ursprünglichen Burg stammen.
(Foto: Nicolai Knauer)

dass im 11. und 12. Jahrhundert eigentlich die Familie von Lauffen als Grafen des Lobdengaus das Sagen gehabt haben müsste. In dieser Zeit ging dort jedoch intensiver Bergbau auf Blei und Silber um, der eindeutig mit dem Königtum zu verbinden ist. Dementsprechend heißt es bei der Schenkung der Grafschaft an die Wormser Kirche im Jahr 1011 auch, dass nur »die Grafschaft im Lobdengau« übergeben wurde – das Gebiet um Wiesloch-Nußloch war wohl ausgenommen.

Dies setzt spätestens im frühen 11. Jahrhundert dort einen befestigten Verwaltungssitz voraus.

Es dürfte sich um den Vorläufer der Wieslocher Burg handeln, auf der im 12. und 13. Jahrhundert die verarmte, aber edelfreie Familie von Wissenloch als Verwalter saß. Die intensiven Zerstörungen von 1301 und 1689 haben das Bild leider stark verunklart. Kleinteiliges, vor 1301 zu datierendes Mauerwerk könnte jedoch schon in das frühe 11. Jahrhundert datieren.

Neuere Literatur

Hildebrandt, L. H. (2008): Die Grafschaften des Elsenz- und Kraichgaus im hohen Mittelalter, ihre Grafen und deren Burgensitze mit spezieller Berücksichtigung von Bretten. – Brettener Jahrbuch, N.F., 5: S. 54–85.

Hildebrandt, L. H. (2013): Regesten der Burg Steinsberg bei Sinsheim. – Kraichgau, 23: S. 243–269.

Hildebrandt, L. H. (2017a): Zur Geschichte der Wieslocher Burg. – Kurpfälzer Winzerfest-Anzeiger, Jg. 2017: S. 54–58.

Hildebrandt, L. H. (2017b): Umweltveränderungen durch das ottonisch-salische Silberbergwerk Wiesloch. – in: Ingenhaeff, W. & Bair, J. (Hrsg.): Bergbau und Umwelt, 15. Internationaler Montanhistorischer Kongress 2016 Sterzing/Schwaz/Hall in Tirol; S. 99–121.

Hildebrandt, L. H. & Knauer, N. (2016): Ein »Tannenberg-Kachelofen« und weitere Baubefunde auf der Burg Steinsberg. – Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, S. 309–312.

Hildebrandt, L. H. & Knauer, N. (2017): Mauer-Schänzel, ein unvollendeter Burgenbau aus der Mitte des 10. Jahrhunderts? – Palaeos, 6: S. 35–40,60.

Hildebrandt, L. H., Knauer, N. (2018): Burg Steinsberg bei Sinsheim – Bilder einer mehrjährigen Dokumentation mit überraschenden Ergebnissen. – Kraichgau, 25: S. 44–53.

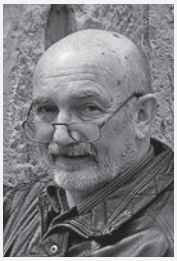
Hildebrandt, L. H. & Knauer, N. (2018): Großmotten der Mitte des 10. Jahrhunderts im nördlichen Baden-Württemberg. – Europäisches Correspondenzblatt für interdisziplinäre Castellologie, Band 4: S. 79–110.

Hildebrandt, L. H., Knauer, N. & Damminger, F. (2018): Burg Steinsberg – immer für Überraschungen gut. – Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2017, S. 319–322.

Knauer, N. (2008): Die baulichen Reste Brettener Adelssitze. – Brettener Jahrbuch, N.F., 5: S. 25–53.

Anschrift der Autoren:

Nicolai Knauer
Hausener Straße 3
74078 Heilbronn-Kirchhausen
E-Mail: nknauergd@t-online.de



Dr. Ludwig Hildebrandt
Im Köpfle 7
69168 Wiesloch
E-Mail:
ludwig.hildebrandt@online.de

Religionen im Kraichgau

Glaubenswandel als Konstante der regionalen Geschichte

Peter Bahn

Noch länger als die seit 1250 Jahren urkundlich belegte Geschichte des Kraichgaus reicht die Geschichte der Glaubensrichtungen in der Region zurück. Ihr Bogen spannt sich von vorchristlichen Religionen über die Christianisierung, die Reformation und verschiedene christliche Sondergemeinschaften (Täufer, Waldenser) bis zu den heute im Kraichgau ebenfalls vertretenen muslimischen Gemeinden. Ursache für diese Vielfalt waren einerseits Bevölkerungswanderungen, andererseits die jahrhundertelange Zersplitterung des Kraichgaus in kleine und kleinste Landesherrschaften mit unterschiedlichen religiösen Präferenzen.

Die 1250-jährige urkundlich belegbare Geschichte des Kraichgaus beinhaltet zahlreiche Teilaspekte, unter denen die bewegte Religionsgeschichte dieser Landschaft sicherlich einer der bemerkenswertesten ist. Geschuldet ist dies nicht zuletzt der Tatsache, dass der Kraichgau, eine hügelige Senke zwischen Odenwald und Schwarzwald, Rhein und Neckar, über Jahrtausende hinweg immer Durchgangsland war und dabei die Herrschaft so mancher Völkerschaften erlebte, von denen Kelten, Römer, Alemannen und Franken auch namentlich fassbar sind. Damit wird zugleich deutlich, dass die Glaubensgeschichte des Kraichgaus wesentlich weiter zurückreicht, als alles, was seit 1250 Jahren durch urkundliche Aufzeichnungen belegt werden kann.

Zudem fällt auf, dass sich gerade im Kraichgau während und nach der mittelalterlichen Territorialbildung eine höchst verwirrend erscheinende Gemengelage von kleinen und kleinsten Herrschaftsgebieten herauskristallisierte. Begütert waren hier unter anderem die Bistümer Speyer, Worms und Mainz, die Kurpfalz und Württemberg, Baden-Durlach, verschiedene Klöster und eine Vielzahl von reichsritterschaftlichen Herren. Die Rückwirkung des gebürtigen Bretteners Philipp Melanchthon auf die Region im Rahmen der Reformation, die Aufspaltung der Reformationsbewegung in einen lutherischen und einen calvinistisch-reformierten Zweig und die spätere Gegenreformation hatte in den einzelnen Landesherrschaften unterschiedliche Folgen, was zwangsläufig dazu führte, dass die landesherrschaftliche Zersplitterung des Kraichgaus durch eine konfessionelle Zersplitterung ergänzt wurde.

Die so entstehende religiöse Vielfalt wurde durch verschiedene weitere Faktoren ergänzt. Zu Katholiken, Lutheranern und Protestanten traten Sondergemeinschaften wie die Täufer und Waldenser, über Jahrhunderte hinweg blühte in vielen Orten auch jüdisches Leben. Kennzeichnend war somit ein Nebeneinander von verschiedenen religiösen Richtungen, das keineswegs konfliktfrei verlief. Seit ihrem ersten Auftreten im 16. Jahrhundert

sahen sich z. B. die hier ansässigen Täufer zunächst lebensbedrohlichen Verfolgungen, später dann vielfältigen Bedrängungen und Schikanen ausgesetzt. Verfolgungen hatten aber auch jene zu erleiden, die sich allzu sehr auf das einließen, was an Elementen des magischen Volksglaubens in den Dörfern der Region noch lange Zeit wirksam war. Die drei »großen« christlichen Konfessionen rivalisierten vielerorts um Macht und Einfluss in den Organen der städtischen Selbstverwaltung und bei der Besetzung öffentlicher Ämter. Die Verfolgung der Juden gipfelte in der NS-Zeit in dem mörderischen Grauen der Shoah, hatte ihre Ursprünge und Anfänge jedoch schon wesentlich früher.

Die Religionen dieser Erde haben Gemeinsamkeiten in großer Zahl. Die wichtigste Gemeinsamkeit ist dabei der Glaube an eine höhere Wirklichkeit über dem Menschen – dies ist es, was die Gläubigen aller Zeiten und Religionen miteinander verbindet. Doch reicht das Gemeinsame noch sehr viel weiter, bis tief in den Bereich des Kultus hinein. Das Erkennen des Gemeinsamen ist die Voraussetzung für gegenseitige Achtung und Verständnis zwischen den Religionen. Erkennen aber setzt Kenntnis voraus. Aus regionaler Perspektive ein Stück weit zu dieser Kenntnis beizutragen und damit einen interkonfessionellen – mehr noch: einen interreligiösen – Vergleich zu ermöglichen, ist das wesentliche Ziel dieses Aufsatzes.

Vorchristliche Religionen im Kraichgau

Religion, die Rückbindung an einen sinnstiftenden Wesensgrund und die damit verbundene Verehrung einer Gottheit oder mehrerer Gottheiten ist seit der Steinzeit ein Grundbedürfnis des Menschen. Im Kraichgau zeugen davon unter anderem jungsteinzeitliche Gräber (z. B. bei Untergrombach), in denen die Toten – in der Hoffnung auf ein Weiterleben im Jenseits – in einer bestimmten, rituell vorgeschriebenen Lage bestattet wurden.

Auch die Völker, von denen die Region in späteren Zeiten besiedelt wurde, hatten ihre jeweiligen Glaubensvorstellungen und religiösen Riten. Auf die Kelten folgten die Römer, die um 85 n. Chr. zwischen Main und Donau den obergermanisch-rätischen Limes errichteten, um ihr Herrschaftsgebiet vor den germanischen Stämmen zu schützen. Die Römer, die sich zum Teil mit der vorher ansässigen keltischen Bevölkerung vermischten, errichteten neben den militärischen Stützpunkten im Kraichgau auch zivile Siedlungen, in denen sie ihre Götter verehrten. Im Jahre 233 n. Chr. überrannte das germanische Volk der Alemannen erstmals und 259/60 endgültig die römischen Grenzbefestigungen und stieß nach Westen vor: in den Kraichgau und schließlich auch darüber hinaus. Im Jahr 260 wurde der Rhein zur Westgrenze des alemannischen Territoriums. Die bisher in der Region ansässige keltisch-römische Bevölkerung wurde vertrieben.

Die Alemannen brachten nun ihre eigenen religiösen Vorstellungen mit in den Kraichgau, insbesondere die Verehrung der auch bei den anderen südgermanischen Stämmen präsenten Götter Wotan, Donar und Ziu. Ganz ähnlich wie die römische und die noch ältere keltische Religion war auch der Glaube der Germanen polytheistisch, d. h., er ging von der Existenz eines Pantheons mehrerer Götter aus.

Ein bis in die Gegenwart sichtbares Symbol des religiösen Wandels im Kraichgau ist der Michaelsberg beim heutigen Bruchsaler Stadtteil Untergrombach. Von hier stammen rund

Ansicht des Michaelsbergs bei Bruchsal-Untergrombach (Foto: Martin Heintzen)

5000 Jahre alte Bodenfunde der jungsteinzeitlichen Tulpenbecherkultur, die mit Sicherheit ihre eigenen, heute unbekannten Gottheiten verehrte. Zugleich gibt es Hinweise und Vermutungen, dass der Michaelsberg auch noch danach, in heidnisch-germanischer Zeit, eine gewisse religiöse Bedeutung hatte – nicht zuletzt in seiner Eigenschaft als Höhenzug und als Quellort von Bächen. Denn vielfach galten gerade Berge und Gewässer in der germanischen Naturreligion als heilig.

Die Christianisierung

Bereits während der Ära der römischen Besiedlung drang das Christentum auch nach Südwestdeutschland vor. In dieser Zeit entstanden vor allem links des Rheins verschiedene Bischofssitze, die später noch viele Jahrhunderte hindurch von großem Einfluss auf das Geschehen im Kraichgau sein sollten, wie z. B. Speyer und Worms. Die Vertreibung der Römer durch die heidnisch-germanischen Alemannen im 3. nachchristlichen Jahrhundert setzte der Entwicklung des antiken Christentums östlich des Oberrheins allerdings erst einmal ein Ende.

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts bahnte sich eine neue Entwicklung an. Das ursprünglich an Niederrhein und Maas ansässige germanische Volk der Franken war zunächst mit den Alemannen gegen die Römer verbündet. Nach dem Ende der Römerherrschaft dehnten die Franken ihren Machtbereich jedoch immer weiter aus, was zu Konflikten mit den Alemannen führte.

496/497 gelang es den Franken unter ihrem König Chlodwig, die Alemannen in der Schlacht bei Zülpich vernichtend zu schlagen

Merowingisches Grabkreuz, Fundort Bruchsal
(Foto: Städtisches Museum Bruchsal)

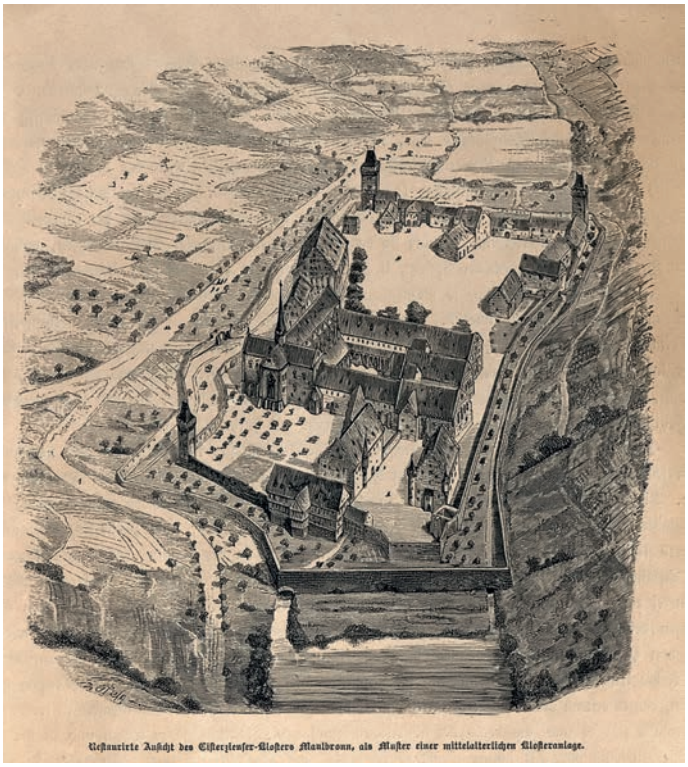
und weit nach Süden zurückzudrängen. Im folgenden Jahr ließ sich König Chlodwig taufen, das Frankenreich wurde christlich. Um 500 geriet auch der Kraichgau unter fränkische Herrschaft und damit in den Einflussbereich eines christlichen Herrschers. Die tatsächliche Bekehrung der fränkischen und der unterworfenen alemannischen Bevölkerung erfolgte allerdings nur langsam. Erst im 7. Jahrhundert wurde unter dem Königshaus der Merowinger mit einer planmäßigen Alemannenmission begonnen, erst im 8. Jahrhundert konnte sie zumindest in formaler Hinsicht vollendet werden. Bei dem langwierigen Prozess der Christianisierung wirkte das Königshaus mit den Bischöfen, den Klöstern und dem örtlichen Adel zusammen. Dennoch gelang auch im Kraichgau die Christianisierung niemals vollständig. Reste vorchristlicher Überlieferungen und Kultformen hielten sich vor allem bei der ländlichen Bevölkerung noch viele Jahrhunderte, auch wenn das Wissen um ihre im Heidentum wurzelnden Ursprünge nach und nach in Vergessenheit geriet.

Mittelalterliche Klöster in der Region

Klöster waren bei der Binnenmissionierung sowie der Entwicklung der Kulturlandschaft des Kraichgaus über Jahrhunderte hinweg immer wieder von zentraler Bedeutung. Der Klosterbesitz in der Region hatte seine Ursprünge oft in den Schenkungen fränkischer Adeliger, die sich vor allem im berühmten »Codex« des 764 gegründeten Klosters Lorsch an der Bergstraße vielfach nachweisen lassen. Weitere bedeutende Schenkungen kamen vor allem im 8. und 9. Jahrhundert den Klöstern Weißenburg (Elsass) und Hirsau (Nord-

schwarzwald) zugute. In der Region selbst entstanden um 1199 Klöster in Sinsheim und in Odenheim. Im benachbarten Pfinzgau war schon 1094 das Kloster Gottesaue gegründet worden. Ende des 12. Jahrhunderts entstand am Nordrand des Kraichgaus das Kloster Lobesfeld.

Große Auswirkungen auf den Kraichgau hatte die Gründung der Zisterzienserklöster Maulbronn (1147) und Herrenalb (1149). Durch Schenkungen adeliger Familien, insbesondere der Herren von Eberstein, konnten diese beiden Klöster bis zum Ende des 15. Jahrhunderts großen Güterbesitz und zahlreiche Rechte in vielen Orten erlangen. Die Zisterziensermönche begründeten den seit dem Ende der Römerzeit im Kraichgau untergegangenen Weinbau wieder neu, schufen ein vorbildliches System der Güterverwaltung und legten durch Rodungen umfangreiche neue Anbauflächen sowie neue Siedlungsflächen an. Im Kraichgau begütert war schließlich auch das Benediktinerinnenkloster Frauenalb. 1504 gelangten die Klöster Maulbronn und Herrenalb gänzlich unter württembergische Herrschaft. Die spätere Reformation in Württemberg bereitete der Säkularisation und schließlich der Aufhebung dieser Klöster den Weg.



Ansicht des Klosters Maulbronn, Stahlstich 19. Jhd. (Quelle: Stadtarchiv Bretten)

Die Reformation und ihre Aufnahme im Kraichgau

Mit dem Thesenanschlag Martin Luthers in Wittenberg begann 1517 das Zeitalter der Reformation. Luther selbst trat mit der Teilnahme an einer theologischen Disputation in Heidelberg im folgenden Jahr auch direkt in der Kurpfalz auf und übte mit seiner 1520 erschienenen Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« bald darauf großen Einfluss gerade auf die Reichsritter im Kraichgau aus, der schon bald seine Wirksamkeit in reichsritterschaftlichen Territorien der Region entfaltete. So verbreitete bereits 1521 der Prediger Martin Germanus mit Unterstützung der Herren von Gemmingen die lutherische Lehre in den Dörfern Fürfeld und Bonfeld. Im folgenden Jahr berief mit Bernhard Göler von Ravensburg ein weiterer Angehöriger des Kraichgauer Adels einen Prediger, Johannes Gallus, nach Sulzfeld, der

dort die Predigt in deutscher Sprache hielt. In einem Synodalbescheid des Bistums Speyer wurde denn auch um die gleiche Zeit von einer verstärkten Ausbreitung der lutherischen Lehren im Kraichgau berichtet. Im deutschen Bauernkrieg des Jahres 1525 schließlich, der weite Teile Süd- und Mitteldeutschlands erfasste und gerade auch im Kraichgau zu heftigen Auseinandersetzungen führte, beriefen sich viele der aufständischen Bauern auf die Glaubenssätze der Reformation.

Die allmähliche Festigung und damit verbundene Institutionalisierung des Protestantismus blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Kurpfalz und damit auch auf den Kraichgau. Ein kurfürstliches Edikt erlaubte 1546 in der Kurpfalz das vollständige Abendmahl, die Priesterehe und Gottesdienste in deutscher Sprache. Im benachbarten Herzogtum Württemberg und damit auch im südöstlichen Randbereich des Kraichgaus wurde 1553 eine Kirchenordnung wirksam, die vollständig auf lutherischer Grundlage fußte. In der Kurpfalz erfolgte schließlich der Durchbruch für die neue Lehre, als Pfalzgraf Ottheinrich 1556 mit einem Erlass eine Kirchenordnung erließ, die sich an der protestantischen Augsburger Konfession orientierte und zugleich die Messgottesdienste und alle katholischen Zeremonien verbot.

Doch nur sieben Jahre später wurde Ottheinrichs neu geschaffene Kirchenordnung auch schon wieder in Frage gestellt, als auf Initiative von Kurfürst Friedrich III. der »Heidelberger Katechismus« erschien, der in der Kurpfalz den zeitweiligen Übergang von der lutherischen zur reformierten Richtung des Protestantismus markierte. Dass auch dies nicht von Dauer war, zeigte sich schon bald, denn nach der Herrschaftsübernahme von Kurfürst Ludwig VI. kam es im kurpfälzischen Hoheitsgebiet 1576 zur erneuten Durchsetzung der lutherischen Richtung und 1585, unter

Denkmal Philipp Melanchthons vor der Brettener Stiftskirche (Foto: Stadtarchiv Bretten)

Kurfürst Johann Kasimir, kehrte die Kurpfalz wieder zum reformierten Bekenntnis zurück.

Philipp Melanchthon, der als engster Mitarbeiter Martin Luthers gilt, war bis zu seinem Tode im Jahre 1560 an den geistigen Entwicklungen der Reformationszeit beteiligt. Als Philipp Schwartzerdt wurde er 1497 in Bretten geboren. Seine religiöse Erziehung lag zunächst in den Händen seiner Mutter, die er in späteren Schriften als sehr gläubig schilderte. Seine weitere Ausbildung erhielt Philipp über mehrere Jahre hinweg von einem Hauslehrer. Nachdem Vater und Großvater im Herbst 1508 kurz hintereinander verstarben, verließ Philipp zur weiteren Ausbildung seine Heimatstadt und zog zu Verwandten nach Pforzheim,

wo er die dortige Lateinschule besuchte. Prägend für seine weitere Entwicklung war die Bekanntschaft mit dem Pforzheimer Humanisten Johannes Reuchlin. Schon 1509 – im Alter von nur 12 Jahren – wurde er an der Universität Heidelberg immatrikuliert, 1512 setzte er seine Studien in Tübingen fort. Mit 21 Jahren erhielt er den Ruf als Professor für Griechisch an die neu gegründete Universität zu Wittenberg, wo bald darauf die Zusammenarbeit mit Martin Luther begann. Von Heidelberg, Tübingen und Wittenberg aus führten ihn zwar noch mehrere Reisen zurück nach Bretten und zu seiner Familie, doch wurde er in seiner Heimatstadt nie mehr ansässig. Allerdings unterstützte er später nach Kräften die Reformation in der Kurpfalz und war in Wittenberg Professor nicht weniger Studenten, die aus dem Kraichgau stammten.

Die Folgen der Reformation

Die Reformation hatte im Kraichgau eine mehrfache konfessionelle Spaltung zur Folge: drei Konfessionen standen sich gegenüber, die Katholiken, die Lutheraner und die Reformierten. Dies war zwar auch andernorts so, doch im Kraichgau kamen zwei besondere Faktoren hinzu:

- die extreme Zersplitterung der Region in zahlreiche kleine und kleinste Herrschaften und Landesteile (Kurpfalz, Bistum Speyer, Württemberg, Baden-Durlach, zahlreiche selbständige Reichsritterschaften usw.) führte dazu, dass aufgrund unterschiedlicher konfessioneller Zugehörigkeiten der Landesherren auch in konfessioneller Hinsicht ein »Flickenteppich« entstand,
- der mehrfache Konfessionswechsel der pfälzischen Kurfürsten (den wichtigsten Landesherren im Gebiet des Kraichgaus), aber auch einzelner Reichsritter sorgte für weitere Unsicherheiten.

Diese Situation verschärfte sich noch, als sich die kurpfälzischen Landesherren im 17. Jahrhundert wieder dem Katholizismus zuwandten und das ganze Land zu »rekatholisieren« versuchten. Im Rahmen dieser Bewegung kam es auch zur Neugründung von Klöstern in mehrheitlich protestantisch gebliebenen Orten der Kurpfalz (z. B. Gründung des Kapuziner-Klosters in Bretten). Eine Reihe von Kraichgauer Kirchen wurde angesichts der konfessionellen Durchmischung als »Simultaneum« (gemeinsam genutzte Kirche für zwei verschiedene Konfessionen) geführt. Noch bis in die Gegenwart kann man vielen Dörfern in der Region fast schon auf Anhieb ansehen, ob sie früher zu einer protestantischen oder zu einer katholischen Landesherrschaft gehörten. In den katholischen Dörfern fallen zum Beispiel bestimmte Verzierungen der Hausfassaden (Auskehlungen im Fachwerk für Heiligenstatuen, aufgemalte religiöse Sinnsprüche usw.), Wegekreuze und Heiligenhäuschen im Ortsbild auf.

Die Trennung zwischen der lutherischen und der reformierten Richtung des Protestantismus dauerte in den 1803 zu Baden gelangten Teilen des Kraichgaus fast 300 Jahre an. Erst 1821 schlossen sich lutherische und reformierte Gemeinden in ganz Baden auf Erlass des Großherzogs zur »Vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche« in Baden zusammen.

Jüdische Religion im Kraichgau

Seit dem Mittelalter gibt es im Kraichgau einen jüdischen Bevölkerungsteil. Bereits im Jahre 1288 wurde der aus dem Kraichgau stammende Isaak von Bruchsal in Frankfurt

Jüdischer Friedhof am Windstegweg in Bretten (Foto: Stadtarchiv Bretten)

Luftbild der früheren Brettener Synagoge kurz vor ihrem Brand 1938 (Foto: Stadtarchiv Bretten)

urkundlich erwähnt. Zeitweilig schon während des Mittelalters und danach vor allem in der Neuzeit war der Kraichgau eines der größten jüdischen Siedlungsgebiete in Südwestdeutschland. Im 19. Jahrhundert lebten in jedem zweiten Ort des Kraichgaus Juden. Unterbrochen wurde die jüdische Bevölkerungsgeschichte in der Region zunächst allerdings durch Verfolgungen in den Jahren 1348/49. Damals gab man den Juden die Schuld an der Pest und viele von ihnen fielen Pogromen zum Opfer. 1390 verfügte Kurfürst Ruprecht II. schließlich sogar die Ausweisung sämtlicher Juden aus der Kurpfalz, wovon auch viele Kraichgau-Orte betroffen waren. Durch die 1662 erlassene »Judenordnung« des Kurfürsten Karl Ludwig nahm das jüdische Leben im kurpfälzischen Teil des Kraichgaus einen neuen Aufschwung. Seit dem 18. Jahrhundert wurden im Kraichgau wieder Synagogenbauten errichtet.

Nachdem der größte Teil des Kraichgaus 1803 zum Kurfürstentum Baden (ab 1806: Großherzogtum) gehörte, wurden der jüdischen Bevölkerung zunehmend Rechte eingeräumt, die man ihr bisher vorenthalten hatte. Ab 1807 war es auch Juden erlaubt, Grund und Boden erwerben und ab 1809 galt eine Schulpflicht für alle jüdischen Knaben. 1862 schließlich erfolgte die vollständige Gleichstellung der Juden mit allen übrigen Bürgern des Großherzogtums Baden. Während der Revolution von 1848/49 lebten in vielen Orten der Region allerdings wieder Pogrome gegen die ansässige jüdische Bevölkerung auf. Nachdem die rechtliche Gleichstellung der Juden vollzogen war, erfolgte jedoch zunächst die zunehmende Integration der Juden in das Wirtschafts- und Vereinsleben sowie in die Organe der kommunalen Selbstverwaltung.

Bereits nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurden in der Bevölkerung antisemitische Ressentiments geschürt. Unter anderem gab man Juden die Schuld an der Niederlage Deutschlands und der Not der Nachkriegsjahre. Nicht zuletzt durch eine derartige, auf dem »Sündenbock«-Prinzip aufbauende Propaganda gelang es Adolf Hitlers NSDAP, 1932 stärkste Partei in Deutschland zu werden und im Januar 1933 die Regierung zu übernehmen. Im Kraichgau erzielte die NSDAP schon vorher überdurchschnittliche Wahlergebnisse. Juden wurden ab 1933 Schritt für Schritt entrechtet und z. B. von öffentlichen Ämtern und Beamtenstellen ausgeschlossen. Es folgten der Ausschluss aus Vereinen, Repressionen gegen

jüdische Schüler und zahlreiche weitere Diskriminierungen und Schikanen. Viele Juden, die in der dörflichen oder kleinstädtischen Umgebung dem Druck nicht mehr standhalten konnten, verließen daraufhin die Region. Am 9. und 10. November 1938, während der Reichspogromnacht, wurde in einer organisierten Aktion der Nationalsozialisten und mit stillschweigender Duldung der örtlichen Verwaltungen der größte Teil der Kraichgauer Synagogen zerstört. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges verschärfte sich die Situation. Am 22. Oktober 1940 wurden fast alle noch in Baden lebenden Juden in das südfranzösische Internierungslager Gurs deportiert. Viele von ihnen starben dort bereits nach wenigen Wochen an Entkräftung. Die meisten, die Gurs überlebten, wurden später in die Vernichtungslager im Osten deportiert. Insgesamt kamen mehr als 500 Juden aus dem Kraichgau während der NS-Zeit ums Leben.

Nach 1945 kehrten nur wenige Juden aus den Lagern oder aus der Emigration in den Kraichgau zurück. Ein jüdisches Gemeindeleben konnte sich in der Region nicht mehr entfalten. Erst nach 1990 nahm die Zahl jüdischer Einwohner im Kraichgau durch Übersiedler aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion wieder leicht zu.

Die Wiedertäufer

Um 1524/25 bildete sich in Zürich ein Kreis radikaler Bibelleser, die ursprünglich Anhänger des Reformators Ulrich Zwingli waren. Sie trennten sich jedoch von Zwingli, nachdem dieser weitere Schritte zur Reformation von der Zustimmung des städtischen Rates abhängig machte. Es entstand ein Zusammenschluss konsequenter Christen, der unabhängig von staatlicher Obrigkeit sein wollte, das Leisten des Eides und die Kindertaufe wurden abgelehnt. Die Bewegung griff rasch auf weite Teile Mitteleuropas über, begegnete jedoch genauso schnell massiven Verfolgungen. So fand bereits 1527 in Zürich die erste Hinrichtung eines Täufers statt.

Bereits im Vorjahr war mit Philipp Plerrer ein erster täuferischer Prediger in den Kraichgau (Bruchsal) gekommen und hatte eine wachsende Schar von Anhängern gefunden. Doch fast unmittelbar danach – ab 1527 – setzten Verfolgungen und Hinrichtungen von Täufern auch im Kraichgau ein, so unter anderem in Bruchsal, Bretten und Bauschlott. Niemand anderes als Philipp Melanchton war es dann, der 1530 als Vertreter des Hauptstroms der Reformationsbewegung die Verfolgung und Hinrichtung von Täufern verteidigte. Täuferisches Leben im Kraichgau verschwand nun, soweit überhaupt noch existent, für mehr als ein Jahrhundert gänzlich im Untergrund.

Eine gewisse Wende trat erst ein, als die Freiherren von Venningen als erste Adelsfamilie der Kraichgaus im Jahre 1650 die Niederlassung von Täufern in der Ortschaft Dühren gestatteten. Zwei Jahre später siedelten sich Täufer auch in einigen Ortschaften des kurpfälzischen Amtes Hilsbach an. Es dauerte bis 1661, ehe sich eine Täuferversammlung dazu aufraffte, den pfälzischen Kurfürsten demütig darum zu bitten, »in aller Stille« Versammlungen abhalten zu dürfen. Erreicht wurde drei Jahre darauf eine begrenzte Duldung der Täufer durch die Landesherrschaft (die sogenannte »Mennoniten-Konzession«), allerdings verbunden mit der Erhebung eines Schutzgeldes. Von einer gewissen quantitativen Bedeutung wurde diese Verfügung dann weitere sieben Jahre später, als rund 600 in ihrer Heimat verfolgte schweizerische Täufer in die Kurpfalz kamen und dabei auch im Kraichgau Aufnahme fanden. Doch es gab bei

Ausschnitt aus Brettener Flurkarte des 18. Jhd. mit eingezeichnetem Begräbnisplatz der Täufer (Quelle: Stadtarchiv Bretten)

der allmählichen Duldung der Täufer auch Rückschläge. So erließ die Landesherrschaft der Kurpfalz 1726 ein Gesetz, wonach Lutheraner, Reformierte und Katholiken Grundstücke, die sie irgendwann einmal an Täufer verkauft hatten, jederzeit zum ursprünglichen Preis wieder zurückfordern konnten. Dass der wirtschaftliche Schaden für einzelne Täuferfamilien immens sein konnte, liegt auf der Hand. Erst als der überwiegende Teil des Kraichgaus 1803 badisch geworden war, erhielten die Täufer das Bürgerrecht und genossen die weitgehende Gleichstellung. Erst mit der Weimarer Reichsverfassung von 1919 schließlich erhielten die Täufer die völlige rechtliche Gleichstellung.

Schweizer Glaubensflüchtlinge und Waldenser in der Region

Im 17. Jahrhundert kam es zu einer Welle von Zuwanderern aus dem Alpenraum in den Kraichgau. Wesentlicher Auslöser hierfür waren Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und reformierten Protestanten im Veltlin, das damals noch als »Untertanenland« zum Schweizer Kanton Graubünden gehörte. Nachdem die Katholiken dort die Oberhand gewannen und 1620 bei einem Massaker Hunderte von Protestanten ermordeten, flohen viele der Überlebenden zunächst in die evangelischen Kantone der Schweiz.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) bemühten sich viele Landesfürsten um Neuansiedler. Dies galt auch für die Kurpfalz, die dadurch zu einem Zuzugsziel für reformierte Glaubensflüchtlinge aus dem Veltlin wurde. Seit 1652 lassen sich aus dem Veltlin stammende Familien im Kraichgau nachweisen, so z. B. in den kurpfälzischen Städten Eppingen, Heidelsheim und Bretten. Am Beispiel der Stadt Bretten lässt sich das Familienschicksal dieser Glaubensflüchtlinge am konkreten Beispiel nachvollziehen. Hier ansässig wurden unter anderem die Familien Cattanäus, Gillardon und Paravicini. Sie erlangten rasch einen bedeutenden Einfluss

- in der kommunalen Selbstverwaltung (zahlreiche Ratsmitglieder und Bürgermeister stammten in der Folgezeit aus den Familien Paravicini und Gillardon),
- in den Brettener Zünften (vor allem in der Gerberzunft spielte die Familie Gillardon noch bis ins 19. Jahrhundert eine maßgebliche Rolle) und
- im Beherbergungsgewerbe (so wurden der Gasthof »Krone« sowie die Brettener Posthalterei lange von Angehörigen der weit verzweigten Familie Paravicini betrieben).

Der Zuzug der reformierten Protestanten aus dem Veltlin und ihr fast von Anfang an vorhandener politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Einfluss verstärkten somit die Bedeutung der reformierten Richtung innerhalb des »evangelischen Lagers«.

Im September 1698 mussten rund 3000 Waldenser auf Erlass ihres Landesherrns ihre Heimat in den Alpentälern des Herzogtums Savoyen (heute italienisches Piemont) verlassen. Sie gehörten einer bereits im 12. Jahrhundert um Petrus Valdes in Lyon gegründeten vorreformatorischen Glaubensströmung an, die schon im Mittelalter als Ketzerbewegung verfolgt worden war. Seit dem 16. Jahrhundert pflegten die Waldenser Kontakte zur Reformationsbewegung in der Schweiz. Als sich die Waldenser in Savoyen weigerten, ihrem Glauben abzuschwören, mussten sie ihre alte Heimat aufgeben.

Die vertriebenen Waldenser fanden 1699 Aufnahme in Deutschland, vor allem im Herzogtum Württemberg, in verschiedenen hessischen Territorien und in Baden-Durlach. Zum Teil in unmittelbarer Nachbarschaft zum kurpfälzischen Oberamt Bretten entstand auf württembergischer Seite der Landesgrenze eine Reihe von Waldensersiedlungen wie Corres, Dürrmenz, Großvillars, Kleinvillars, Pinache, Schönenberg und Serres. Bis ins 19. Jahrhundert hielten die dortigen Waldenser an ihrer eigenen Sprache und ihren mitgebrachten Bräuchen fest. Auch kirchenrechtlich blieben sie zunächst eine eigene Gemeinschaft, bis sie in Württemberg in die evangelische Landeskirche eingegliedert wurden. Familiennamen waldensischen Ursprungs, wie z. B. Cordier, Servay, Soulier, Vallon und Vincon, erinnert bis heute in den württembergischen Waldenserdörfern und ihren Kraichgauer Nachbarorten an dieses Kapitel der regionalen Glaubensgeschichte.

Magische Elemente im traditionellen Volksglauben

Parallel zur christlichen Volksfrömmigkeit und z. T. sogar eng verwoben mit ihr hielten sich im traditionellen Volksglauben ganz Europas magisch-sakrale Elemente, die vielfach noch auf vorchristliche Glaubensvorstellungen zurückgingen. Es war ein »animistisches«, von einer beseelten Natur ausgehendes Weltbild, das in diesen Vorstellungen seinen Ausdruck fand und in Spurenelementen noch bis weit ins 20. Jahrhundert, z. T. sogar bis in die Gegenwart hinein, feststellbar war bzw. ist.

Im Weltbild unserer Vorfahren waren die Erscheinungen der Außenwelt – Steine, Pflanzen, Tiere, aber auch die verschiedensten Gegenstände – von lebendigen Wesenheiten beseelt, deren Feindschaft man meiden musste, deren Unterstützung man sich aber durch Opfergaben oder entsprechendes Verhalten erwerben konnte. Unerklärbare Krankheiten und Seuchen wurden als Zeichen für das negative Wirken dieser Wesenheiten gedeutet, Heilungen und unerwartete Glücksfälle wurden ihrem positiven Tun zugeschrieben. Die Wesenheiten der beseelten Natur hatten die unterschiedlichsten Erscheinungsformen und wurden mit vielen Namen belegt. So gab es die Druckgeister (Alp, Drud, Schrettele, usw.), die Wiedergänger und die Nachtzehrer, die nächtens durch die Lüfte jagenden Totenheere, Dämonen aller Art, Hexen und Teufel. Oft verband sich – so bei den Hexen – damit die Vorstellung, daß einzelne Menschen von dämonischen Wesenheiten besessen seien – mit oft höchst tragischen Folgen für die Verdächtigten.

Symbole und magische Handlungen aller Art, aber auch Gebete, sollten Schutz bieten. Dabei war es nicht allein das Kreuz als zentrales Symbol des Christentums, von dem

man sich Hilfe erwartete. Da in den entsprechenden Vorstellungen alles mit allem zusammenhing und die Natur folglich als System unendlicher Wechselwirkungen gedacht war versprach man sich Heil auch von bestimmten Kräutern, Tieren, Mineralien und nicht zuletzt von magischen Schutzzeichen. Im ländlich geprägten Kraichgau waren derartige Vorstellungen des magischen Volksglaubens vor allem unter der bäuerlichen (und naturnahen) Bevölkerung noch lange weit verbreitet. Beispiele dafür gibt es viele. Die unter der Türschwelle eines Neubaus als Schutzvorrichtung eingemauerte Katze findet sich in der Region ebenso wie die Bestattung der Nachgeburt im Keller des Hauses, mit der Schaden von dem Neugeborenen abgewendet werden sollte. Und in mancher Rauchküche alter Kraichgauer Bauernhäuser war früher im Kamin ein magisches Zeichen, das Pentagramm, angebracht, das Dämonen einen Zugang von oben verwehren sollte …

Der Islam im Kraichgau

Mit dem Zuzug von sogenannten »Gastarbeitern« aus den Ländern des Mittelmeerraumes gelangten seit Ende der fünfziger Jahre und verstärkt in den sechziger Jahren auch Menschen muslimischen Glaubens in den Kraichgau. Sie stammten vor allem aus der Türkei und der damaligen jugoslawischen Teilrepublik Bosnien-Herzegowina, vereinzelt auch aus Marokko und Tunesien. In den folgenden Jahrzehnten verstärkte sich der Zuzug von Muslimen in die Region. Hierbei spielten unter anderem der Familiennachzug sowie (seit den neunziger Jahren und in einer weiteren Welle ab 2015) die Aufnahme von Bürgerkriegsflüchtlingen und Asylbewerbern eine Rolle. Muslime im Kraichgau kommen heute aus vielen Ländern des östlichen Mittelmeerraumes, Vorderasiens und Nordafrikas, wobei Türken allerdings weiterhin die mit Abstand größte Gruppe stellen. Nicht wenige Muslime der zweiten und dritten Zuwanderergeneration haben inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Zugleich kommt es vereinzelt auch zu Übertritten von Deutschen zum Islam.

Auch im Kraichgau, ihrer »neuen Heimat«, wollen Muslime ihren mitgebrachten Glauben praktizieren und die Gelegenheit haben, ihre Gottesdienste zu feiern. Daher entstanden in der Region islamische Gotteshäuser (Moscheen), so z. B. in Bruchsal, Bretten und Eppingen. Besonders eindrucksvoll ist dabei die im Westen der Stadt gelegene, mit ihrem Minarett weithin sichtbare Eppinger Moschee. Die Moscheen in den einzelnen Orten der Region bemühen sich fast alle um Kontakt und Dialog mit ihrer nichtmuslimischen Umgebung: mit Kommunen, Schulen, verschiedenen Kultureinrichtungen und nicht zuletzt auch mitchristlichen Kirchen. Vorrangiges Ziel des interreligiösen Dialogs zwischen Christen und Muslimen ist das Erkennen von Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Anliegen der Religionen als Voraussetzung für gegenseitige Toleranz und Achtung.

Literaturauswahl

Andermann, Kurt: Zur Besitz- und Wirtschaftsgeschichte des Klosters Maulbronn. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienser-Klosters. Stuttgart 1997 (Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7), S. 31–42.

Bahn, Peter: Glaubensflüchtlinge in der Melanchthonstadt. Veltliner Protestanten und Waldenser in Bretten. In: Mitteilungen der D. Dr. Otto-Beuttenmüller-Bibliothek der Stadt Bretten, Heft 6 (Juli 2000), S. 11–19.

Bahn, Peter: Ora et labora. Religion und Wirtschaft in Bretten. Bretten 2017 (Begleitheft zur Ausstellung des Stadtmuseums vom 6.4.2017 – 3.10.2017).

Beitl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl. Stuttgart 1974.

Gaßner, Klaus: So ist das creutz das recht panier. Die Anfänge der Reformation im Kraichgau. Ubstadt-Weiher 1994.

Hassler, Michael (Hrsg.): Der Michaelsberg. Steinzeitsiedlungen Wallfahrten und Orchideen. Naturkunde und Geschichte des Untergrombacher Hausbergs. Ubstadt-Weiher 1998 (Beihefte der Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 90).

Jüdisches Leben Im Kraichgau e. V. (Hrsg.): Dem Vergessen entrissen – jüdisches Leben im Kraichgau. Ausstellungskatalog zur Wanderausstellung. Eppingen 2011.

Kemkes, Martin / Willburger, Nina: Der Soldat und die Götter. Römische Religion am Limes. Esslingen 2004 (Schriften des Limesmuseums Aalen, Nr. 56).

Kiesow, Gerhard: Von Rittern und Predigern. Die Herren von Gemmingen und die Reformation im Kraichgau. Ubstadt-Weiher 1997.

Kreutz, Wilhelm / Kühlmann, Wilhelm / Wiegand, Hermann (Hrsg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reformation und Revolution. Regensburg 2013.

Martin, Wolfgang: Das Kapuzinerhospiz in Bretten 1752–1802. In: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Neue Folge 2. Bretten 2001, S. 79–115.

Melanchthonhaus Bretten (Hrsg.): Die Waldenser. Spuren einer europäischen Glaubensbewegung. Begleitbuch zur Ausstellung in Bretten 12.5. – 1.8.1999. Bretten 1999.

Röcker, Bernd: Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt. Ubstadt-Weiher 2000 (Sonderveröffentlichung Heimatverein Kraichgau e. V., Bd. 22).

Rückert, Peter / Schwarzmaier, Hansmartin (Hrsg.): 850 Jahre Kloster Herrenalb. Auf Spurensuche nach den Zisterziensern. Stuttgart 2001.

Schäfer, Alfons: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. Bretten 1977 (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 2).

Scheible, Heinz: Melanchthon. Vermittler der Reformation. München 2016.

Straub, Alfred: Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit. Bretten 1990 (Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen, Bd. 3).

Anschrift des Autors:
Dr. Peter Bahn
Friedrichstraße 6
75015 Bretten
pbabretten@gmail.com

verlag regionalkultur

versandkostenfrei für Endkunden innerhalb der Bundesrepublik Deutschland
Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • Tel. 07251 36703-0 • www.verlag-regionalkultur.de

Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (LfU) (Hrsg.)

Naturführer Kraichgau

18 größere und kleinere Touren laden dazu ein, den Kraichgau mit seinen Wiesen, Bächen und Wäldern kennenzulernen – und es wird bestimmt nicht bei einem Ausflug bleiben!

Naturschutz-Spectrum. Gebiete. Band 25. Herausgegeben von der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (LfU). 228 S., über 150 farbige Abb. und zahlreiche Karten, mit 18 Wander- und Radtouren, handliches Taschenformat. ISBN 978-3-89735-212-4. EUR 13,90

Dieter Balle

Kultur- und Naturführer KRAICHGAU

Entdecken Sie das Land der 1000 Hügel zu Fuß oder mit dem Rad. Alle Ausgangs- und Endpunkte der insgesamt 18 Rad- und Wandertouren in diesem Buch sind gut mit dem öffentlichen Nahverkehr erreichbar.

Dritte, erweiterte und aktualisierte Auflage. 128 Seiten, mit 177 farb. Abb., 1 Übersichtskarte und 13 Tourenkarten. ISBN 978-3-89735-632-0. EUR 10,90

Reichsritterschaft, Bauernkrieg und Reformation in der Gemeinde Menzingen

Karl-Heinz Glaser

In den Jahren vor dem Bauernkrieg 1525 lag die Gemeinde Menzingen in einem erbitterten Streit mit ihrem Ortsherrn, dem Kraichgauer Ritter Philipp von Mentzingen. Dieser Konflikt um das »alte Herkommen«, also die überlieferten Rechte der Bauern, eskalierte 1524/25. Nähere Einblicke verdanken wir einem Prozess, den die Gemeinde vor dem hessischen Lehenshof in Marburg angestrengt hatte und dessen umfangreiche Akten, trotz einer Teilpublikation durch Günther Franz, bis heute nicht vollständig ausgewertet sind. Auch dieser Beitrag kann nur wenige Aspekte näher beleuchten, so die Offenheit der Gemeinde Menzingen gegenüber der lutherischen Lehre – noch bevor Philipps Söhne Erasmus und Peter von Mentzingen die Reformation 1525 eingeführt haben.

Doch jetzt, da sie sich »der lutherischen Lehre anmaßen« ist zu befürchten, dass »der Bundschuh überhand nehmen werdt«.
Philipp von Mentzingen
über seine Untertanen, 1524

Wer den kurvenreichen »Landskopf« von Münzesheim kommend bewältigt hat, kann einen ersten Blick auf Menzingen, eingebettet in fruchtbare Hügel und mit dem Kirchturm als Orientierungspunkt, werfen. Ein typisches Kraichgaudorf also mit heute etwa 2000 Einwohnern, das seit der Gemeindereform 1971 zur Stadt Kraichtal gehört? Durchaus, aber im Ort selbst entdeckt man bald die etwas verborgene Ruine des früheren Wasserschlosses und die höher gelegene Schwanenburg.

Diesen Hinweisen auf eine adlige Vergangenheit wollen wir in unserem Beitrag folgen und dabei auf eine historisch betrachtet sehr kurze Zeitspanne von kaum mehr als zwei Jahrzehnten blicken: 1524 bis 1546. Beschaulich ist es damals nicht zugegangen in der Gemeinde, wie schon das einleitende Zitat des Ortsherrn Philipp von Mentzingen vermuten lässt.

Wir befinden uns auf dem Gebiet des Ritterkantons Kraichgau.[1] Die Adelsfamilie von Mentzingen ist seit dem 13. Jahrhundert hier ansässig und besitzt alle Rechte. Andererseits ist diese Herrschaft zu jener Zeit auch auf Menzingen beschränkt, woraus sich eine deutliche Abhängigkeit nicht nur von den Einnahmen aus der eigenen Landwirtschaft und dem stattlichen Wald, sondern auch von den Abgaben und Diensten der Bauern ergibt. Die zu Beginn des 16. Jahrhunderts immer selbstbewusster auftretende Gemeinde wusste ihre Stellung zu nutzen und trat bei allen damit verbundenen Risiken in offenen Konflikt zu ihrer Herrschaft.

Am Vorabend des Bauernkrieges

»Liebe Bruder in Christo Ir wissent, das wir schwerlich hinder unser Herschaft und den Amtleuten gesessen seind, desgleichen bey Monchen und Pfaffen. Doch ists zum letzsten in Tag komen ir Hendel, die sie gepraucht haben, das sey Got gelobt. Herumb so mane ich euch uffs allerhöchst, das ir uff Stund an mit allen ewern Mitbruderen alhie zu Gochsheym erscheinen wollent mitsampt einem Wagen, damit das Evangelium und die Gerechtigkeit ein Furgang uberkom. So ir nit komen werdent, so wil ich mit meinen Mitbrudern bey euch erscheinen, das sollent ir euch gegen mir tröstlich versehen.«[2]

Anton Eisenhuts flammender Aufruf an die Kraichgauer Bauern vom Mai 1525, sich in Gochsheim zu versammeln und mit göttlichem Rückhalt gegen die Herrschaft zu Felde zu ziehen, ist in Menzingen auf besonders fruchtbaren Boden gefallen. Hier lag die Gemeinde schon seit Jahren im Streit mit ihrem Ortsherrn Philipp von Mentzingen, der 1524 eskalierte und somit nahtlos in den Bauernkrieg überging. Unter Führung von Ulrich Bertsch und Peter Becker, die sich später besonders radikal gebärdeten, zog deshalb auch eine Menzinger Abordnung nach Gochsheim, um sich dem »Kraichgauer Haufen« Eisenhuts anzuschließen.[3] Dass während des verheerenden Zuges der Bauern auch Menzingen nicht verschont blieb, kann angesichts der Vorgeschichte kaum verwundern. Und dieser anhaltenden »Widersetzlichkeit« der Gemeinde wollen wir uns jetzt zuwenden.

Bereits um das Jahr 1500 beschwerte sich die Gemeinde vor dem pfälzischen Oberhof in Bretten über zu hohe Abgaben und Dienstpflichten, aber erst mit der Klage vor dem hessischen Lehenshof 1524 eskalierte die Auseinandersetzung mit Philipp von Mentzingen. Der Junker wird zwar in der Literatur als »wirtschaftlich kühl kalkulierender Mann«[4] charakterisiert, doch bei näherem Studium der Prozessakten begegnet uns ein zusehens ungehaltener und hilfloser Ortsherr, der die fortgesetzte Renitenz seiner Untertanen einfach nicht fassen kann. Und jetzt muss er sich auch noch mit den 22 Klagepunkten der Bauern juristisch auseinandersetzen!

Die Gemeinde wendet sich vor Gericht nicht generell gegen die Fronpflicht zum Heumähen, Ausheben von Gräben und Seen, Roden von Wäldern, zur Schafhaltung und vielem mehr, denn diese Dienste werden als »altes Herkommen« anerkannt. Aber sie beklagt die willkürlichen Neuerungen Philipps, der zeitlich ungemessene, also nicht begrenzte Frondienste auf dem Feld oder zur Gebäudeunterhaltung verlange und die Bauern zudem noch »schnöde mit Essen« halte. Philipp beruft sich in seiner Antwort ebenfalls auf das alte Recht, worunter er allerdings die herrschaftliche Freiheit zur Festsetzung von Frondiensten nach den Erfordernissen des Gutsbetriebes versteht. Zudem seien die Arbeitsleistungen mangelhaft und die Männer überhaupt von ungehorsamem Gemüt.

Der Ritter hat ganz offensichtlich viel verlangt von seinen Bauern und außerdem auf deren althergebrachten Nutzungsrechte wenig Rücksicht genommen. Als besonders schmerzlich wird die Einschränkung der Waldnutzung für den Viehtrieb sowie in Form der Bau- und Brennholzabgabe empfunden. Das gleiche betraf die Herbstweide für das eigene Vieh, während die große Schafherde des Ortsherrn überall weiden durfte. Als fundamentalen Angriff empfand die Gemeinde das Verbot, ihre alt hergebrachten Dorfgerechtigkeiten ausrufen zu können. Denn nicht durch Verträge, sondern nur durch den Verweis auf

das seit Menschengedenken übliche jährliche Ausrufen können die Bauern belegen, dass »die Wälder zum Dorf« gehören und sich daraus Nutzungsansprüche ergeben. Philipp und sein juristischer Beistand berufen sich dagegen auf die schriftlich festgelegten Lehens- und Vogteirechte – zwei Rechtsauffassungen prallen aufeinander.

Graf Philipp von Hessen macht sich als Lehensherr die Sache nicht leicht und verfügt die Einvernahme von 19 alten Menzinger Bürgern als Zeugen. Die unter Eid geführte Anhörung begann am 21. Februar 1525 um sieben Uhr morgens auf dem Rathaus und wurde von Dr. Johann König aus Offenbach geleitet. In dem umfangreichen Aktenbündel im Staatsarchiv Marburg sind die Antworten auf die 149 (!) Fragen dokumentiert. Die meisten Zeugen antworten allerdings kurz und wenig spannend: »weiß nit«, »ist so«, »war früher so« usw. Interessante Details enthalten die bisher kaum beachteten Protokolle dennoch: So über Peter Becker, einem der Wortführer der Gemeinde. Von ihm behauptet Philipp, dass er ein Vermögen von 2000 Gulden besitzt (was wohl den Verdacht schüren sollte, dass es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sein kann), doch von den Zeugen kann dazu niemand etwas sagen. Wie erwähnt hat sich dieser Becker wenig später dem Kraichgauer Haufen unter Eisenhut angeschlossen.[5]

Der Ortsherr konnte den Zeugen »Gegenfragen« vorlegen, die überwiegend suggestiven Charakter hatten: Ob er sich »nicht allweg freundlich mit seinen Untertanen gehalten« habe, der Zeuge nicht wisse, dass »die Sache von den Bauern angefangen« wurde oder ob er denn jemals eine geschriebene Ordnung der Gemeinde gesehen hat?

Ein gewisser Aufwand musste schon bei der Ladung der Zeugen betrieben werden: Von den 19 aufgeführten Männern wohnten zum Zeitpunkt des Verhörs nur sechs in Menzingen. Die anderen waren weggezogen, in einzelnen Fällen hatte bereits der Vater den Ort verlassen. So bei Hans Peter Schumacher, Weingärtner in Eppingen, dessen Vater Amtmann in Menzingen war. Der älteste Zeuge, der 90jährige Martin Anselm aus Gochsheim, hat »vor Zeit in Menzingen gedient«. Als Beruf wird überwiegend Bauersmann angegeben, einzelne sind Weingärtner, Metzger oder Müller.

Die Befragung bestätigte eindeutig die Praxis des jährlichen öffentlichen Ausrufens der Dorfrechte, wonach »die Wälder zum Dorf und das Dorf zu den Wäldern« gehören und diese der Herrschaft nur »schirmsweis« überlassen worden sind. Früher, also vor der Zeit Philipps, sei reichlich Holz aus den Wäldern gegeben worden und der Schweinetrieb erlaubt gewesen. Erst Philipp habe das Ausrufen und die Nutzung verboten. Die von der Gemeinde beklagte deutliche Zunahme bis hin zur Verdoppelung der Fronlasten unter seiner Herrschaft bestätigen mehrere Zeugen. Zwei ehemalige Gerichtsmänner gaben an, etwa 50 Tage im Jahr gefront zu haben. Ein Frontag pro Woche mag erträglich klingen, aber die Dienste schwankten saisonal und diese Arbeitszeit fehlte etwa in den Erntemonaten auf den eigenen Äckern und Wiesen, so eine häufige Klage.

Natürlich hätten wir gerne geschildert, wie dieses so aufwendig begonnene Verfahren weiterging, doch der Tod Philipps und der nahende Bauernkrieg führten zu einer abrupten Unterbrechung.[6] Wir finden in den Akten noch ein letztes undatiertes Schriftstück der Gemeinde an Landgraf Philipp von Hessen, wonach die beiden Söhne Philipps, Erasmus und Peter, ihnen »mit mer beschwerd und neuwerung von tage zu tage kumen«. Somit hat auch die verheerende Niederlage

des Kraichgauer Haufens mit der Hinrichtung von Anton Eisenhut und des Menzinger Anführers Ulrich Bertsch die Gemeinde nicht von weiteren Klagen abhalten können. Das entspricht den neueren Forschungsergebnissen, während die ältere Bauernkriegsliteratur mit der brutalen Niederschlagung des Aufstandes zugleich eine Entmündigung der Dorfgemeinden in den folgenden Jahrzehnten annahm.

Einen lediglich vorläufigen Abschluss fand der Menzinger Konflikt mit dem »Marburger Vertrag« von 1530. Es handelt sich dabei um einen Kompromiss zwischen Gemeinde und Herrschaft, was Frondienste, Dorf- und Nutzungsrechte angeht. Von jedem Haus sollten jährlich drei Frontage geleistet und als Ablösung ein Frongulden entrichtet werden, auch bei der Waldnutzung kam diese Übereinkunft der Gemeinde entgegen. Doch die Ortsherren behielten sich grundsätzlich das Recht der »ungemessenen« Fron vor und so gab es bald neue Beschwerden, die mit der Klage vor dem Reichskammergericht in Speyer 1616 eine neue Dimension erreichen sollten.[7]

Die herbeigesehnte Reformation

Hermann Ehmer hat in einem grundlegenden Beitrag zur Reformation im Kraichgau[8] drei Bedingungen für deren erfolgreiche Einführung und Festigung genannt: In der reformatorischen Lehre geschulte Prediger, deren Berufung und Förderung durch die Obrigkeit sowie gegenüber dem neuen Glauben aufgeschlossene Gemeinden. Welche dieser Voraussetzungen waren im Jahr 1524 in Menzingen gegeben? Hat sich Philipp von Mentzingen am Ende seines Lebens wie viele andere Kraichgauer Ritter der neuen Lehre zugewandt? Wieder hilft uns ein Blick in die Marburger Prozessakten.

Noch vor der geschilderten Zeugenbefragung im Februar 1525 muss es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen gekommen sein, denn Philipp beklagt, dass vier seiner Knechte von den Bauern angegriffen und gefangen genommen worden seien und er selbst »mit merklichen Kosten« seine »Herrn und Freund«, also wohl Kraichgauer Adlige, um Hilfe rufen musste, um die störrischen Untertanen wieder einigermaßen zur Raison zu bringen. An einen friedlichen Ausgang glaubt er Ende 1524 nicht mehr und befürchtet, dass ein neuer »Armer Konrad« oder »der Bundschuh überhand nehmen werdt«.

Damit sollte er im Hinblick auf den bevorstehenden Bauernkrieg Recht behalten. Mehr noch: Philipp stellt eine direkte Verbindung zwischen der gemeindlichen Rebellion und der neuen lutherischen Lehre her, denn die Bauern wollten den Zehnten nur noch »nach lutherischer meynung und irs gefallens (handhaben), oder gar nichts mehr dafür geben«. Da sie sich jetzt ganz »der lutherischen Lehre« annehmen, wird seine vor 40 Jahren auf sicherer lehensrechtlicher Grundlage übernommene Herrschaft in Frage gestellt.

Somit ist für Menzingen geklärt, was für viele andere Gemeinden nur vermutet werden kann: Die Bauern standen auf der Seite der Reformation und legitimierten damit ihre Forderungen und den Widerstand, ganz so wie sich auch Anton Eisenhut wenig später auf das göttliche Recht gegen Herrschaft und »Pfaffen« berufen sollte. Mit dem Tod des altgläubigen Philipp war 1525 auch der Weg frei für die Einführung der Reformation durch dessen Söhne Erasmus und Peter von Mentzingen, die sogleich Johannes Rudolphi aus Öhringen, ein Schüler von Johannes Brenz, als evangelischen Pfarrer eingesetzt haben.

Damit konnten die neuen Ortsherren in der für die damalige Zeit so wichtigen Glaubensfrage das Einvernehmen mit ihrer Gemeinde erreichen.

Bereits 1522 hatte der Stammesverwandte Bernhard Göler von Ravensburg Johannes Gallus als evangelischen Pfarrer nach Sulzfeld berufen und im benachbarten Flehingen wurde ebenfalls schon seit 1522 lutherisch gepredigt – wie nahezu alle Kraichgauer Adelsfamilien fest an der Seite Luthers standen. In seiner berühmten Kraichgaurede konnte David Chytraeus (1530–1600), Sohn des zweiten evangelischen Pfarrers in Menzingen und Schüler Philipp Melanchthons, denn auch erfreut feststellen: »Das reine Licht der evangelischen Lehre leuchtet durch Gottes Güte in beinahe allen Kirchen des Kraichgaus, wieder gereinigt von aller Finsternis, Irrtümern und papistischen Götzen«.[9]

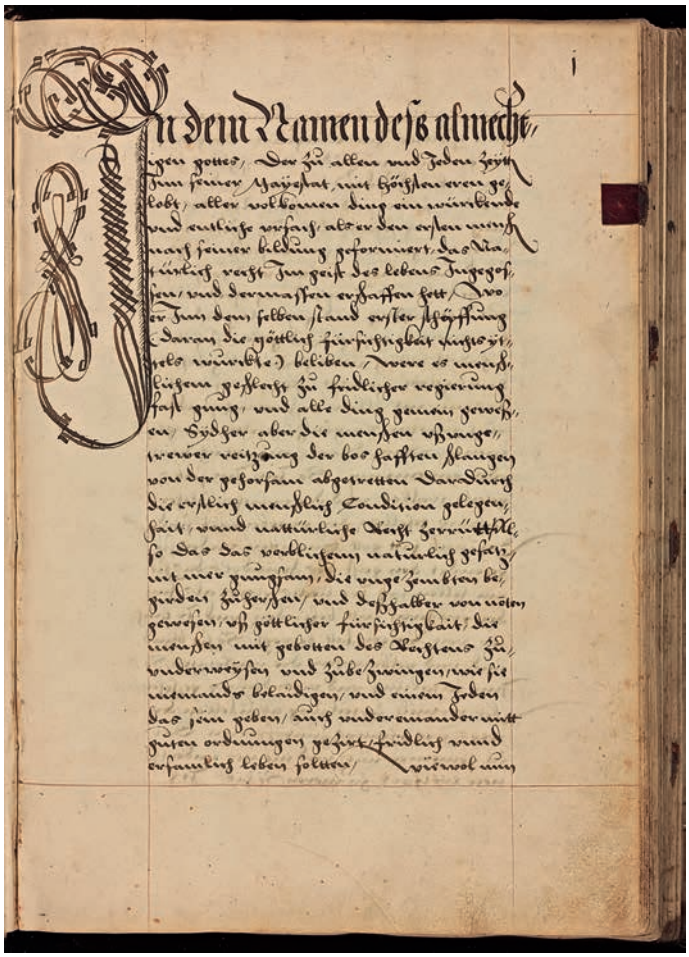
Peter von Mentzingen (1498–1565)
(Quelle: Günter Bienwald, Menzingen. Ein Gang durch 1200 Jahre Geschichte, Menzingen 1970)

Die Menzinger Dorfordnung von 1546

Fast jede Gemeinde hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihre eigene Dorfordnung, erlassen durch die Herrschaft, aber unter Einbeziehung der althergebrachten Dorfrechte, die früher wie in Menzingen nur mündlich überliefert worden sind. Ein herausragendes Beispiel ist die 1546 durch Peter von Mentzingen (1498–1565) erlassene Ordnung, die sehr stark von dem reformatorischen Denken des humanistisch gebildeten Ritters geprägt ist.[10]

Dieser protestantische Geist zeigt sich sehr plastisch in den Vorschriften über Feiertage und Kirchgang. So beklagt die Dorfordnung einleitend, dass es viele überflüssige von der (alten) Kirche erlassene Feiertage gebe, zumal etliche Tote, die »uff erden für heilig geert werden (im) abgrund der hellen vergraben ligen«. Ganz abschaffen wollte Peter die überkommenen Heiligentage trotz dieser Polemik nicht, aber nach dem morgendlichen Gottesdienst soll jedermann wieder seiner Arbeit nachgehen! Selbstredend war es bei Strafe verboten, während der Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen im Wirtshaus »beim Wein, Spil oder dergleychen unnottürfftigen dingen« zu sitzen.

Ganz im Geist einer rationalen Lebensführung wird auch das übermäßige Trinken unter Strafe gestellt, das nicht nur Gottes Zorn hervorruft, sondern auch »krankhait des lybs, Zerstörung der vernunfft, Ärgernuß des nechsten und der kinder spott«. Zu Zank, Armut und Elend führt auch das verderbliche Glücksspiel, das in allen Formen verboten ist. Wer dagegen ohne eigenes Zutun in Not geraten ist, soll Unterstützung aus der Armen-



Einleitung der Menzinger Dorfordnung von 1546
(Quelle: Familienarchiv von Mentzingen, Reproarbeiten: Felix Gross)

kasse erhalten, damit er nicht in anderen Orten betteln muss. Auch auswärtige Bettler erhalten aus der Armenkasse eine geringe Gabe, dürfen in Menzingen aber nicht hausieren gehen.

Die herrschaftlich erlassene Dorfordnung wird zwei Jahre später durch ein Dorfbuch ergänzt, in dem die überkommenen Rechte und Pflichten der Gemeinde Menzingen festgehalten und die Aufgaben der verschiedenen Amtspersonen definiert werden. Die Grundlage bildet die Gemeindeversammlung, die aus allen männlichen Erwachsenen besteht. Aus den Reihen des Gerichts, das 12 Personen umfasst und deshalb oft auch »Zwölfer« genannt wird, wählt die Versammlung jährlich einen Bürgermeister. Der Ortsherr muss die Wahl billigen und bestimmt einen zweiten Bürgermeister aus der Gemeindeversammlung.

Die beiden Bürgermeister verpflichten sich in ihrem Eid, »getreulich mit des Dorffs guth umzugehen, und besonder des Dorffs Wäld, Wießen und Äckher, in guter Sorg und achtung zu haben«. Sie sind außerdem für die Gemeindekasse und den Einzug der herrschaftlichen Abgaben verantwortlich, wobei ihnen mehrere Helfer zur Seite stehen. Die Kuh- und Schweinehirten überwachen die Viehweide, die Bedesammler treiben die jährlichen Steuern an Geld und Korn ein, die Schützen sorgen für Ordnung in Wald und Flur und die Büttel und Dorfknechte versehen diverse weitere Dienste. Es gibt außerdem eine Art Bauaufsicht und Feuerordnung sowie einen Fleischbeschauer.

Über die Strafen für kleinere Delikte entscheidet das Dorfgericht, während sich der Ortsherr die Ahndung schwererer Vergehen bis hin zu den sogenannten Blutgerichtssachen selbst vorbehält. Er besitzt als Reichsritter die hohe Gerichtsbarkeit.

Während viele Angelegenheiten in der Menzinger Dorfordnung und im Dorfbuch

ungewöhnlich detailliert geregelt sind, bleibt der alte Konflikt um die »ungemessene Fron« offen und führte bis weit ins 18. Jahrhundert immer wieder zu Spannungen und juristischen Auseinandersetzungen.

Anmerkungen

1 Volker Press, Die Ritterschaft im Kraichgau zwischen Reich und Territorium 1500–1623, in: ZGO 122, 1974, S. 35–98 sowie: Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit, hrsg. von Stefan Rhein, Sigmaringen 1993.

2 Peter Harers wahrhafte und gründliche Beschreibung des Bauernkriegs, hrsg. von Günther Franz, Kaiserslautern 1936, S. 54.

3 Bernd Röcker, Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt, Ubstadt-Weiher 2000, S. 55 ff.

4 Franz Irsigler, Der Junker und die Bauern, in: Region und Reich, Heilbronn 1992, S. 255–270, S. 258.

5 Den Hinweis verdanken wir Bernd Röcker, Das Dorf Menzingen im Bauernkrieg, in: Kraichgau, Folge 6 (1979), S. 136–145. Röcker hat als erster auf den Zusammenhang zwischen der Beschwerdeschrift von 1524 und der starken Menzinger Beteiligung am Bauernkrieg aufmerksam gemacht.

6 Die Behauptung von Irsigler (wie Anm. 4), wonach Philipp im Bauernkrieg umgekommen sei, ist nicht belegt und darf bezweifelt werden. Ein gewaltsamer Tod wäre den zeitgenössischen Chronisten gewiss nicht entgangen.

7 Wir müssen an dieser Stelle auf eine geplante Gesamtdarstellung des in vielerlei Hinsicht exemplarischen Streits zwischen Herrschaft und Gemeinde in Menzingen verweisen.

8 Hermann Ehmer, Die Kraichgauer Ritterschaft und die Reformation, in: Die Kraichgauer Ritterschaft in der frühen Neuzeit (wie Anm. 1), S. 173–195, S. 174. Vgl. auch: Bernd Röcker, Reichsritterschaft und Reformation – die Bedeutung der Herren von Gemmingen für die Ausbreitung der Reformation im Kraichgau, in: Kraichgau Folge 8 (1983), S. 89–106 sowie Klaus Gaßner, So ist das creutz das recht panier. Die Anfänge der Reformation im Kraichgau, Ubstadt-Weiher 1994.

9 David Chytraeus, Kraichgau. De Creichgoia, herausgegeben und neu übersetzt von Reinhard Düchting und Boris Körkel, Ubstadt-Weiher 1999, S. 77.

10 Der Heimat- und Museumsverein Kraichtal hat mit Unterstützung von Dominicus Freiherr von und zu Mentzingen die Dorfordnung in schöner Aufmachung editiert und somit ein exemplarisches Zeugnis frühneuzeitlicher Rechtssetzung in einem evangelischen Ritterdorf zugänglich gemacht: Die Menzinger Dorfordnung von 1546. Mit Beiträgen von Harald Drös und Karl-Heinz Glaser, Kraichtal 2010.

Anschrift des Autors:
Karl-Heinz Glaser
Bussardstraße 2a
76703 Kraichtal
E-Mail: khglaser@web.de

Neue Heimat Kraichgau

Nach dem Dreißigjährigen Krieg kommen die Schweizer*

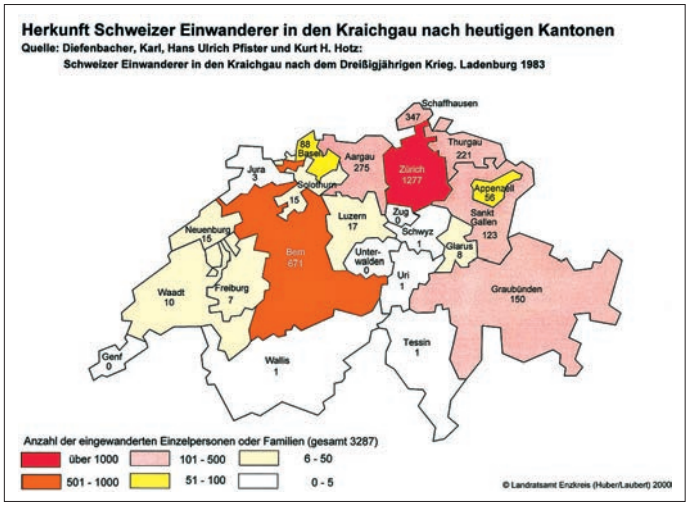
Konstantin Huber

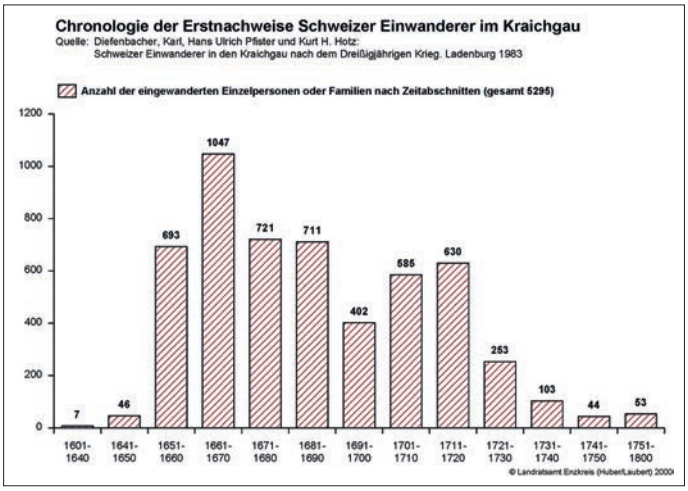
Im Dreißigjährigen Krieg erlitt der Kraichgau ungeheure Bevölkerungsverluste. Der sich über Jahrzehnte hinziehende und vom Pfälzischen Erbfolgekrieg nochmals unterbrochene Wiederaufbau gelang nur durch den Zuzug Zigtausender Neusiedler. Die größte Gruppe unter diesen bildeten »Wirtschaftsflüchtlinge« aus der Schweiz, die vom Kriegsgeschehen weitgehend verschont geblieben war. Der Beitrag benennt die Herkunftsgebiete und wichtigsten Berufsstrukturen dieser Eidgenossen, die in zwei großen Auswanderungswellen in den Kraichgau kamen – und dort erstaunlich mobil geblieben sind.

Im Jahre 1648 beendet der Friede von Münster und Osnabrück den wohl längsten und blutigsten Konflikt der jüngeren deutschen Geschichte: Der Dreißigjährige Krieg hat weite Landstriche des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation verwüstet. Der Südwesten ist besonders stark betroffen: Aufgrund seiner verkehrsgünstigen Lage dient er vielen Heeren als Aufmarsch- und Durchzuggebiet. Darunter leidet vor allem die Zivilbevölkerung. Baden verliert etwa 50 Prozent seiner Bevölkerung, Württemberg bis zu zwei Dritteln. Im Amt Maulbronn schrumpft die Einwohnerschaft sogar um 80 bis 90 Prozent.

Schuld an den massiven Bevölkerungsverlusten sind in erster Linie nicht die Gräueltaten und Plünderungen einer enthemmten Soldateska, sondern die von ihr eingeschleppten Seuchen. Bereits zu Friedenszeiten raffen Epidemien regelmäßig große Teile der Bevölkerung dahin. Geschwächt von den Entbehrungen des jahrelangen Dauerkriegs haben die Menschen den Krankheitserregern kaum etwas entgegenzusetzen. Ganze Dörfer und Landstriche werden entvölkert.

Nachdem sich der Friede von 1648 tatsächlich als stabil erweist, machen sich die Landes-





und Ortsherren daran, ihre Gebiete aufzubauen. »Peuplierung« lautet das Schlagwort der Stunde: Neue Menschen braucht das Land – und sie kommen in Scharen. Unter den Einwanderern, die in den folgenden Jahrzehnten zwischen Schwarzwald und Odenwald siedeln, bilden die Schweizer die größte Gruppe. Ihre Spuren finden sich bis heute im Kraichgau und benachbarten Gebieten.

Anders als bei den piemontesischen Waldensern und Salzburger Exulanten verlassen die Schweizer ihre Heimat nicht aus religiösen Gründen. Bereits seit dem Hochmittelalter ist die Schweiz Auswanderungsland: Es gibt zu wenig Land und Bodenschätze, um die wachsende Bevölkerung zu ernähren. Viele Schweizer, vor allem aus katholischen Gebieten, suchen daher ihr Heil in der Solddienstauswanderung: Sie verdingen sich als sogenannte Reisläufer, bezahlte Söldner, für unterschiedliche Fürsten und Kriegsunternehmer. Schon bald eilt ihnen der Ruf voraus, besonders geldgierig und brutal zu sein – aber auch besonders effektiv.

Obwohl noch offiziell Teil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gelingt es der Eidgenossenschaft, sich weitgehend aus dem Kriegsgeschehen herauszuhalten. Im Gegensatz zum südwestdeutschen Raum erlebt die friedliche Schweiz sogar einen Wirtschaftsboom und exportiert Getreide in die Nachbarregion. Diese Scheinblüte bricht nach dem Friedensschluss 1648 rasch zusammen; die Auswanderung nimmt wieder zu, auch befeuert durch die blutige Niederschlagung von Bauernaufständen in Bern, Luzern, Solothurn und Basel.

Die Schweizer wandern in zwei Wellen im südwestdeutschen Raum ein: Die erste, größere ist zwischen 1648 und dem Beginn des Pfälzischen Erbfolgekriegs 1688 zu verzeichnen; die zweite, deutlich schwächere von 1700 bis etwa 1730. Nach 1740 sind kaum noch Schweizer Neusiedler nachzuweisen. Die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Kriegs sind ausgeglichen, zudem Nordamerika längst zum Auswanderungsziel Nummer eins avanciert.

Bis dahin ziehen vor allem protestantische Schweizer in den Kraichgau. Die Gründe sind nachvollziehbar: Zum einen herrscht aufgrund des Solddienstes in den katholischen Kantonen ein geringerer Bevölkerungsdruck. Zum anderen ist es für deutschsprachige Schweizer aus protestantischen Kantonen naheliegend, ebensolche Nachbarregionen für die Auswanderung zu wählen. Die meisten Neusiedler im Kraichgau kommen aus den führenden evangelisch-reformierten Kantonen Zürich (über ein Drittel) und Bern (ein Viertel). Mit weitem Abstand folgen die Kantone Schaffhausen, Aargau, Thurgau, Graubünden und Sankt Gallen sowie Basel und Appenzell.

Auch wenn Schweizern heute gerne unterstellt wird, sie seien behäbig und unbeweglich, lässt sich dies für ihre Vorfahren nicht behaupten: Nur ein Drittel aller in den Quellen des jeweiligen Ortes erfassten Schweizer Migranten wird dort auch heimisch. Knapp die Hälfte bleibt nur einige Monate oder Jahre, um dann weiterzuziehen. Das restliche Fünftel hält sich nur sehr kurzfristig am Ort auf. Da jedoch längst nicht alle Neuankömmlinge in den Quellen greifbar werden, ist die Zahl der durchreisenden oder nur vorübergehend am Ort lebenden Schweizer um ein Vielfaches höher.

Auffallend neben dieser hohen Mobilität sind die langanhaltenden Bande zwischen den Auswanderern und ihrer ursprünglichen Herkunft. Bis sich eine Person endgültig im Kraichgau niederlässt, können Jahre vergehen. In dieser Zeit herrscht ein reges Hin und Her zwischen der alten und der neuen Heimat, was die Auswanderungsbewegung über Jahrzehnte am Laufen hält. Häufig holen die Ausgewanderten ihre Verwandten und Bekannten nach, und sie heiraten selbst meist gebürtige Schweizer.

Die überwiegende Zahl der Schweizer Einwanderer arbeitet in der Landwirtschaft, mitunter als Verwalter oder Pächter herrschaftlicher oder klösterlicher Güter. Bei den Handwerks- und Gewerbeberufen sind sie besonders stark unter den sozial weniger prestigeträchtigen Berufen wie Weber, Schneider, Maurer und Zimmerer vertreten. Ihr rechtlicher Status bleibt oft lange prekär, nur wenige erwerben gleich das Bürgerrecht ihrer Gemeinde, sondern verharren lange Zeit im Status von Beisitzern oder Hintersassen.

Dennoch gelingt die Integration. Nach dem Ende des 30-jährigen Kriegs gibt es in den Peuplierungsgebieten genug Nahrung und Arbeit für alle. Trotz alle Dialektabweichungen spricht man eine Sprache. Und zu guter Letzt verbindet meist die gemeinsame protestantische Religion alte und neue Kraichgauer. Sowohl für die wiederbelebten Kraichgauer Gemeinden als auch für die Schweizer erweist sich diese Auswanderungsgeschichte als Erfolg.

Anmerkungen

* Der Beitrag erschien unter dem Titel »Migratio Helvetica« zuerst in Ausgabe 1/2018 des Journals für Kultur im J. S. Klotz Verlagshaus, Remchingen.

Anschrift des Autors:
Konstantin Huber
Landratsamt Enzkreis, Kreisarchiv
Zähringerallee 3
75177 Pforzheim
E-Mail:
Konstantin.Huber@enzkreis.de

Bischofsstadt am Kraichgaurand

Bruchsal als Fürstensitz und Residenz des Hochstifts Speyer

Thomas Adam

Der Beitrag referiert kurz die Geschichte der Stadt Bruchsal als Besitz und spätere Residenz der Bischöfe von Speyer in den Jahren 1056 bis 1803. Zumindest regional kam im 18. Jahrhundert als Bezeichnung des gesamten Landes die Angabe »im Bruchsalischen« auf und ersetzte bald die ältere Formulierung »im Speyerischen«.

Für mehr als 750 Jahre war Bruchsal am westlichen Kraichgaurand ein zentraler Ort im Territorium und im Machtgefüge der Fürstbischöfe von Speyer – ja, im Grunde genommen über lange Zeit hinweg sogar wichtiger als die linksrheinische Domstadt, nach der sie ihren Namen getragen haben.

Denn die weltliche Macht über ihre Bischofsstadt Speyer verloren die geistlichen Herren bereits im 12. Jahrhundert weitgehend. Ständig versuchten sie, in deren innere Angelegenheiten hineinzuregieren, und gerieten so in Konfrontation mit der Bürgerschaft. Der dabei ausgetragene Rechtsstreit führte schrittweise zur Reichsunmittelbarkeit von Speyer, die Wege von Stadt und Landesherr trennten sich. Bischof Friedrich von Bolanden verzichtete auf wesentliche Rechte und anerkannte einen selbstständigen bürgerlichen Magistrat. Speyer hörte auf, eine Stadt unter bischöflicher Herrschaft zu sein.

Nun rückte für die geistlichen Herren verstärkt der Bruchsaler Raum in den Blick, jenes Gebiet am westlichen Kraichgaurand, das Kaiser Heinrich III. 1056 seinem treuen Gefolgsmann, Bischof Konrad I. von Speyer, geschenkt hatte. Mit der Übertragung dieser Ländereien vereinigten die Speyerer Fürstbischöfe nun irdische und geistliche Autorität in einer Hand. Innerhalb dieses weltlichen Territoriums verfügten sie über nahezu jegliche Macht, von der Rechtsprechung über die Unterhaltung eigenen Militärs bis hin zur Ausgabe von Zahlungsmitteln. Allerdings gehörte das Hochstift selbst zum Zeitpunkt seiner größten Ausdehnung zu den bescheideneren geistlichen Fürstentümern im Reich. Kaum hundert Dörfer und kleinere Städte umfasste es.

In Bruchsal nun ließ Bischof Ulrich II. von Rechberg, der zwischen 1178 und 1189 regierte, mit erheblichen Mitteln aus seinem Privatvermögen eine Burg errichten. Mag sein, dass der Bau dieser Anlage vor dem Hintergrund der Entzweiung mit Speyer schon ein Ausweichen war, eine Zuflucht, die

Kaiser Heinrich III. übergibt im Jahr 1056 die »Bruchsalia« an seiner Hand – als Symbol der Stadt Bruchsal – dem Speyerer Bischof Konrad I. Ausschnitt aus dem 1756 entstandenen Deckengemälde von Johannes Zick in der Kuppel des Bruchsaler Schlosses. (Foto: Thomas Adam)

der bedrängte Ulrich sich schuf. Auch mancher seiner Nachfolger hielt sich immer wieder in Bruchsal auf, um neuen Streitigkeiten mit der Speyerer Bürgerschaft zu entgehen. Jetzt entstand hier ein städtisches Gemeinwesen mit Schultheiß und Gericht, und 1248 ist schließlich vom »oppidum« Bruchsal im rechtlichen Sinne die Rede.

Bedeutende Stadt – doch ohne städtische Freiheitsrechte

Nach Speyer dürfte Bruchsal recht bald die zweitgrößte Siedlung im ganzen Land gewesen sein, allerdings konnte sein Rang an die Bedeutung der alten Bischofsstadt zunächst natürlich nicht heranreichen. Offenkundig haben die geistlichen Herrscher bewusst versucht, die Bürger von Bruchsal kleinzuhalten. Mit den Speyerern hatten sie Ärger genug, einer zweiten Front im Kampf um kommunale Rechte und Privilegien bedurfte es in Bruchsal wahrlich nicht. Also setzten sie eventuell aufkommenden Freiheitstendenzen der Bürgerschaft allen Widerstand entgegen und zogen die Daumenschrauben der Hörigkeit fest an. Die Bevölkerung musste mit ständigen Einmischungen der Regierung auch in innere Angelegenheiten ihrer Stadt zu leben lernen. Nach außen hin mochte Bruchsal immerhin als bald wichtigste Stadt im weltlichen Territorium der Speyerer Bischöfe an Bedeutung gewinnen, doch war eine eigenverantwortliche kommunale Verwaltung im Innern zugunsten des landesherrlichen Regiments praktisch ausgeschaltet.

So wurde Bruchsal im Mittelalter zwar (noch) nicht neue Residenz – diese Funktion übertrugen die Bischöfe dem Städtchen

Udenheim am Rhein, heute Philippsburg –, wohl aber Schauplatz wichtiger Ereignisse, Entscheidungen und Zusammenkünfte. »Zu Bruxal in der Stadt des Bischoves von Spir« empfingen mehrere Regenten ihre Weihe, hier vollzogen sie Staatsgeschäfte von großer Bedeutung, so 1392, als Nikolaus I. Bündnisverträge mit den Nachbarfürsten aus Baden und der Kurpfalz schloss. Während seines gesamten Pontifikats hat Nikolaus das abweisende Speyer kein einziges Mal betreten, auch den Dom nicht. Viel lieber hielt er sich in den festen Mauern der Bruchsaler Burg auf. Erst im Juni 1396, »nach dem er zu Brussal auß diesem Leben abgeschieden«, wurde er in seine linksrheinische Bischofskirche überführt und dort beigesetzt.

Auch das älteste bauliche Relikt in Bruchsal geht auf die Bischöfe zurück. 1358 ließ Bischof Gerhard II. von Ehrenberg die Burg als Verteidigungsanlage, Verwaltungssitz und Kerker neu errichten und gab einen massiven Wehrturm mit quadratischem Grundriss in Auftrag. Dieser Bergfried markiert heute gemeinsam mit Marktplatz und Liebfrauenkirche den Bruchsaler Stadtkern.

Strick um den Hals

Als Burgenbauer ist Bischof Gerhard von Ehrenberg in die Geschichte des Hochstifts Speyer eingegangen, und durch die Errichtung einer Festung hat auch einer seiner späteren Nachfolger entscheidende Weichen gestellt – wenn auch in eine verheerende Richtung. Als 1610 Philipp Christoph von Sötern den Bischofsstuhl bestieg, steuerten die mit der Reformation aufgebrochenen konfessionellen Konflikte zwischen katholischen und protestantischen Staaten auf einen Höhepunkt zu. Das machte die Lage gerade für das katholisch gebliebene Hochstift brisant, war es doch jetzt ringsum von evangelischen Territorien umgeben.

Sötern, intelligent und dynamisch, zugleich herrschsüchtig und aggressiv bis zum Jähzorn, suchte seine Position zu stärken und ließ die Residenz Udenheim zur Festung Philippsburg ausbauen. Für die Region war das ein folgenschwerer Entschluss: So wenig das neue Bollwerk den Verlauf des 1618 ausgebrochenen Dreißigjährigen Krieges insgesamt beeinflusste, so zog es doch viele seiner Kampfhandlungen wie ein Magnet an den Oberrhein. Das Land wurde zum bevorzugten Tummelplatz der verfeindeten Truppen.

Auch Bruchsal ist mehrfach schwer heimgesucht worden, und zusätzliche, von Sötern aufgebürdete Steuerlasten führten schließlich am Jahreswechsel 1626/27 zum Aufruhr. In den Gassen der Stadt wurde die Trommel geschlagen, einer läutete die Sturmglocke, ein anderer rief die Bürger zu den Waffen. Fürstbischof Philipp Christoph erklärte die Bruchsaler zu Rebellen, schickte ein Truppenkontingent gegen seine Stadt und bestrafte die Rädelsführer. Die Mitglieder des Rates jagte er aus dem Amt, einen aus ihren Reihen sowie den Stadtanwalt als Fürsprech der Bürgerschaft verwies er auf Lebzeiten »mit einem Strick am Halß aus dem Land«, verbannte beide also für immer aus dem Hochstift.

Hauptstadt für achtzig Jahre

Nach Jahrzehnten wiederkehrender Kriegszeiten war das Land und war auch Bruchsal ausgezehrt, ehe mit einer einzigen Entscheidung die Stadtentwicklung in eine neue positive Richtung gelenkt wurde. Die schweren Zerstörungen in Philippsburg, dem bisherigen Sitz der Bischöfe, brachten es mit sich, dass

Unter der Herrschaft der speyerischen Fürstbischöfe entstehen in Bruchsal die meisten der Baudenkmale, die für das Antlitz der Stadt bis heute prägend sind: Belvedere (im Bildvordergrund), Peterskirche (links), Bergfried und Stadtkirche (Mitte) sowie Hofkirche und Barockresidenz (rechts). Das am äußersten rechten Bildrand angeschnitten noch erkennbare »Männerzuchthaus«, die heutige Justizvollzugsanstalt, entstand hingegen erst Mitte des 19. Jahrhunderts in badischer Zeit. (Foto: Stadtarchiv Bruchsal)

Bruchsal schon in einem amtlichen Schriftstück des Jahres 1683 als »die Hauptstadt des ganzen Bistums Speyer« und seine Burg als »bischöfliche Residenz« bezeichnet wird. Und dann, anfangs 1720, entschloss sich der eben neu gewählte Fürstbischof, Damian Hugo von Schönborn, künftig dauerhaft hier zu residieren und ein Schloss in barocker Manier zu errichten.

Die Bürgerschaft bemühte sich, ihre Stadt ins beste Licht zu rücken, legte den Bemühungen des Bischofs keine Steine in den Weg, trat bereitwillig ab, was an Baugrund erforderlich war. Angeblich erklärten sich die Bruchsaler sogar einverstanden, der gesamten bischöflichen Dienerschaft in ihren Häusern Quartier zu gewähren, wenn nur die Residenz hier in ihrer Stadt errichtet werde. Daraus sprechen sehr deutlich die hohen Erwartungen in wirtschaftlicher, aber auch in politischer Hinsicht.

Und tatsächlich ging die Rechnung der Bürger von Bruchsal, die Schönborn jede Förderung und Unterstützung zugestehen wollten, wenn er nur sein Schloss hier errichtete, weitgehend auf. »So gut wie alles«, hat Otto B. Roegele einmal über die Stadt in dieser Epoche geschrieben, »was mit ihrem Aufstieg zum Kunst- und Kulturzentrum zu tun hat, hängt mit dieser Residenz-Eigenschaft zusammen.« Dank der fürstbischöflichen Hofhaltung, ebenso durch Dienstpersonal und Militär, gelangten nun alljährlich rund 150 000 bis 200 000 Gulden zusätzlich in Umlauf.

Für Bruchsal begann ein neues Stadium seines Daseins, es wurde attraktiv als Wohn- und Arbeitsort, und der Ruf dieser Stadt verbreitete sich weit über ihren engeren Umkreis hinaus. Zumindest regional verdrängte die Angabe »im Bruchsalischen« bald die ältere Bezeichnung »im Speyerischen«. Der Name der neuen Residenz ersetzte den der einstigen Domstadt, und aus dem Fürstbischof von Speyer wurde nicht selten der »Fürst von Bruchsal«.

Das Hochstift im Herbst

Nur acht Jahrzehnte freilich währte diese Ära, erreichte unter Franz Christoph von Hutten, Schönborns Nachfolger, ihren künstlerischen und stadtplanerischen Höhepunkt, mündete hingegen unter der Regierung des Fürstbischofs Damian August Philipp Carl Graf von Limburg-Stirum (1770–1797) in einen permanenten Dauerkrach zwischen Bürgern und Landesherrn. Denn während an dieser historischen Wegscheide zwischen Absolutismus und Aufklärung einerseits das bürgerliche Bewusstsein wuchs, führte andererseits das Selbstverständnis des Herrschers als »treusorgender Hausvater« seines Landes wieder einmal zu erheblichen Einmischungen in Stadtpolitik und Privatleben. An einem patrimonialen Bild des Staatswesens als Großfamilie festhaltend, verglich Limburg-Stirum noch am Vorabend der Französischen Revolution seine widerspenstigen Bruchsaler Bürger mit unartigen Kindern.

Damian August Philipp Carl Graf von Limburg-Stirum, vorletzter Fürstbischof von Speyer (Städtisches Museum Bruchsal, Foto: Martin Heintzen)

Deshalb waren die Reaktionen der Bruchsaler auf das Ende des geistlichen Hochstifts in den Jahren 1802/03, als mit der Säkularisation aller reichskirchlichen Territorien auch die Herrschaft der Fürstbischöfe von Speyer zu Ende ging, durchaus zwiespältig: Einerseits verspürte man den erheblichen wirtschaftlichen Rückschlag, der durch den Verlust der bischöflichen Residenz eintrat, andererseits erhoffte man sich vom badischen Staat neue und größere Spielräume.

Der letzte Fürstbischof, Philipp Franz Wilderich von Walderdorff, durfte bis zu seinem Tod 1810 einen Teil des Schlosses weiterbewohnen. Seine Verordnungen, die er während der Säkularisation beim Übergang an Baden noch öffentlich hatte aushängen lassen, waren mit Schmutz beworfen worden; äußerer Ausdruck der vielen Konflikte, die es über Jahrzehnte und Jahrhunderte zwischen Bürgerschaft und bischöflichen Landesherren gegeben hatte.

Anschrift des Autors:
Thomas Adam
Neckarstraße 58 A
76199 Karlsruhe
E-Mail:
thomas.adam@onlinehome.de

Bretten im Kraichgau: Ein Streifzug durch die Stadtgeschichte

Alexander Kipphan

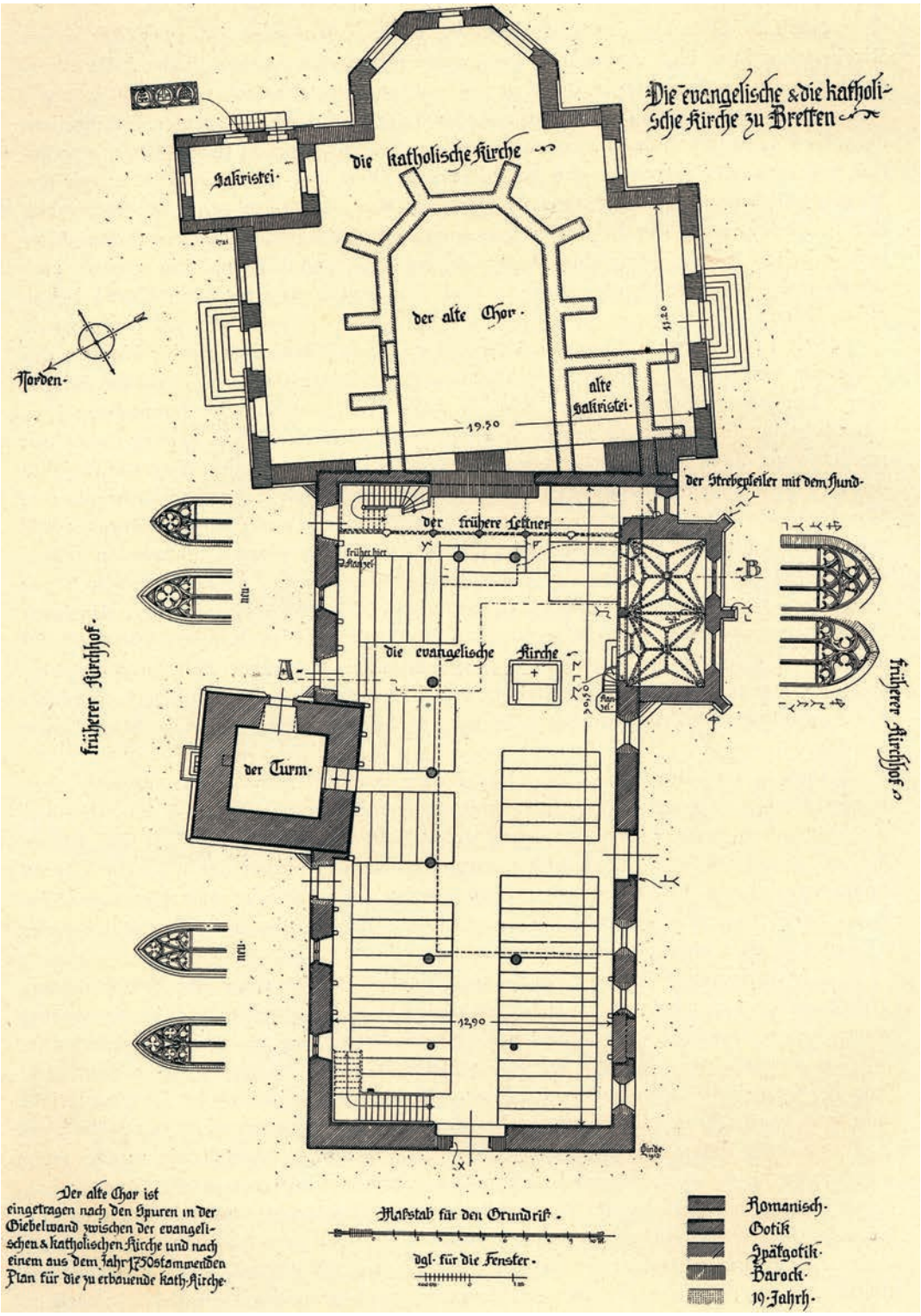
Bretten ist schon seit dem Mittelalter ein zentraler Ort des Kraichgaus. Als einstiger Sitz der Kraichgaugrafen lassen sich die Spuren der wechselvollen Geschichte Brettens weit zurückverfolgen. Auch nach mehr als 1250 Jahren seit ihrer Ersterwähnung, hat die Melanchthonstadt ihren Charme als Kraichgau-Metropole bewahrt.

Inmitten der Hügellandschaft im Südosten des Kraichgaus gelegen, lassen sich die Spuren der Geschichte Brettens – oder Brettheim, wie es ursprünglich hieß – weit zurückverfolgen. Der Kraichgau ist heute eine Landschaftsbezeichnung, ein geographischer Begriff, der im Laufe seiner Geschichte seinem Inhalt nach einen erheblichen Wandel durchgemacht hat.

In direkten Zusammenhang mit Bretten wird er zum ersten Mal in einer Urkunde vom 1. April 771 gestellt. Darin erscheint Bretten »in pago Creichgowe in Breteheimer marca«. Die Herrschaftsrechte Brettens dürften sich zum Teil aus der Grafschaft Kraichgau hergeleitet haben. Bei seiner günstigen Verkehrslage an den alten Straßen von Speyer nach Cannstatt und von Heilbronn nach Straßburg war Bretten Mittelpunkt dieser Grafschaft, die im 12. Jahrhundert »Comitatus Brettheim« genannt wurde und bereits seit der Karolingerzeit ein zentraler Ort des Kraichgaus war.

Um 1158 gelangte Bretten als Mitgift Uta von Lauffens zusammen mit umfangreichen weiteren Besitzungen im Kraichgau an den Edelherrn Berthold von Eberstein. Mit dieser Heirat begann die rund 200 Jahre anhaltende

Die Brettener Stiftskirche von Süden. Der Kirchturm geht auf den ehemaligen Bergfried der abgegangenen Stadtburg zurück. (Foto: Stadtarchiv Bretten)



Grundriss der Brettener Stiftskirche nach Hans Rott (Quelle: Stadtarchiv Bretten)

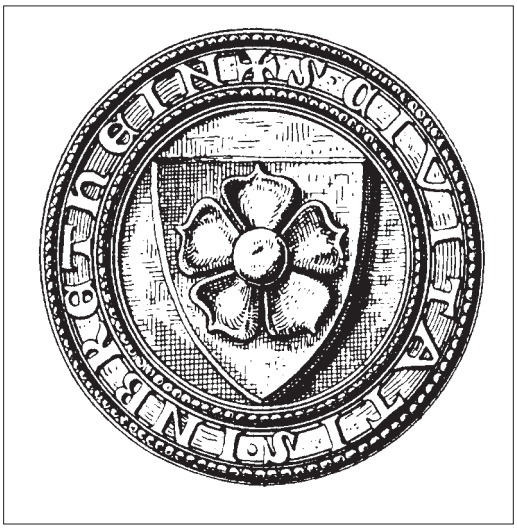
Herrschaft der Ebersteiner über Bretten, in deren Verlauf Brettheim erstmals als »oppidum« (= städtische Siedlung) erwähnt wurde. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts errichteten die Ebersteiner in Bretten eine Burg, deren einstiger Bergfried bis heute als Teil der Stiftskirche erhalten geblieben ist. Den geneigten Besuchern wird auffallen, dass der Kirchturm einen ungewöhnlichen Standort im Ensemble des Kirchenbaus einnimmt und er schief in die Achse des Langhauses einschneidet. Dieser Umstand ist nur dadurch zu erklären, dass der Turm dort bereits gestanden hatte, lange bevor die Kirche erbaut wurde.

Eine Stadt ist Bretten bereits seit dem Hochmittelalter, die Stadtrechte sind ab 1254 urkundlich belegt. Im Jahre 1349 verkauften die Herren von Eberstein die Stadt an Pfalzgraf Ruprecht den Älteren. Damit dehnte sich der Herrschaftsbereich der Kurpfalz mit der Erwerbung der Städte Bretten und Heidelsheim sowie des Dorfes Helmsheim bis in den Kraichgau aus und die Wittelsbacher Rauten hielten Einzug in das Stadtwappen Brettens. Bretten wurde Sitz eines gleichnamigen Oberamts, das die zusammenhängenden Gebiete mit ihren Städten und Dörfern von nun an verwaltete. Da das Amt Bretten wesentlich größer war als zum Beispiel das Amt Gochsheim oder Odenheim, standen dem Amtsvorstand, der in Bretten den Titel »Stadtvogt«, »Faut« oder »Amtmann« trug, mehrere Beamte und Diener zur Seite. Besonders die Kraichgauer Adelsfamilien übten dieses Amt bis zum Ende des alten Reichs aus. Allen voran die Herren von Sickingen und Flehingen, die mit Unterbrechungen rund 200 Jahre dieses Amt bekleideten.

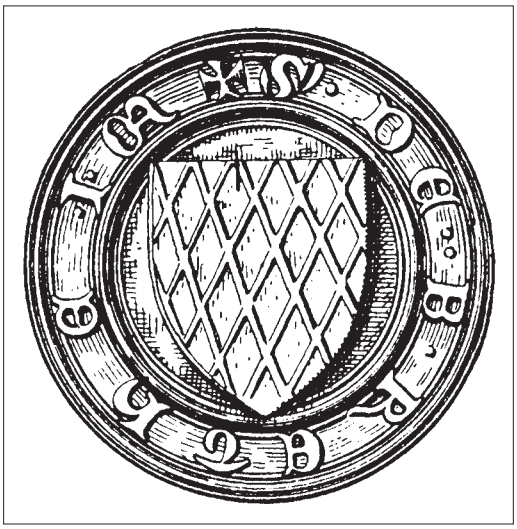
Bereits am Ende des 14. Jahrhunderts erwarben die Pfalzgrafen zudem einen Teil des Dorfes Weingarten und lösten die vom Reich an die Markgrafen von Baden verpfändete

Das Steinhaus zu Bretten, rechts die Stiftskirche, nach Merian 1643 (Foto: Stadtarchiv Bretten)

Stadt Eppingen ein, die 1463 endgültig an die Kurpfalz kam und somit landesherrlich dem Oberamt Bretten unterstand. Einer der wichtigsten Herrschaftstitel der Pfalzgrafen war die von Kaiser Karl IV. an Pfalzgraf Ruprecht den Älteren 1362 übertragene Schutzvogtei über das reich begüterte Zisterzienserkloster Maulbronn. Mit diesem sogenannten Schirm über Maulbronn waren auch die Herrschaftsrechte über Gölshausen, Unteröwisheim, Zaisenhausen und Ruit verbunden. Zu den wichtigsten Aufgaben des Brettener Amtsmannes gehörten neben der Verfolgung und gerichtlichen Verurteilung von Verbrechen auch der militärische Schutz, das Geleit für Kaufleute und der Rechtsschutz der Bürger und Einwohner des Amtsbezirks. Als Dienstgehalt bezog der Amtmann von Bretten laut einem Anstellungsvertrag von 1459 ein stattliches Jahresgehalt von 150 Gulden, dazu die Nutzung von 10 Morgen herrschaftlicher Wiesen, einen Krautgarten und den kleinen Zehnten.



Die Ebersteiner Rose im Stadtwappen Brettens 1357
(Quelle: Stadtarchiv Bretten)



»Sigelum de Brettheim« 1359
(Quelle: Stadtarchiv Bretten)

In der Folgezeit stellten verschiedene Kraichgauer Adelsgeschlechter, so wie die von Helmstatt, von Sickingen, von Flehingen, die Göler von Ravensburg, von Venningen und von Neipperg die Amtsverwaltung. Der Amtssitz des Vogtes und seines Beamtenstabs befand sich bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1689 im sogenannten Steinhaus. Die Vögte und Amtmänner in Bretten gehörten vor allem im 15. und 16. Jahrhundert zum engsten Ratgeberkreis des Kurfürsten von der Pfalz.

Bereits um 1500 galt Bretten als ein recht wohlhabendes Gemeinwesen, mit seinen 2000 Einwohnern war es nach der kurpfälzischen Residenzstadt Heidelberg die bedeutendste Stadt in der rechtsrheinischen Kurpfalz. Als Markstein in der Stadtgeschichte gilt das Jahr 1504, als Herzog Ulrich von Württemberg im Landshuter Erbfolgekrieg Bretten belagerte. Trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit hielt Bretten der Belagerung stand. Heute ist dieses Ereignis Anlass und Motiv für eines der größten und ältesten Bürger- und Heimatfeste des Kraichgaus: das Brettener Peter-und-Paul-Fest.

Bretten war nicht nur ein blühendes wirtschaftliches Gemeinwesen, sondern auch ein kulturelles Zentrum. Um 1500 befand sich nach Melanchthons Aussage bereits eine Lateinschule am Ort. Nicht wenige Brettener begegnen uns schon im 15. Jahrhundert in den Matrikeln namhafter Universitäten, insbesondere in Heidelberg. Die Liste der herausragenden Persönlichkeiten, die einst zwischen den Mauern und Türmen des alten Brettens aufwuchsen, ist lang. Am bedeutendsten und bekanntesten von ihnen ist sicherlich der Humanist und Reformator Philipp Melanchthon, der am 16. Februar 1497 als Philipp Schwarzerdt im Hause seines Großvaters am Brettener Marktplatz geboren wurde und im 16. Jahrhundert als enger Weggefährte Martin Luthers und als »praeceptor germaniae« (Lehrer Deutschlands) zu den Gestaltern einer neuen Zeit gehörte. Zum Ruhme seiner Geburtsstadt trug

Bretten auf einem Kupferstich von Matthäus Merian dem Älteren aus dem Jahre 1643. In der Bildmitte das Steinhaus, Sitz des Stadtvogts. (Foto: Stadtarchiv Bretten)

auch sein Großneffe, Johann Michael Heberer, der »Pfälzer Robinson« bei.

Auf seiner zehn Jahre dauernden Reise quer durch Europa geriet er zwischen 1585 und 1587 als Galeerensklave in türkischer Gefangenschaft. Nach glücklicher Rückkehr veröffentlichte er 1610 in Heidelberg seine Abenteuer als Buch, die ihn zu einem der ersten »Reiseschriftsteller« Deutschlands werden ließ. Im 18. Jahrhundert wuchs in Bretten Stephan Gugenmus auf, der sich später als Agrarwissenschaftler und Reformer der kurpfälzischen Landwirtschaft einen Namen machte. Gleichfalls aus Bretten stammt Franz Egetmeyer, dem der badische Volksdichter Johann-Peter-Hebel als »Schneider von Pensa« ein literarisches Denkmal setzte.

Den tiefsten Einschnitt in ihrer Entwicklung erlebte die Stadt Bretten während des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1697). Am 13. August 1689 wurde Bretten, wie viele andere Städte und Orte des Kraichgaus zu jener Zeit, von den Truppen Ludwig XIV. geplündert und niedergebrannt. Nur wenige Häuser und die Stiftskirche blieben von der »Brunst« verschont, wie es der damalige Stadtschreiber Johann Ludwig Mieg schriftlich festgehalten hat. Wer konnte, flüchtete in die umliegenden Wälder oder zog vorübergehend aufs Land, wie beispielsweise der Brettener Apotheker Johann Salzer, der Schutz und Unterschlupf bei Verwandten in Kürnbach fand.

Der Wiederaufbau erfolgte unmittelbar nach der Zerstörung und dauerte bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts an. Erst im Jahre 1787 hatte die Stadt sich soweit wieder erholt, dass sie an der Stelle des zerstörten, mittelalterlichen Rathauses am Marktplatz, ein neues Rathaus errichten konnte. Während der Wiederaufbauphase entwickelte sich in Bretten eine kleine jüdische Gemeinde.

Die jüdischen Kaufleute lieferten dringend benötigte Waren in die zerstörte Stadt, zahlten hohe Abgaben an die Herrschaft und an die finanziell ruinierte Stadtverwaltung. Die Brettener Juden lebten vor allem vom Handel mit Vieh und Tuchwaren bei der umliegenden Landbevölkerung, was sie bald wohlhabend machte. 1797 besaßen zwanzig von 28 jüdischen Familien in Bretten, ein eigenes Haus und zwar überwiegend im Zentrum der kleinen Stadt. 1822 errichtete die jüdische Gemeinde in Bretten ihre erste Synagoge, 1835 eröffnete sie eine jüdische Schule und 1884 erhielt sie ihren ersten eigenen bis heute erhalten gebliebenen jüdischen Friedhof.

Bereits im September 1802 wurden in Bretten die badischen Staatspatente an den öffent-

Der Marktplatz von Bretten mit Pfeiferturm (Foto: Stadtarchiv Bretten)

lichen Gebäuden angeschlagen. Der Epochenwechsel vollzog sich in Bretten nahezu geräuschlos und ohne Aufsehen. An die Stelle des ehemaligen kurpfälzischen Oberamtes trat zunächst das badische Landamt Bretten, das als »Amt Bretten« bis 1864 fortgeführt wurde und von 1865 an bis zu seiner Aufhebung am 1. Oktober 1936, als Badisches Bezirksamt Bretten fortbestand.

Die Randlage Brettens an der badisch-württembergischen Grenze wirkte sich zunächst nachteilig auf die städtische Wirtschaftsstruktur aus. Eine erste Wende brachte der Bau der Eisenbahnlinie Bruchsal–Stuttgart (1853) und der Kraichgaubahn (1879), wodurch der Brettener Viehmarkt aufblühte und eine überregionale Bedeutung einnahm. Bretten war zu einem Verkehrsknotenpunkt neuer Prägung geworden. Mit der Eröffnung der Kraichgaubahn kamen auch neue Unternehmen aus den umliegenden Gemeinden in die Stadt. Die Industrie in Bretten erreichte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen hohen Stand. Besonders in den Bereichen Metall-, Textil- und Holzverarbeitung entwickelten sich Unternehmungen, die später zu »Weltmarken« avancierten, wie die Carl Neff AG (1877) oder die Kühlapparate Fabrik Wilhelm Schmidt (1879), die bis heute in Bretten ansässig sind und auf eine lange Tradition zurückblicken.

Während des Zweiten Weltkriegs blieb Bretten, trotz zahlreicher Luftangriffe, die überwiegend den Fabrik- und Bahnanlagen galten, von einem großangelegten Flächenbombardement verschont. Im Sommer 1942 errichtete die Stadt neben dem ehemaligen Viehmarktplatz ein Barackenlager zur Un-

terbringung von Zwangsarbeitern, die in der Brettener Rüstungsindustrie eingesetzt waren. Am 6. April 1945 übernahmen marokkanische Truppen unter alliiertem französischem Kommando die Stadtgemeinde, ehe sie schließlich im Juli von amerikanischen Truppen abgelöst wurden.

Nach dem Krieg diente das Barackenlager als erste Notunterkunft für zahlreiche Heimatvertriebene und Flüchtlinge. Rund 2200 Vertriebene, die überwiegend aus dem Sudetenland, Ungarn und Jugoslawien stammten, kamen zwischen 1945 und 1948 nach Bretten und machten fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus. Die sogenannten Flüchtlinge fanden schnell Arbeit in den Fabriken und trugen wesentlich zum großen Wirtschaftsaufschwung in den 1960er Jahren bei.

Seit 1975 ist Bretten große Kreisstadt und zugleich »ein Ganzes aus zehn Teilen«. Neun umliegende, zum Teil schon seit Jahrhunderten durch ihre Zugehörigkeit zum früheren Oberamt Bretten mit der Stadt verbundene Dörfer sind inzwischen zu Stadtteilen mit starkem kulturellem Eigenleben geworden und getreu dem Motto »in varietate concordia« in ihrer Vielfalt geeint. Das 1992 eröffnete Stadtbahnsystem zwischen Karlsruhe, Heilbronn, Bruchsal und Mühlacker trägt zu Mobilität und Verbindung der Stadtteile und des Kraichgaus wesentlich bei.

Das intensive Bemühen um die Belebung der Innenstadt und der Ansiedlung neuer Unternehmen verbindet sich in Bretten stets mit der Pflege der Tradition, des Bodenständigen, der Heimat. Wer durch die Stadt geht, kann sich hiervon auf Schritt und Tritt ein Bild machen.

Im Zentrum steht hier der mittelalterliche Marktplatz mit dem Alten Rathaus, dem Marktbrunnen und dem Melanchthonhaus, das zwischen 1897 und 1903 errichtet wurde. Gegenüber stehen die historischen Fachwerkhäuser, die ehemalige Posthalterei von Thurn und Taxis, in der Friedrich Schiller 1782 auf seiner Flucht von Stuttgart nach Mannheim Halt gemacht hat. Wenige Schritte weiter steht die Weißhofer-Galerie, für deren Name eine abgegangene ehemalige Siedlung Pate stand, die sich einst östlich vor den Toren Brettens befand.

Demgegenüber künden die hochmittelalterliche Stiftskirche und die Kreuzkirche mit ihrer reizvollen barocken Innenausstattung von der reichen Tradition religiösen Lebens. Die in ehrenamtlicher bürgerschaftlicher Selbsthilfe sanierten Fachwerkbauten des »Gerberhauses« (aus dem Jahr 1585) und des »Schweizer Hofs« (aus dem Jahr 1707) sind nicht nur wichtige Zeugnisse der Stadtgeschichte, sondern sie künden zugleich von der engen Verbundenheit vieler Bürger mit der städtischen Geschichte und Überlieferung. So wurden erst in den vergangenen Jahren von Brettener Bürgern ein Renaissance-Fachwerkhaus aus dem Jahre 1653 (Weißhofer Straße 12) aufwendig saniert sowie ein Bürgerfachwerkhaus, in dem einst die erste Petroleumlampe Deutschlands entzündet wurde (Melanchthonstraße 23) und heute eine Gaststätte und Eisdiele beherbergt, die zum Verweilen einlädt.

Am Rande der Altstadt blieben Teile der mittelalterlichen Stadtmauer ebenso erhalten wie die mächtigen Wehranlagen des Pfeiferturms im Norden und des Simmelturms im Südosten. Der Pfeiferturm erhielt 2009 auf Betreiben einer Bürgerinitiative und mit Hilfe von Spenden eine neu konstruierte Dachhaube nach historischem Vorbild, die sinnbildlich für die Verbundenheit der Brettener Bürgerinnen und Bürger mit ihrer stadtgeschichtlichen und gelebten Tradition steht.

Aus diesem Verbundensein mit der Tradition wächst das in Bretten außergewöhnlich starke bürgerschaftliche Selbstbewusstsein und Engagement, das sich bei den genannten denkmalpflegerischen Projekten ebenso zeigte wie beim alljährlich stattfindenden und von mehreren tausend Bürgern aktiv mitgetragenen »Peter-und-Paul-Fest«, das am 12. Dezember 2014 von der Deutschen UNESCO-Kommission in das bundesweite Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufgenommen wurde. 2017 konnte die Geburtsstadt Philipp Melanchthons ihr 1250-jähriges Jubiläum feiern. Heute zählt Bretten mit seinen rund 29 000 Einwohnern zu den fünf großen Kreisstädten des Kraichgaus und ist zugleich die drittgrößte im Landkreis Karlsruhe.

Literaturverzeichnis

Bahn, Peter / Kipphan, Alexander: Brettener Köpfe. 21 Lebensbilder und Persönlichkeiten, Bretten 2010.

Breitkopf, Bernd: Die alten Landkreise und ihre Amtsvorsteher. Die Entstehung der Landkreise und Ämter im heutigen Landkreis Karlsruhe – Biographien der Oberamtmänner und Landräte von 1803 bis 1997, Ubstadt-Weiher 1997.

Rott, Hans: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten, Neunter Band Kreis Karlsruhe, Tübingen 1913.

Schaab, Meinrad: Das Land Baden-Württemberg, Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Band V, Regierungsbezirk Karlsruhe, Stuttgart 1976.

Schäfer, Alfons: Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten, Bretten 1967.

Schäfer, Alfons: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689, Bretten 1977.

Anschrift des Autors:
Alexander Kipphan
Stadtarchiv Bretten
Untere Kirchgasse 9
75015 Bretten
E-Mail:
stadtarchiv@bretten.de

Eppingen: Geschichte einer Stadt im Kraichgau

Petra Binder

Eppingen, das eigentlich immer etwas am Rand des Kraichgaus und der Kurpfalz lag, hatte seine Blütezeit in der frühen Neuzeit und brachte überregional bedeutsame Persönlichkeiten aus der Familie Hartmanni hervor. Heute profitiert die Stadt davon, dass sie durch die Jahrhunderte von Kriegszerstörungen weitgehend vorschont geblieben ist. Prächtige Fachwerkhäuser aus verschiedenen Jahrhunderten stehen unter Denkmalschutz, wie die gesamte Altstadt. Den Eppinger Linien gab die Stadt ihren Namen. Sie schützten den Kraichgau zwischen Odenwald und Schwarzwald fast hundert Jahre lang.

Stadtwerdung im Mittelalter – Vom Reichsdorf zur kurpfälzischen Stadt

Archäologische Funde auf der Gemarkung Eppingen lassen darauf schließen, dass die Menschen am oberen Elsenzlauf schon 4000 Jahre vor Christi Geburt vom fruchtbaren Lössboden und dem vergleichsweise milden Klima profitierten. Spuren der Bandkeramiker, der Michelsberger Kultur, der Urnenfelderzeit sowie der Kelten wurden ebenso gefunden, wie die der Römer, die sich hier im Hinterland des Limes niederließen.

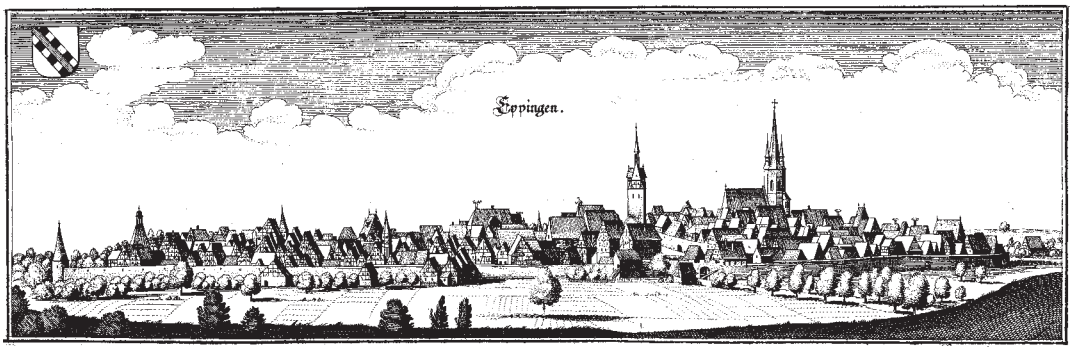
Die erste urkundliche Erwähnung findet sich erst in einer Urkunde aus dem Jahr 985 n. Chr., wenn auch die Gründung rund um die katholische Stadtpfarrkirche »Unsere Lieben Frau« deutlich früher anzunehmen ist, spätestens im 5. Jahrhundert.[1]

In dieser ältesten Urkunde schenkte der (noch minderjährige) König Otto III. *»auf Bitten«* seiner Mutter, Kaiserin Theophanu, das sich im königlichen Besitz befindliche Reichsdorf Eppingen dem Bistum Worms, mit allem was im Elsenz- und Kraichgau dazugehörte.[2]

Im Jahr 1188 wird Eppingen als »burgum« bezeichnet und wenig später, höchstwahrscheinlich 1191/92 von Kaiser Heinrich IV. zur Reichsstadt erhoben. Urkundlich belegt wird die Erhebung zur Stadt erst 1219, als der Stauferkaiser Friedrich II. die Städte (»civitates«) Lauffen, Sinsheim und Eppingen an den Markgrafen Hermann V. von Baden verpfändete.[3] König Albrecht I. erneuerte 1303 die Stadtrechte und verlieh Eppingen die gleichen Rechte und Privilegien wie der Reichsstadt Heilbronn.[4] Aus badischem Besitz – das Reich hatte Eppingen nicht wieder aus der Verpfändung ausgelöst – kam die Stadt nach der Schlacht von Seckenheim 1462 in den Besitz der Kurpfalz.[5]

Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert

Seit Eppingen 1463 endgültig zur Kurpfalz gehörte, erlebte die Stadt eine Periode des wirt-



Stadtansicht Eppingen, veröffentlicht in Matthäus Merians Topographia Palatinatus Rheni, 1645 (Quelle: Stadtarchiv Eppingen)

schaftlichen Aufschwungs. Die Pfalzgrafen bewilligten ihr zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt. Einnahmen hatte die Stadt vor allem aus dem großen Waldbesitz und aus Geleit und Zoll. Die Stadtrechnungen aus dem 16. Jahrhundert zeigen, dass die Einnahmen die Ausgaben übertrafen. Sie waren sogar so groß, dass die Stadt Eppingen den Pfalzgrafen größere Summen Geld lieh.[6]

In der Reichsstadt Eppingen bestand schon 1421 eine höhere Schule, die aus dem Bedürfnis der Bürger nach Bildung für ihre Söhne und damit nach Aufstiegschancen in weltliche und geistige Ämter erwachsen ist.[7] Die Eppinger Bürgersöhne erhielten hier die Befähigung zum Studium, das sie meist an die 1386 gegründete Universität Heidelberg führte.[8]

Bemerkenswert in der Zeit des zu Ende gehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, der Renaissance und des Humanismus, ist die Familie Hartmanni, die namhafte Persönlichkeiten von überregionaler Bedeutung hervorbrachte.[9] Ein herausragender Kopf dieser Eppinger Ratsherrenfamilie war der 1495 geborene Hartmannus Hartmanni der Ältere. Er war 1518 einer der vier Professoren der philosophischen Fakultät, die Martin Luther zur Heidelberger Disputation einlud. Hartmanni wurde 1545 zum Kanzler der Kurpfalz ernannt. Schon früh mit Luther sympathisierend, setzte er sich für die Reformation ein. Am 3. Juli 1547 starb Hartmanni in Heidelberg an der Pest.

Hartmannus Hartmanni, ein Vetter des fast zwanzig Jahre jüngeren Kanzlers gleichen Namens, studierte ebenfalls in Heidelberg. 1501 wurde er Kanoniker am Heiliggeiststift in Heidelberg und Nachfolger des Frühhumanisten Jacob Wimpfeling an der Universität. Kurz vor seinem Tod rief er die Hartmanni-Stiftung ins Leben. Aus dem Zinsertrag des Grundkapitals von 500 Gulden sollte ein Student der Familie Hartmanni oder zwei arme Eppinger Lateinschulabsolventen ein Stipendium für das Studium an der Universität Heidelberg erhalten. Die Stiftung bestand bis 1949.[10]

Der Bauernkrieg ging auch an Eppingen nicht spurlos vorbei, doch seine Folgen – ein Strafgeld von 10 000 Gulden – verschmerzte die Stadt bald. Anton Eisenhut, ehemals Pfarrer in Weiler an der Zaber, nun Kaplan in Eppingen, fachte den Aufstand der Bauern an. Er stellte radikale Forderungen nach Abschaffung aller Abgaben an geistliche und weltliche Grundherren, ebenso der Frondienste. Es

gelang ihm in Gochsheim Anfang Mai 1525 ein Heer von 1200 Mann zu sammeln.

Als das Heer in Eppingen erschien, verhandelten Stadtschultheiß und Ratsherren mit Eisenhut. Gegen Verpflegung, 2000 Gulden und fünf Geschütze plus ein Fass Pulver verzichteten die Bauern auf die Plünderung der Stadt. Nach zwei Tagen zog der »*Kraichgauer Haufen*« weiter und verwüstete die Burg Steinsberg. Der Bauernkrieg endete, als das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldenburg am 24. Mai 1525 in Eppingen einrückte, Eisenhut gefangen nahm und ihn im Schlosshof von Bruchsal enthaupten ließ.[11] Mit Eisenhut wurde auch der Eppinger Pfarrer, Magister Peter Reinhard, hingerichtet. Damit war auch die reformatorische Bewegung offiziell erst einmal gestoppt.

1533 und 1536 begannen zwei Eppinger Bürgersöhne, Johannes Diemar und Peter Erbermann, in Heidelberg zu studieren. Erbermann wechselte 1540 an die Universität Wittenberg. David Chytraeus erwähnt ihn in seiner Schrift über den Kraichgau als maßgeblichen Theologen für die Einführung der Reformation in Eppingen. Hier war er bis 1556 Pfarrer. Neben ihm sind auch andere evangelische Geistliche in Eppingen nachzuweisen.

Über die Vergabe der Kaplaneipfründe konnten von der Stadt, der Familie Diemar und den Gölern von Ravensburg reformatorische Geistliche nach Eppingen geholt werden.[12] Schon Kurfürst Friedrich II. und sein Nachfolger Ottheinrich bevorzugten die lutherische Lehre. Kurfürst Friedrich III. führte den Calvinismus ein und 1563 wurde der Heidelberger Katechismus der reformierten Kirche veröffentlicht.

Im Wintersemester 1564/65 zog die »Artisten«-Fakultät der Universität nach Eppingen, da in Heidelberg die Pest grassierte. Ihren Abschied feierten die Studenten mit ihren Professoren im städtischen »Fleischhaus«, in dessen Obergeschoss es einen Festsaal gab.[13] Heute noch zeigt sich das 16. Jahrhundert als Eppingens Blütezeit in den prachtvollen Fachwerkhäusern, wie das »Fleischhaus«, die heutige »Alte Universität« (1494), die »Ratsschänke« in der Altstadtgasse (1483), das Kaufmannshaus (1552) in der St. Petersgasse, das Specht'sche Haus (um 1555) in der Altstadtstraße, das Baumann'sche Haus in der Kirchgasse (1582) und die »Alte Post« am Marktplatz (1588).

Das sogenannte Baumann'sche Haus, erbaut 1582/83 von dem wohlhabenden Metzger Hans Ziegler, eines der eindrucksvollsten Fachwerkhäuser in Eppingen (Quelle: Stadtarchiv Eppingen)

Dreißigjähriger Krieg und Eppinger Linien

Das 17. Jahrhundert brachte in langen Kriegsjahren Elend, Not und Tod nach Eppingen. Truppendurchzüge und Einquartierungen –

Altstadtstraße und »Alte Universität« vor der Fachwerkfreilegung und dem Umbau zum Stadt- und Fachwerkmuseum. Postkarte um 1900. (Quelle: Stadtarchiv Eppingen)

seien es die feindlichen oder die eigenen Soldaten – ruinierten die Stadt und ihre Bürger genauso wie Hungersnöte und Seuchen. Umherziehende Soldaten verwüsteten Äcker, Wiesen und Wälder.

Die Kurpfalz wurde im Dreißigjährigen Krieg von bayerischen Truppen besetzt. 1622 nahmen sie Hilsbach ein und ermordeten 192 Bürger. Von dort zogen die Bayern am 28. März vor die Tore Eppingens. Der Stadtrat kapitulierte vor der Übermacht, die Stadt wurde besetzt und der bayerische Kommandant schlug in Eppingen sein Quartier auf. Im Mai zogen die Bayern bis auf eine kleine Besatzung von 200 Mann aus Eppingen wieder ab.

Ernst Graf von Mansfeld, Heerführer des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V., der sein Land zurückerobern wollte, zog vor die Stadtmauern Eppingens. Die Bayern verteidigten sich, hatten aber gegen die Angreifer keine Chance. Die Stadt musste an Mansfeld alle Waffen abliefern. Fünf Tage lang hausten seine Truppen in den Mauern Eppingens – die Eppinger waren froh, als sie wieder abzogen.

Durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen, vielfach durchziehende Soldaten, Ernteausfälle und die darauffolgende Hungersnot, schrumpfte die Einwohnerzahl Eppingens um die Hälfte. Noch schlimmer traf es die Dörfer der Umgebung. Zum Teil war ihre Einwohnerschaft so dezimiert, das sie Geisterdörfern glichen – in Richen lebten nur noch neun Bürger. Erst nach dem Westfälischen Friedensschluss 1648 bauten Einwanderer vor allem aus der Schweiz die brachliegenden Höfe und Felder wieder auf.[14]

Der Frieden sollte nicht lange währen. Als Kurfürst Karl II. 1685 kinderlos starb, erhob *»Sonnenkönig«* Ludwig XIV. für seine Schwägerin *»Liselotte«* von der Pfalz Anspruch auf die Pfalz – gegen ihren ausdrücklichen Wunsch und gegen den Heiratsvertrag, in dem sie auf alle Erbansprüche verzichtet hatte. Bis November 1688 war die gesamte Kurpfalz von Frankreich besetzt. In Eppingen lagen französische Soldaten in Garnison unter der die Stadt *»viel leiden«* musste.

Der französische Kriegsminister Louvois verfolgte das strategische Ziel, die Rheinlinie zu stabilisieren, indem er das Vorfeld – sprich Baden, Württemberg und die Kurpfalz, damit den ganzen Kraichgau – zerstören ließ. Er gab den Befehl, nur *»verbrannte Erde«* zu hinterlassen.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, gerade aus dem Türkenkrieg zurückgekehrt, erhielt 1693 vom Kaiser den Auf-

trag, den Westen des Reichs zu schützen. Ihm war klar, dass der Kraichgau für den Einfall der Franzosen ein offenes Tor zwischen Schwarzwald und Odenwald darstellte. Er begann, eine gut befestigte Verteidigungslinie von Neckargemünd bis Pforzheim anzulegen. Das Land westlich davon musste aus strategischen Gründen preisgegeben werden. Diese sogenannten Eppinger Linien waren wichtig, da die Reichsstadt Heilbronn als bedeutender Waffen- und Magazinplatz der kaiserlichen Truppen geschützt werden musste. In direkter Linie im Westen hielten die Franzosen die Festung Philippsburg am Rhein besetzt. Zwischen Eppingen, Gemmingen und Richen wurde das Hauptlager der Reichstruppen eingerichtet.

Die Eppinger Linien wurden 1695 bis 1697 in kurzer Zeit unter großen Anstrengungen von Soldaten und Zivilbevölkerung gebaut. Ein Graben, dessen Erde zum Wall aufgeschüttet und mit Palisaden befestigt wurde, sollte die Franzosen am Durchkommen hindern. Zum Schluss entstanden die sogenannten Chartaquen, die auf den Höhen als Wacht- und Signaltürme dienten. An wichtigen Punkten wurden Redouten erbaut, die mit Geschützen bestückt und ständig besetzt waren.

Der Pfälzische Erbfolgekrieg endete schließlich mit dem Friedensschluss von Rijswijk zwischen Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I. am 30. Oktober 1697. Der Bau der Eppinger Linien wurde noch fertig gestellt. Ihren Zweck der Abschreckung hatten sie erfüllt. Die Franzosen unternahmen nach 1695 keinen Versuch mehr, hinter die Linien vorzudringen.[15]

Bezirksamt, Badische Revolution und Bahnanschluss

Das 19. Jahrhundert begann mit vielen Einquartierungen, Missernten und Hungersnot, letztere eine Folge des Vulkanausbruchs Tambora im Jahr 1815, der Europa ein »Jahr ohne Sommer« bescherte.

Als Ergebnis der Napoleonischen Kriege und des Reichsdeputationshauptschlusses wurde Eppingen 1803 Teil des Großherzogtums Baden – die Kurpfalz wurde aufgelöst. Die neue Landesherrschaft richtete in Eppingen 1813 ein neues Bezirksamt ein, eines von zehn im Enz- und Pfinzkreis. Neben Eppingen selbst und Mühlbach, gehörten folgende umliegende Orte dazu: Rohrbach am Gießhübel, Eichelberg, Landshausen, Gemmingen, Berwangen, Stebbach, der Streichenberg, Adelshofen, Dammhof, Ittlingen, Schluchtern (als Exklave), Hilsbach, Tiefenbach, Sulzfeld. 1841 fielen Elsenz, Richen und Hilsbach an das Amt Sinsheim, aber zumindest Elsenz und Richen wurden 1850 wieder zu Eppingen gezogen.[16]

Während der Revolution 1848/49 war Eppingen das revolutionäre Zentrum des Amts-

Der Marktplatz mit Rathaus (1823/25) und dem ehemaligen Gasthaus »Alte Post« (1588). (Quelle: Stadtarchiv Eppingen)

bezirks. Schon am 21. Juni 1848 trafen sich auf den Kleingartacher Ölwiesen – im württembergischen Ausland – die Volksvereine (die für ihre demokratisch-republikanische Gesinnung bekannt waren) und Demokraten aus Heilbronn, Eppingen, Gemmingen, Mühlbach und Brackenheim. Unter den Rednern waren der Kleingartacher Pfarrer Christian Textor und der Mühlbacher Pfarrer Georg Friedrich Schlatter.[17]

Während des Maiaufstands 1849 wurde in Eppingen Ratsschreiber Wilhelm August Kirsch von der Revolutionsregierung als Zivilkommissär eingesetzt, neuer Bürgermeister wurde Julius Niebergall. Am 24./25. Juni zogen preußische Truppen das Elsenztal hinauf und besetzten Eppingen. Die Revolutionäre wurden im Pfeifferturm gefangen gehalten. Kirsch und Niebergall konnten in die Schweiz fliehen und wanderten schließlich nach Amerika aus. Sie wurden in Abwesenheit zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Pfarrer Schlatter musste sieben von zehn Jahren im Zuchthaus in Bruchsal verbüßen.[18]

In die Mitte des 19. Jahrhunderts fielen auch eine Reihe schlechter Ernten, Kartoffelfäulnis und Teuerungen. Viele Familien aus Eppingen wählten als Ausweg die Auswanderung nach Amerika. Einer Gruppe von fast 200 Personen bezahlte die Stadt die Überfahrt. Sie gehörten zu den Armen der Stadt, die sich die Reise aus eigener Kraft nicht leisten konnten.

Die Erhebung zur Bezirksamtsstadt bescherte Eppingen einen gehörigen wirtschaftlichen und baulichen Aufschwung. Die Bevölkerung wuchs und die Stadt wuchs aus ihren mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Grenzen hinaus. Die Stadtmauern wurden abgerissen, die Ackerbürger der Stadt errichteten an den Straßen nach Adelshofen, Rappenau und Bretten moderne Modellhöfe, die die Ökonomiegebäude (Scheunen und Ställe) von der Straße in die Innenhöfe verlegte. Die Stadt selbst leistete sich schon 1823 ein neues Rathaus am Marktplatz, das der Architekt Karl August Schwarz aus Karlsruhe entwarf, im typisch klassizistischen Weinbrennerstil.

Die neuen zentralen Einrichtungen wie Amtsgefängnis (1859) und Amtsgericht (1873), Landwirtschaftsschule und Höhere Bürgerschule (1867/68), Forstamt (1883), Notariat und Bezirksgewerbeschule (1909/10) brachten der Stadt eine Anzahl neuer Gebäude, die aus Mühlbacher Sandstein erbaut wurden. »*Im Rot*«, wie das Gewann an der neuen Kaiserstraße hieß, entstanden mit zunehmender Bevölkerungszahl auch die neue Evangelische Stadtkirche (1876/79) und die Neue Synagoge (1873) in direkter Nachbarschaft. Mitte des 19. Jahrhunderts betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung etwa zehn Prozent, deren langer Kampf um Emanzipation in diesem Gebäude seinen Ausdruck fand.[19]

1879 kam die Bahn nach Eppingen. Lange war diskutiert und geplant worden, am 15. Oktober war es nun soweit: Der ersten Dampflokomotive, die am neuen Eppinger Bahnhof hielt, entstieg Großherzog Friedrich von Baden. Eingeladen waren auch Gäste aus Heilbronn, die zwar noch nicht mit der Bahn einfahren konnten, aber kräftig mitfeierten. 1880 wurde das letzte Teilstück zwischen Schwaigern und Eppingen fertiggestellt, so dass die Kraichgaubahn nun die ganze Strecke Heilbronn – Karlsruhe befahren konnte.[20]

Kreis- und Kommunalreformen im 20. Jahrhundert

Trotz der Bahn blieb Eppingen eine Ackerbürgerstadt. Es gab wenige Industriebetriebe, die sich hier ansiedelten, viele Bürgersöhne

zog es in die größeren Städte, die Mädchen waren oft bis zur Heirat *»in Dienst«* bei reicheren Bürgern, vor allem in Karlsruhe und Mannheim.

Im Ersten Weltkrieg wurde Eppingen Lazarettstadt. Im Städtischen Krankenhaus und in der Gewerbeschule, in der ein provisorisches Lazarett eingerichtet wurde, pflegte man mit freiwilligen Helferinnen verletzte Soldaten. Die Landwirtschaft litt unter mangelnden Arbeitskräften, die Männer waren an der Front, stattdessen wurden französische und russische Kriegsgefangene angefordert, die auf den Feldern arbeiteten.

Nach Ende des Krieges wurde zum 1. April 1924 das Bezirksamt Eppingen aufgehoben. Die Stadt verlor ihre Funktion als Zentrum und gehörte nun selbst zum Amt Sinsheim. Mit der Gründung der Weimarer Republik durften Männer und Frauen wählen. Bis die erste Frau im Eppinger Gemeinderat saß, vergingen noch einige Jahrzehnte, aber die ersten drei Frauen wurden in den Bürgerausschuss gewählt.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten, die auch den Eppinger Bürgermeister Albert Wirth absetzten, verschlechterte sich die Situation der jüdischen Bürger rapide. Wie in anderen Städten auch, wurden jüdische Geschäfte boykottiert und den noch in Eppingen wohnenden Juden das Leben erschwert. Viele zogen in größere Städte oder versuchten auszuwandern. Nicht allen gelang dies. Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten beiden in Eppingen lebenden jüdischen Ehepaare, Sternweiler und Siegel, mit den anderen badischen Juden nach Gurs in Südfrankreich deportiert.

Im Zweiten Weltkrieg baute die deutsche Wehrmacht zwischen Eppingen und Rohrbach am Gießhübel eine Radarstation. Alliierte Flugzeuge bombardierten die Gleise und den Bahnhof, um die Eisenbahnstrecke Heilbronn – Karlsruhe stillzulegen. Bomben trafen dabei auch Wohnhäuser und Zivilpersonen, auch Zwangsarbeiter starben, die wie im Ersten Weltkrieg vor allem in der Landwirtschaft arbeiten mussten.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts konnte Eppingen zumindest in Sachen Bildung seine ehemalige zentrale Funktion behalten beziehungswiese ausbauen. 1950/51 baute der Landkreis Sinsheim ein Landwirtschaftsschulgebäude, doch der Strukturwandel in der Landwirtschaft führte dazu, dass die Schule 1974 wieder aufgelöst wurde.

Reformen im Schulwesen veränderten die Schullandschaft. Die Volksschule verschwand und Grundschulen entstanden. Ende der 1960er und in den 1970er Jahre wurde in der Südstadt der Bildungscampus mit Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Hallenbad und Stadthalle geschaffen.[21]

Gefördert wurde dies auch durch die baden-württembergische Verwaltungsreform, wodurch die Orte Adelshofen, Elsenz, Kleingartach, Mühlbach, Richen und Rohrbach am Gießhübel in den Jahren 1971/72 nach Eppingen eingemeindet wurden. Die Kreisreform 1973 löste den Landkreis Sinsheim auf und Eppingen kam zum Landkreis Heilbronn.

Seit 2002 ist Eppingen Große Kreisstadt und zählt aktuell etwa 22 000 Einwohner. Im Bewusstsein der Geschichte der Stadt wurde die Altstadt von Eppingen mit ihren zahlreichen Fachwerkhäusern aus verschiedenen Epochen unter Denkmalschutz gestellt.

Anmerkungen

1 Tschacher, Manfred, Der Eppinger Kirchenhügel und seine Bebauung, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 10, Eppingen 2016, S. 9.

2 Gehrig, Franz, Vom Königshof zur staufischen Reichsstadt, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 48 f.; Mai, Karlheinz, Die Schenkungsurkunde König Ottos III., in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 3, Eppingen 1985, S. 12 ff.
3 Schwarzmaier, Hansmartin, Eppingen im ersten Viertel seiner tausendjährigen Geschichte, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 4, Eppingen 1986, S. 120 ff.
4 Angerbauer, Wolfram, Zur Verleihung der Rechte von Heilbronn an die Stadt Eppingen im Jahre 1303, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 3, Eppingen 1985, S. 60 ff.
5 Kiehnle, Edmund, Vom Ursprung der Stadt Eppingen bis zum Ende der Kurpfalz, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 15.
6 Angerbauer, Wolfram, Zur Geschicht der Stadt Eppingen im 16. Jahrhundert, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 4, Eppingen 1986, S. 30.
7 Röcker, Bernd, Magister Leonhard Engelhart, Rektor der Lateinschule Eppingen 1550 – 1562, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 103 ff.
8 Hauke, Reinhard, Eppinger Studenten an deutschen Universitäten (1348–1648), in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 2, Eppingen 1982, S. 60 ff.
9 Röcker, Bernd, Die Eppinger Juristenfamilie Hartmanni, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 3, Eppingen 1985, S. 363 ff.
10 Neureuther, Adolf, Die Hartmann'sche Stiftung, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 93 ff.
11 Röcker, Bernd, Der »Pfaffe« Anton Eisenhut und der Bauernkrieg im Kraichgau, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 63 ff. / Röcker, Bernd, Der Bauernkrieg im Kraichgau und Hardt (Sonderveröffentlichung Nr. 22, Heimatverein Kraichgau), Ubstadt-Weiher 2000.
12 Tschacher, Manfred, Die Einführung der Reformation in Eppingen, 1522–1556, Ein Beitrag zum Reformationsgedenken 2017, veröffentlicht: https://www.kath-eppingen.de/html/reformation_in_eppingen.html
13 Bernd Röcker / Erwin Pretz, Im Blickpunkt »Alte Universität«, Beilage des Stadtanzeigers Eppingen Nr. 48, 27. November 1987, S. 1–9.
14 Wieser, Karl, Eppingen im Dreißigjährigen Krieg, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 2, Eppingen 1982, S. 118 ff.
15 Weber, Gebhard, Die Eppinger Linien, in: Kraichgau – Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Folge 3, Sinsheim 1972, S. 179 ff.
16 Generallandesarchiv Karlsruhe, Findbuch 352, Bezirksamt Eppingen, Vorwort von Franz-Josef Ziwes, 1996.
17 Binder, Petra, Revolution und Not, in: Kleingartach, Geschichte und Gegenwart der einstigen Stadt im Oberen Leintal (= Eppinger Stadtgeschichtliche Veröffentlichungen Band 3), Ubstadt-Weiher 2013, S. 113 ff.
18 Röcker, Bernd, Eppingen, in: Revolution im Südwesten, Stätten der Demokratie-Bewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, hrsg. v. d. AG Archivare im Städtetag Baden-Württemberg, Karlsruhe 1997, S. 153 ff. / Dettling, Karl, Die Revolution 1848/49 im Amtsbezirk Eppingen, Eppingen 1980 (= Mühlbacher Jahrbuch 1980), Eppingen 1980.
19 Ihle, Reinhard, Menschen – Grenzen – Nachbarn. Eppingen im 19. Jahrhundert, in: Eppingen – Rund um den Ottilienberg, Band 9, Eppingen 2010, S. 82 ff.
20 Barth, Peter, Hundert Jahre Kraichgaubahn, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1, Eppingen 1979, S. 155 ff.
21 Schulen und Kindergärten, in: Das neue Eppingen, 1945–1980, Eppingen 1980, S. 63 ff.

Anschrift der Autorin:
Petra Binder M.A.
Stadt Eppingen/Stadtarchiv
Marktplatz 1–5
75031 Eppingen
E-Mail: p.binder@eppingen.de

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

2019 kann Eppingen urkundlich verbürgte 800 Jahre Stadtrechte feiern

Bernd Röcker

Eppingen gehört nachweislich zu den ältesten Stauferstädten Baden-Württembergs. Die früheste urkundliche Erwähnung als civitas ist allerdings nicht im Original erhalten, sondern nur in einer 1234 angefertigten Abschrift einer Urkunde Kaiser Friedrichs II., in der Eppingen zusammen mit Sinsheim, Durlach, Ettlingen und Waibstadt bereits für das Jahr 1219 als civitas erwähnt wird. Die vergleichende Analyse der darin geschilderten Vorgänge ergibt, dass diese fünf Stauferstädte nicht erst durch Friedrich II., sondern bereits 1192 durch dessen Vater Heinrich VI. Stadtrechte erhielten.

Jahraus, jahrein werden in Gemeinden und Städten Jubiläen gefeiert, die ihren Anlass in einem historischen Ereignis haben. Das Bedürfnis, mit einem Fest an ein geschichtliches Ereignis zu erinnern, ist recht alt. Doch in vielen Fällen wie bei der Ersterwähnung eines Ortes oder der Verleihung von Stadtrechten sind die Daten zufällig im Zusammenhang mit einer Schenkung oder einem Verkauf überliefert. Oft existierten die Orte vor ihrer erstmaligen Erwähnung als Ort oder Stadt schon Jahrzehnte, manchmal sogar Jahrhunderte vorher, weil der Vorgang nicht schriftlich überliefert ist und daher im Dunkeln liegt. Den Historiker beschleichen in solchen Fällen Zweifel daran, ob denn die Begründung des Festes auch überzeugend ist.

Eppingen gilt allgemein als staufische Stadtgründung. Aber wie sicher ist das Datum der Stadterhebung überhaupt? Denn auch für Eppingen ist dieser Vorgang in keiner Urkunde überliefert. Die Forscher sind daher kaum überrascht, wenn sie feststellen, dass in der Literatur verschiedene Daten angegeben wer-

Blick auf den Kirchhügel mit Baumann'schem Haus und Bäckerhaus rechts und links davor (Quelle: Fotoarchiv der Eppinger Heimatfreunde)

Blick von der Altstadtstraße die Kirchgasse hinauf zur katholischen Stadtkirche (Quelle: Fotoarchiv der Eppinger Heimatfreunde)

den. Sie schreiben die Stadterhebung meist König Rudolf von Habsburg zu. Zwar sucht man auch bei ihm vergeblich nach einer Urkunde, aber es gibt wenigstens eine Bestätigung durch Kaiser Ludwig den Bayer aus dem Jahr 1331, die sich ausdrücklich auf die zwischen 1281 und 1290 gewährte Stadtrechtsverleihung bezieht. In der jüngeren Literatur werden vier Jahreszahlen genannt: 1188, 1191/92, 1219 und 1234. Da keine Gründungsurkunde vorliegt, muss man ihren möglichen Inhalt und das Datum durch eine vergleichende Analyse erschließen, was allerdings nicht nur gute Kenntnisse der Geschichte der Stadt selbst, sondern auch der Region erfordert.

1188 wird Eppingen in dem Heiratsvertrag, den Friedrich Barbarossa mit König Alfons von Kastilien für ihre Kinder Herzog Konrad von Rothenburg und Berengaria schloss, wie einige andere Orte als *burgum* erwähnt. Weil der Ausdruck *burgenses* Ende des 12. Jahrhunderts vielfach im Sinne von Stadtbürger verwendet wurde, übersetzte man die Bezeichnung *burgum* mit dem deutschen Wort *Stadt*. Diese Auffassung wurde aber dadurch widerlegt, dass einige Orte, die in dieser Urkunde als *Stadt* bezeichnet werden, nie Stadtrechte erlangten. *burgum* nannte man damals in der Regel einen Neumarkt, der noch nicht mit einer Stadtmauer, wohl aber mit Graben und Palisaden umgeben war. Eppingen war folglich 1188 noch nicht Stadt im vollen rechtlichen Sinn, aber *auf dem Weg zur Stadt*.

Eine weitere Urkunde Kaiser Friedrichs II. aus dem Jahr 1234 hilft hier weiter. Wir erfahren darin von einem urkundlich nicht überlieferten Tauschgeschäft zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen Hermann von Baden, das während des Deutschlandaufenthalts des Kaisers 1219/20 abgeschlossen worden war. Für seinen Verzicht auf Erbansprüche seiner Gemahlin Irmgard auf Güter Herzog Heinrichs von Braunschweig zugunsten des Kaisers erhielt der Markgraf von diesem Durlach als Eigengut und Ettlingen als Lehen, außerdem Sinsheim, Lauffen und Eppingen gegen die für die damalige Zeit hohe Summe von 2300 Mark Silber als Pfand. Der Kaiser bestätigte 1234 in dieser Urkunde noch einmal sein Lehen. Diese Bestätigung ist insofern wichtig, als darin alle fünf ehemals staufische Besitzungen, die Baden bekam, als *civitas,* d. h. als Stadt, bezeichnet wurden. Eppingen war also zum Zeitpunkt des Tauschgeschäfts bereits Stadt. Das Datum dieses Rechtsvorgangs ist nicht überliefert. Es ist aber anzunehmen, dass er am 13. Juli 1219 erfolgte, weil Markgraf Hermann an diesem Tag in Goslar als

Zeuge in Urkunden Kaiser Friedrichs II. auftrat.

Historiker wie Alfons Schäfer, Rüdiger Stenzel oder Franz Gehrig stellten durch ihren vergleichenden Ansatz bei der Analyse vor allem der Geschichte der Städte am mittleren Oberrhein fest, dass zwischen dem Tod Heinrichs VI. und der Krönung Friedrichs II. zum Kaiser 1212 keine Stadtgründung im schwäbisch-oberrheinischen Gebiet bezeugt ist, dass erst nach dem Sieg Friedrichs II. über die Welfen im Thronstreit zwischen den Staufern und den Welfen Stadtgründungen wieder möglich waren und dass während des ersten Deutschlandaufenthalts Friedrichs II. (1212–1220) auch Städte im Südwesten wie Esslingen, Pfullendorf, Heilbronn, Wimpfen, Nördlingen, Colmar und Schlettstadt von diesem Stadtrechte erhielten. Stadtgründer von Sinsheim, Eppingen und Durlach (wie auch von Ettlingen und Waibstadt), die alle 1219 bereits als *civitas* bezeichnet wurden, konnte daher nach ihrer Auffassung nur Heinrich VI. sein, der Sohn Barbarossas und Vater Friedrichs II. Denn er sei der letzte staufische Herrscher vor dem Ausbruch des Thronstreits zwischen den Welfen und Staufern gewesen. Er habe sich vom Dezember 1191 bis Mai 1192 im Raum Hagenau, Weißenburg und Speyer aufgehalten und am 29. Februar 1192 mit dem Abt des Klosters Sinsheim einen Vertrag abgeschlossen, in dem er die Hälfte der Einkünfte aus niederer Gerichtsbarkeit, von Münze und Zoll von Sinsheim erhielt, womit er die Voraussetzungen für die Gründung der Stadt Sinsheim geschaffen habe. Im gleichen Zeitraum habe sich Heinrich VI. in Durlach seines weißenburgischen Lehens zur Gründung der Stadt Durlach bemächtigt und vom Kloster Weißenburg/Elsaß für seinen Besitz in Ettlingen den Zoll, die niedere Gerichtsbarkeit und das Recht, einen Schultheißen einsetzen zu dürfen, erlangt, um auch Ettlingen Stadtrechte zu verleihen.

Alfons Schäfer, der frühere Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe, erkannte in diesem Vorgehen der Stauferkaiser eine Parallelität: Bei ihrer Städtepolitik am mittleren Oberrhein nutzten sie die gleichen rechtlichen Voraussetzungen; sie betrachteten offensichtlich klösterliches bzw. kirchliches Gut als Haus- oder Reichsgut, über das sie verfügen konnten, wenn sie Städte gründeten. Wie in Sinsheim, Durlach und Ettlingen besaßen die Staufer auch in Eppingen und Waibstadt schon unter Friedrich Barbarossa Vogteirechte über das Gut des Bistums Speyer in diesen Orten. Für Schäfer ist dies ein weiterer Beleg dafür, dass Eppingen 1192 zusammen mit Sinsheim, Ettlingen, Durlach und Waibstadt von Kaiser Heinrich VI. zur Stadt erhoben worden ist. Denn hinter diesen fünf Stadtgründungen in unserem Raum stünden klar erkennbare strategische Überlegungen: Durlach beherrschte den südwestlichen Zugang zum Kraichgau vom Oberrhein her über die untere Nürnberger Straße, die durch das mitten im Kraichgau liegende Eppingen nach Heilbronn und von dort nach Franken führte. Sinsheim war Hauptort des Elsenzgaus und schützte den nordwestlichen Zugang zum Kraichgau. Es lag auch an der alten Reichsstraße von Heilbronn nach Heidelberg und der Straße über Wiesloch nach Speyer und in die Pfalz. Von Sinsheim aus gelangte man elsenzaufwärts nach Eppingen und von dort aus weiter nach Brackenheim, ins Zabergäu und nach Oberschwaben. Kurzum: Der Kraichgau galt als Machtbrücke vom Oberrhein zum Neckar, die den staufischen Besitz in Franken mit dem im Elsaß verband.

Eppingen, aber auch Sinsheim und Waibstadt, hätten folglich mit ebenso gutem Recht

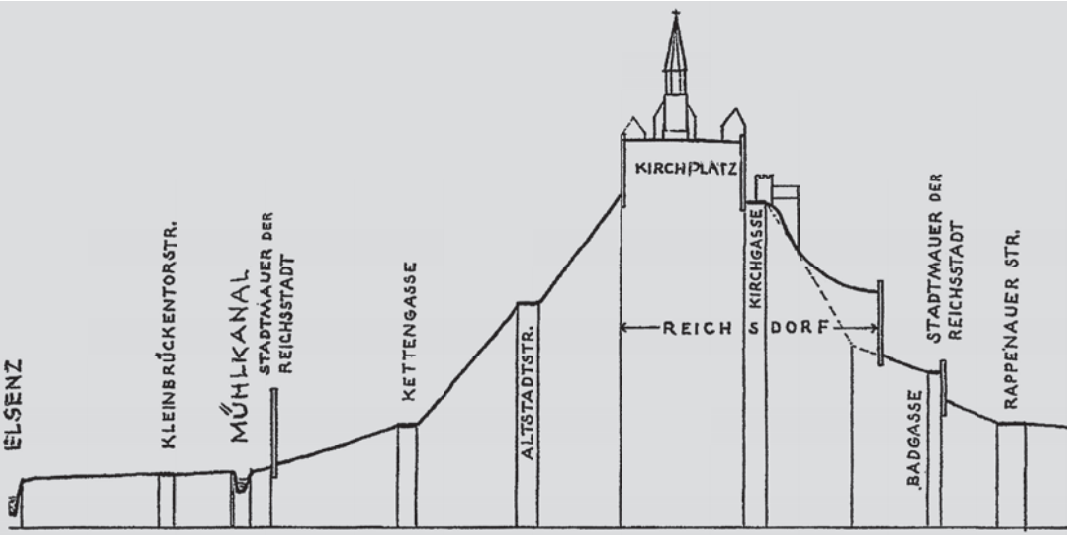
bereits 1992 800 Jahre Stadtrechte feiern können, wie dies Durlach und Ettlingen getan haben. Weil dieses Datum aber nur durch eine vergleichende Analyse, wenn auch eine sehr überzeugende, erschlossen wurde, verzichteten die drei Kraichgaustädte damals darauf, dieses bedeutende Jubiläum feierlich zu begehen. Man stützte sich lieber auf ein urkundlich gesichertes Datum, und der früheste Beleg für die Erhebung der fünf nordbadischen Stauferstädte zur Stadt ist die Urkunde von 1219, in der sie bereits als *civitas* erwähnt werden. Für Eppingen kam noch hinzu, dass erst 1985 die Stadt die 1000-Jahr-Feier mit einer Vielzahl von Veranstaltungen während des ganzen Jahres durchgeführt hatte und ein zweites veranstaltungsreiches Fest in so kurzem Abstand hintereinander man den Vereinen nicht zumuten wollte.

Waren bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts eigene Burgen und Burgen von Parteigängern Stützen der staufischen Politik, übernahmen ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zunehmend die neugegründeten Stauferstädte diese Funktion. Städte wuchsen aber nicht einfach aus Dörfern heraus; weder räumlich noch in ihrer sozialen Zusammensetzung sind sie die Fortentwicklung eines Dorfes. Denn sie benötigten einen vom König genehmigten Gründungserlass. Ein solcher ist aber bei fast keiner der frühen Stauferstädte erhalten. Der Grundriss dieser Gründungsstädte kann die fehlende Urkunde zwar nicht ersetzen, lässt aber den Beginn der Stadtentwicklung erkennen.

Eppingen war ein Reichsdorf, in dem sowohl die Reichskirche in Gestalt der Bischofskirchen Worms und Speyer als auch das Reich selbst über Machtpositionen verfügten, wobei die Staufer als Inhaber der Reichsgewalt an erster Stelle standen. Aufgrund seiner Verkehrslage, der Größe seiner Gemarkung, der Lage an zwei Bächen, deren Wasser nachweislich Mühlen antrieben, und seines umfangreichen Waldbesitzes siedelten sich dort im Laufe des 12. Jahrhunderts Handwerker und Kaufleute an. Friedrich Barbarossa erhob daher diese Marktsiedlung in den Rang eines *burgus.* Diese Entwicklung lässt sich an der Veränderung des Grundrisses in dieser Zeit ablesen. Die alte Dorfsiedlung, ein Haufendorf mit unregelmäßigem Grundriss und Dorfwegenetz, lag auf einer kaum erkennbaren Gipskeuperterrasse am Zusammenfluss von Hilsbach und Elsenz und zog auf der Nordseite des Kirchhügels von der Hilsbach hinauf bis auf dessen Kuppe, auf der die Kirche stand. Da für die Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern im Dorf kein Platz mehr zur Verfügung stand, war man gezwungen, den Marktbetrieb auf der südlich der Kirche am Rande des Dorfes vorbeiziehenden Fernstraße, der heutigen Altstadtstraße, abzuhalten. Dort entstand eine planmäßig angelegte staufische *Gründungsstadt,* die an die bereits bestehende dörfliche Siedlung angebaut wurde, und diese neue räumliche Einheit wurde dann von Heinrich VI. in den Rang einer *civitas erhoben.*

Während sich die Historiker darin einig sind, dass die staufische Gründungsstadt Eppingen im Gegensatz zur dörflichen Siedlung einen regelmäßigen Grundriss besitzt, gehen die Meinungen über dessen Bezeichnung auseinander. Nach Arnold Scheuerbrandt bilden die Altstadtstraße und die deutlich engere, südlich davon verlaufende Kettengasse mit den verbindenden Quergassen eine Art *Leiter.* Er spricht daher von einem *leiterförmigen Straßengrundriss,* zumindest aber von einer *Rippenform.*

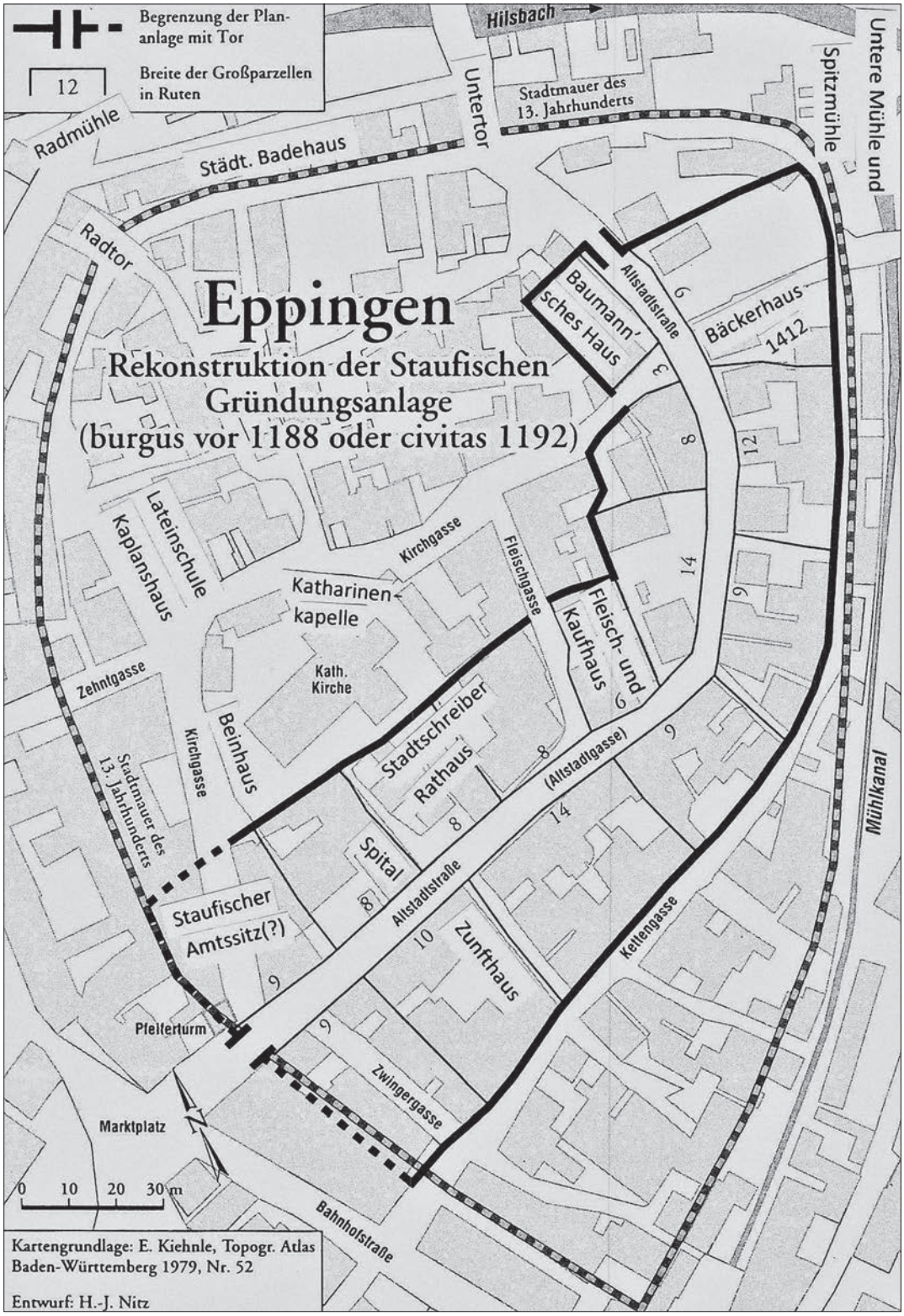
Für Hans-Jürgen Nitz hat die Kettengasse lediglich die Funktion einer *Hintergasse,* die nur den Zugang zu den weiter südlich am



Höhenschnitt der Eppinger Altstadt von der Rappenauer Straße bis zur Elsenz.
Der Deutlichkeit halber ist der Höhenschnitt fünffach überhöht. (Zeichnung: Bernd Röcker)

Mühlkanal gelegenen Verteidigungsanlagen, die anfangs nur aus Wall und Graben bestanden und später durch eine Stadtmauer ersetzt wurde, ermöglicht. Die untergeordnete Rolle der Kettengasse wird auch durch ihren Namen bestätigt; denn dieser leitet sich nicht von *Ketten bzw. Kettenschmied,* sondern von dem Wort *Kotigengasse* her. *Kot* bedeutet *Schmutz* oder *Dreck* und verweist auf die Beschaffenheit der in der Elsenzniederung verlaufenden meist nassen und daher verdreckten Straße. Wegen der unterschiedlichen Bedeutung der beiden Straßen handelt es sich nach Auffassung von Nitz um ein *Einstraßensystem,* in dem die Altstadtstraße als breite Durchgangsstraße die Achse bildet, an der sich beidseitig die den Bürgern zugeteilten Hofstätten aneinander reihen.

Erst in den letzten Jahrzehnten befasste sich die Forschung intensiver mit dem Gründungsvorgang einer planmäßig neu angelegten Stadt. Für die Durchführung eines solchen bautechnischen Großunternehmens musste der Stadtgründer einen Lokator beauftragen, der die Arbeit der verschiedenen Fachleute vor Ort koordinierte: die der Feldmesser, die den Stadtgrundriss nach dem Vermessen der Befestigungslinien das Straßennetz und die Hofstellen absteckten, die der Maurer, die zum Schutz der Bürger die Verteidigungsanlagen wie Stadtmauer, Stadttore und Brücken errichteten und zusammen mit den Zimmerleuten auch gemeinschaftlich genutzte Bauwerke wie Rathaus, Kaufhaus und Spital sowie die Bürgerhäuser planten und bauten. Die Überbauung aller Hofstellen, die bei ihrer Zuteilung an die Bürger großzügig bemessen waren, zog sich nicht nur über Jahrzehnte, sondern über mehrere Jahrhunderte hin; so erfolgte z. B. die Erweiterung der Eppinger mittelalterlichen Stadt erst nach 1500, nachdem einzelne Häuser wegen des zu knapp gewordenen Baugrundes innerhalb der Stadtmauer sogar in den Straßenraum, wie z. B. der Altstadtstraße und der Kirchgasse, hinein gebaut worden waren.


Begrenzung der Plananlage mit Tor
12
Breite der Großparzellen in Ruten
Hilsbach
Untere Mühle und
Spitzmühle
Untertor
Stadtmauer des 13. Jahrhunderts
Radmühle
Städt. Badehaus
Radtor
Eppingen
Rekonstruktion der Staufischen Gründungsanlage
(burgus vor 1188 oder civitas 1192)
Baumann'sches Haus
Allstadtstraße
Bäckerhaus 1412
Lateinschule
Kaplanshaus
Kirchgasse
Fleischgasse
Katharinenkapelle
Fleisch- und Kaufhaus
Kath. Kirche
Zehntgasse
Beinhaus
Stadtschreiber
Rathaus
(Allstadtgasse)
Mühlkanal
Stadtmauer des 13. Jahrhunderts
Spital
Staufischer Amtssitz(?)
Zunfthaus
Kettengasse
Pfelferturm
Zwingergasse
Marktplatz
0 10 20 30 m
Bahnhofstraße
Kartengrundlage: E. Kiehnle, Topogr. Atlas Baden-Württemberg 1979, Nr. 52
Entwurf: H.-J. Nitz

Eppingen hatte das Glück, dass ganze Straßenzüge der mittelalterlichen Stadt trotz Gebäudeverlusten infolge einiger großflächiger Stadtbrände und Kriegszerstörungen weitgehend erhalten geblieben sind. Daher lassen sich gewisse Strukturen dieser Zeit noch im heutigen Stadtbild erkennen. Auf dem höchsten Punkt der Kuppe wurde schon im hohen Mittelalter die alles überragende katholische Stadtkirche errichtet, die 1435 die zu klein gewordene Dorfkirche ersetzte. Auf der Nordseite des durch Stützmauern erweiterten Kirchplatzes steht die Katharinenkapelle und ihr gegenüber am oberen Ende der Badgasse die 1421 erstmals erwähnte Lateinschule. Die Südseite des Kirchplatzes wird durch weitere kirchliche Gebäude, u. a. die beiden ehemaligen Pfarrhäuser, begrenzt. Südlich dieser Gebäude befand sich der relativ kleine Marktplatz mit dem um 1200 gebauten Rathaus, das 1823 wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde. In der offenen Halle des Erdgeschosses boten zwei Bäcker an ihren Verkaufsständen ihre Backwaren an. Im ersten Obergeschoss versammelten sich die Ratsherren zu ihren Sitzungen, und die beiden Bürgermeister verwalteten in ihm auch die Stadtkasse. In unmittelbarer Nachbarschaft zum Rathaus standen der Eichbrunnen, mit dessen Wasser die Hohlmaße geeicht wurden, das Anwalthaus, in dem der städtische Anwalt seinen Arbeitsplatz hatte, das Spital und das Zunfthaus. Wegen der geringen Größe des Rathauses errichtete die Stadt 1494/95 knapp 100 m entfernt ein dreigeschossiges Kauf- und Verkaufshaus (heute »Alte Universität«) mit neun Metzgerbänken im Erdgeschoss, Verkaufsflächen für die Marktbesucher im 1. und 2. Obergeschoss, drei Schüttböden für die Getreideabgaben der Bauern an die Stadt in den drei Dachgeschossen und zwei Keller zur Lagerung der Weinabgaben. Weil der Raum für

Rekonstruktion der staufischen Gründungsanlage von Eppingen.
(Auf der Grundlage von H. J. Nitz aus *Oberrheinischen Studien* Bd. 15, S. 90, ergänzt von Bernd Röcker).
Folgende städtische, genossenschaftliche und private mittelalterliche und frühneuzeitliche Gebäude sind den Buchstaben zugeordnet:

A. Staufischer Amtssitz (?)
B. Spital (1483), in der älteren Literatur als »Ratsschänke« bezeichnet
C. Rathaus, davor Eichbrunnen, mit dessen Wasser die Hohlmaße geeicht wurden
D. Nikolauspfründhaus, ab 16. Jh. oberes Rathaus (Sitz des Stadtschreibers)
E. Zunfthaus (erb. 1601)
F. Städtisches Kauf- und Verkaufhaus (»Alte Universität«, erb. 1494/95)
G. Bäckerhaus (ältestes Haus des Kraichgaus, erb. 1412;
frühestes Beispiel der neuen Stockwerksbauweise, die den bisher üblichen Firstständerbau ablöste)
H. Baumann'sches Haus (erb. 1582/3)
I. Katharinenkapelle
J. Standort des mittelalterlichen Beinhauses am Eingang des um die Kirche liegenden Friedhofs
K. Kaplanshaus (Wohnung des Lateinschulmeisters)
L.. Lateinschule (Ersterwähnung 1421)
M. Radtor (bis 16. Jh.)
N. Städtisches Badehaus
O. Untertor
P. Radmühle (bis 16. Jh.)
Q. Untere Mühle und Spitzmühle am Zusammenfluss von Hilsbach und Elsenz (Mühlkanal)

größere Versammlungen im Rathaus sehr beengt war, enthielt das 1. Obergeschoss noch einen Saal für Feste, den auch die Bürger mieten konnten und in dem wohl auch die Heidelberger Studenten mit ihren Professoren verabschiedet wurden. Zwei städtische Mühlen an der Hilsbach sowie zwei städtische und die bereits 1364 erwähnte in privatem Besitz befindliche Raußmühle an der Elsenz oberhalb der Stadt ermöglichten den Bauern der Stadt, darin ihr Getreide zu mahlen.

Zusammen mit Sinsheim, Durlach, Ettlingen und Waibstadt gehörte Eppingen zu den ältesten fünf Städten im Kraichgau und dem angrenzenden nordbadischen Gebiet. Wimpfen, Bretten, Bruchsal und Wiesloch bekamen erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts Stadtrechte. Weil Wimpfen immer dem Reich direkt unterstellt blieb, wurde es als einzige Stadt im Kraichgau freie Reichsstadt, während die anderen aufgrund ihrer Verpfändungen an Territorialstaaten wie die Kurpfalz, die Markgrafschaft Baden oder das Bistum Speyer in dauerhafte Abhängigkeit gerieten. Durlach und Ettlingen blieben danach für immer badisch; Sinsheim und Eppingen fielen 1362 bzw. 1462 nach mehrmaliger Verpfändung an die Kurpfalz. Für Eppingen ging damit ein Funktionsverlust einher. Obwohl es bereits 1362 und 1372 Unter – und Obermühlbach als Lehen der Grafen von Oettingen von den Herren von Sickingen und Göler von Ravensburg durch Kauf hat erwerben können und damit ein kleines Herrschaftsgebiet in unmittelbarer Nachbarschaft besaß, wurde es beim Übergang an die Kurpfalz nicht dem an die Elsenz angrenzenden Oberamt Mosbach zugeordnet, sondern dem Oberamt Bretten, in dem es, umgeben von Orten der Kraichgauer Reichsritterschaft, des Stifts Odenheim und Württembergs, eine Exklave bildete. Fortan besaß es für die Kurpfalz nur noch eine gewisse militärische Bedeutung als südlicher Eckpfeiler gegen das erstarkende Württemberg. Bis ins 20. Jahrhundert war es daher nur noch eine »wenig bedeutende Ackerbürger- und Marktstadt«, eine »Stadt der Bauern«.

Verwendete Literatur

Angerbauer, Wolfram: Zur Verleihung der Rechte von Heilbronn an die Stadt Eppingen im Jahre 1303, in: Rund um den Ottilienberg, Band 3, Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen. Eppingen 1985, S. 60–66.

Braun, Anton: Geschichte der Stadt Eppingen. Eppingen 1914.

Dähling, Frank: Die Raußmühle, in: Rund um den Ottilienberg, Band 3. Eppingen 1985, S. 419–425.

Dettling, Karl: Kirchhof und Siedlung, in: 550 Jahre Katholische Stadtpfarrkirche »Unsere Liebe Frau« Eppingen. Chronik und Fotodokumentation, hrg. von der Katholischen Kirchengemeinde Eppingen. Eppingen 1985.

Ehret, Wolfgang: Die Urkunde zur Eppinger Stadtrechtsverleihung von 1303 und woher der Eppinger Albertsberg seinen Namen hat, in: Rund um den Ottilienberg, Band 9, Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen. Eppingen 2016, S. 41–48.

Feigenbutz, Leopold: Der Kraichgau und seine Orte. Reprintausgabe der Originalauflage Bretten 1878. Magstadt 1976.

Feigenbutz, Leopold: Geschichte der Stadt Eppingen und des Dorfes Mühlbach. Eppingen 1886.

Gehrig, Franz: Vom Königshof zur staufischen Reichsstadt, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1. Eppingen 1979, S. 49–62.

Gehrig, Franz: Die Eppinger Stadttore, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1. Eppingen 1979, S. 76–81.

Gehrig, Franz: Die »Ratsschänke« – Das älteste Haus in Eppingen, in: Rund um den Ottilienberg, Band 2. Eppingen 1982, S. 48–50.

Gleim, Fritz: Die Städte des Kraichgaus. (Diss.) Heidelberg 1950.

Haselier, Günther: Die Markgrafen von Baden und ihre Städte, in: ZGO 107 (1959). S. 263–290.

Ihle, Reinhard: Gesundheitsfürsorge im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Eppingen, in: Rund um den Ottilienberg, Band 9. Eppingen 2010, S. 12–18.

Kiehnle, Edmund: Vom Ursprung der Stadt Eppingen bis zum Ende der Kurpfalz, in: Rund um den Ottilienberg, Band 1. Eppingen 1979, S. 10–18.

Kissling, Heinrich Konrad (Bearb.): Politisch-statistisch-topographisches Ortslexikon des Großherzogthums Baden. Freiburg/Donaueschingen 1865.

Krieger, Albert (Bearb.): Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Band 1, Heidelberg 1904.

Kühnel, Harry: Lebensverhältnisse um 1200, in: Die Stadt der Stauferzeit. Göppingen 1991, S. 13–49.

Maschke, Erich: Die deutschen Städte der Stauferzeit, in: Die Zeit der Staufer, Katalog zur Ausstellung. Band 3, Aufsätze, S. 59–73.

Meckseper, Cord: Städtebau, in: Die Zeit der Staufer, Katalog zur Ausstellung, Band 3, Aufsätze, S. 75–86.

Nitz, Hans-Jürgen: Ettlingen – Eppingen – Durlach – Sinsheim. Planungs- und Vermessungsprinzipien staufischer Gründungsstädte im Oberrheingebiet. Ihre Rekonstruktion mit metrologischen Methoden, in: Reinhard, Eugen / Rückert, Peter (Hrg.): Staufische Stadtgründungen am Oberrhein (Oberrheinische Studien, Band 15). Sigmaringen 1998, S. 73–109.

Röcker, Bernd: 500 Jahre »Alte Universität« in Eppingen. Zur Geschichte eines der bedeutendsten Fachwerkhäuser des Kraichgaus, in: Unser Land 1995, Buchen/Odw. 1996, S. 89–95.

Schäfer, Alfons: Staufische Reichslandpolitik und hochadlige Herrschaftsbildung im Uf- und Pfinzgau und im Nordwestschwarzwald vom 11.–13. Jahrhundert, in: ZGO 75 (1969), S. 179–244.

Schäfer, Erich: Die Geschichte der Eppinger Apotheke, in: Rund um den Ottilienberg, Band 3. Eppingen 1985, S. 402–406.

Scheuerbrandt, Arnold: Südwestdeutsche Stadttypen und Stadtgruppen bis zum frühen 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsgeschichte und kulturräumlichen Gliederung des nördlichen Baden-Württemberg und seiner Nachbargebiete. (Diss.) Heidelberg 1972.

Schwarzmaier, Hansmartin: Eppingen im ersten Viertel seiner tausendjährigen Geschichte, in: Rund um den Ottilienberg, Band 4. Eppingen 1986, S. 120–135.

Stenzel, Rüdiger: Verschiedene Wurzeln staufischer Städte: Ettlingen und Durlach, ein Vergleich, in: Reinhard, Eugen / Rückert, Peter (wie oben), S. 149–164.

Tschacher, Manfred: Der Eppinger Kirchhügel und seine Bebauung, in: Rund um den Ottilienberg, Band 10. Eppingen 2016, S. 9–40.

Türck, Karl: Vom Reichsdorf zur Reichsstadt – Eppingen im Mittelalter, in: Kraichgau. Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Folge 3/1972. Sinsheim 1972, S. 90–97.

Türck, Karl: Zur Geschichte der städtischen Mühlen, in: Rund um den Ottilienberg, Band 2. Eppingen 1982, S. 146–152.

Anschrift des Autors:
Bernd Röcker
Geranienstraße 17
75031 Eppingen
E-Mail: b.roecker@gmx.de

Im Herzen des Kraichgaus: Sinsheim

Dinah Rottschäfer

Sinsheim profitierte in der Geschichte häufig von der guten Lage zwischen Heidelberg und Heilbronn und war Teil bedeutender Wege und Straßennetze durch den Kraichgau. Lange vor der Ersterwähnung sind Besiedlungsspuren und bedeutende Grabfunde aus der Keltenzeit zu datieren. Die Stadt bot den Menschen immer wieder eine Heimat. Auch mehrere Schicksalsschläge, zuletzt die Brandstiftung durch General Ezéchiel Mélac 1689, hinderte die Bewohner des »heiteren Landstädtchens« nicht daran, ihre Heimat emsig immer wieder aufzubauen und sich neu zu erfinden. Im Jahr 2020 feiert Sinsheim 1250 Jahre Ersterwähnung.

»Sinsheim oder Sinzen.
Häuser 234, worunter 4 Kirchen; Scheunen 107. Einwohner 1522 oder 307 Familien, gezählt 1778; darunter 4 Mennonitische und 7 Judenfamilien. […]

Sinsheim, welches vor Alters eine freye Reichsstadt gewesen seyn soll, ist ein wohlgebauter und nahrhafter Ort, in einem angenehmen Thale, den die starcke Passage auf der Straße zwischen Heydelberg und Heilbronn viel Leben giebt. Man findet hier ansehnliche Handelshäuser, und der Feldbau in der hiesigen Gemarkung gehört zu den besten in der Pfalz. Jährlich gewinnt man 7 bis 8000 Malter Spelz. […]«

So beschreibt Ludwig Wilhelm Gilbert 1791 in seinem Handbuch für Reisende durch Deutschland die Stadt. Vielleicht hielt Johann Wolfgang von Goethe dieses Reisehandbuch in Händen, als er am 27. August 1797 auf der Durchreise in die Schweiz in das Gasthaus »Drei Könige« in der Hauptstraße einkehrte. In seinem Tagebuch hielt er fest: »[Sinsheim] hat das Ansehen eines nach der Landsart heitern Landstädtchens«. Außerdem bemerkte er positiv die reinliche Eigenart der Einwohner, den Mist an die Hauswände der Häuser zu drücken und eine saubere Gasse in der Mitte freizuhalten. So sei das »Publikum aber [mit dem Unrat] auf der Straße wenig oder nicht incommodirt«. Die Butter ist mit 30 Kreuzern, ganze 18 Kreuzer günstiger als in Heidelberg, wo er zuvor weilte. Ob Gilbert oder Goethe, beide Berichte verdeutlichen, dass Sinsheim zwar im Schnittpunkt der bedeutenderen Städte Heidelberg und Heilbronn liegt, aber durchaus eine wichtige und ernst zu nehmende Zwischenstation war. Die gute Lage und Mobilität bemerkte auch Dekan Karl Wilhelmi gleich zu Anfang seiner Geschichte Sinsheims im Jahr 1856: »Sinsheim – jetzt Amtsstadt in dem Großherzoglichen-Badischen Unter-Rheinkreise, sechs Stunden von Heidelberg, zehn Stunden von Mannheim und zwölf Stunden von Karlsruhe, vier

Stunden von dem Neckar und acht Stunden von dem Rheine.« Wohl gemerkt sind diese Zeitangaben auf das schnellste Fortbewegungsmittel der Zeit, die durchschnittliche Fahrstunde einer Postkutsche gemünzt. Den Anschluss an die Eisenbahn erlebte Sinsheim erst im Jahr 1868 – er bedeutete einen enormen Mobilitätsschub. Auch heute führt jede Reiseroute nach Heidelberg oder Heilbronn durch das Städtchen und hinterlässt bleibende Eindrücke. Im Gedächtnis bleiben jedem Reisenden im Auto auf der Autobahn A 6 nicht nur die Staus auf Höhe der Ausfahrt Sinsheim, sondern auch die weit aufragenden Flieger und das begehbare Überschall-Passagierflugzeug Concorde aus dem Jahre 1976 im Technik-Museum. Aber der Weg zum Mittelzentrum und zweitgrößten Stadt des Rhein-Neckar-Kreises war eine lange Reise durch die Jahrhunderte und fand ihren Anfang schon lange vor der ersten Erwähnung »Sunnensheim« vor 1250 Jahren im Lorscher Codex.

Erste Besiedlung

Vielleicht war auch der erste moderne Mensch, der »homo heidelbergensis«, auf der Durchreise. Zumindest wurde der 600 000 Jahre alte Unterkiefer, der älteste fossile Fund eines Menschen, in Mauer, keine 14 Kilometer von Sinsheim und 12 Kilometer von Heidelberg entfernt, gefunden. Aber auch in der Flussaue des Flusses Elsenz, der nach 53 Kilometern in den Neckar mündet, finden sich zahlreiche frühe Besiedlungsspuren. Es war ein fruchtbares Land, das den Menschen in der Geschichte immer wieder eine Heimat bot. Zeugnis davon geben Funde von Grabhügeln und Lesefunde der Jungsteinzeit und Bronzezeit aus Sinsheim und der näheren Umgebung. Die frühsten Stücke sind auf die Zeit von 5500 v. Chr. zu datieren. Ein wahrer Archäologentraum war das so genannte Fürstinnengrab einer reichen Frau mit Glas- und Bernsteinperlen, Schmuck und zahlreicher Grabbeigaben, das auf etwa 150 v. Chr. datiert wird und in Dühren gefunden wurde.

Als Protagonist und Begründer der Altertumsforschung in Süddeutschland gilt der Sinsheimer Dekan Johann David Karl Wilhelmi (1786–1857). Er gründete 1830 die »Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit« und unternahm selbst mehrere Ausgrabungen. Wilhelmi stand im regen Austausch mit anderen Altertumsvereinen, Wissenschaftlern und Museen und baute sich ein weites Forschungsnetzwerk auf. Einige Funde seines »Sinsheimer Antiquariums«, das ursprünglich in einem Sinsheimer Lokal ausgestellt war und das er 1850 den Großherzoglichen Sammlungen in Karlsruhe vermachte, sind heute wieder im Stadtmuseum Sinsheim zu sehen. Darunter zählen ein Steinbeil aus Rohrbach, römische Tonfragmente aus dem Sinsheimer Stadtgebiet oder Bruchstücke von kunstvoll verziertem Terra Sigillata vom Gewann »Törnelsberg« bei Steinsfurt aus dem 2. und 3. Jahrhundert. Die Römer hinterließen in Sinsheim tatsächlich wenige Spuren, obwohl die Stadt mitten im so genannten Dekumatsland, dem Expansionsterritorium östlich des Rheins, lag. Der überraschendste Fund war vielleicht der eines Viergöttersteins, der im Fundament des Stifts Sinsheim auf dem Michaelsberg verbaut war und bei Renovierungen im Jahr 1935 zu tage kam. Er trägt die Inschrift »[VI]CANI SALIOB[RIG]/ENSES« und grobe Darstellungen von Venus und Mars, Diana, Vulkan und Apollo zieren die vier Seiten. Die Inschrift gibt einen Hinweis auf ein römisches Gehöft oder Dorf mit

dem Namen Saliobriga, der Stein ist auf das 3. Jahrhundert nach Christus zu datieren. Weitere Funde antiker Spolien auf dem Michaelsberg könnten sogar ein römisches Gipfelheiligtum, ähnlich dem Heiligenberg in Heidelberg, vermuten lassen. Diese These kann aber bisher nicht abschließend bewiesen werden. Der spektakulärste Fund wurde im benachbarten Steinsfurt, heute ein Teilort Sinsheims, gemacht. Dort wurden bei Erdarbeiten 1959 Reste einer Jupitergigantensäule aus der Erde geholt. Sie lassen durch ihre hohe künstlerische Qualität auf einen reichen Auftraggeber und exzellente künstlerische Arbeit schließen. Erhalten haben sich nur die Reiterfigur und das schön gestaltete Kapitell mit Darstellungen der Vier Jahreszeiten. Rekonstruiert man Säule und Basis ist sie die größte ihrer Art in ganz Südwestdeutschland.

Romanisches Steinlöwenfragment vom Stift auf dem Michaelsberg (Stadtmuseum Sinsheim)

Sinsheim tritt ins Licht der Geschichtsschreibung

Die erste schriftliche Erwähnung findet sich im Urkundenbuch des Klosters Lorsch: Im Jahr 770/771 wird dem Schutzpatron des Klosters, dem Heiligen Nazarius und Klosteraufseher Abt Gundeland, eine Hofreite in der Gemarkung »Sunnensheim« mit einem darauf stehenden Haus und fünf Morgen Land übereignet. Zwar lassen die weiteren folgenden schriftlichen Erwähnungen keine Rückschlüsse auf die Größe des Ortes und seine Besiedlung zu, aber es lässt seinen Namen vor 1250 Jahren schriftlich festmachen. Das 10. Jahrhundert bietet die nächste Wegmarke der Geschichte Sinsheims. Auf dem bereits erwähnten Michaelsberg soll bereits vor dem Jahr 1000 der Graf von Elsenz- und Kraichgau ein Kollegiatsstift errichtet haben. Alles deutet auf den salischen Herzog Otto von Worms als Gründungsvater, der am 4. November 1004 verstarb.

Tatsächlich wurden archäologische Hinweise auf einen frühen Kirchenbau gefunden. Ganz sicher ist die Klostergründung durch Bischof Johannes von Speyer, er wandelte das Stift von 1092 bis 1100 in ein Benediktinerkloster um. Wichtigste Bauphasen im 13. und 16. Jahrhundert prägten die Anlage. Die Bauzeit des charakteristischen Turmes ist auf die Zeit von 1517 bis 1535 zu datieren und fiel somit in die Zeit der Bauernunruhen, die auch den Kraichgau erfasste. Mehrere hundert Aufständische unter dem Rädelsführer Anton Eisenhut stürmten vor allem Güter der Stiftsherren. Sie plünderten deren Häuser, nicht aber die Kirche. Die Burg Steins-

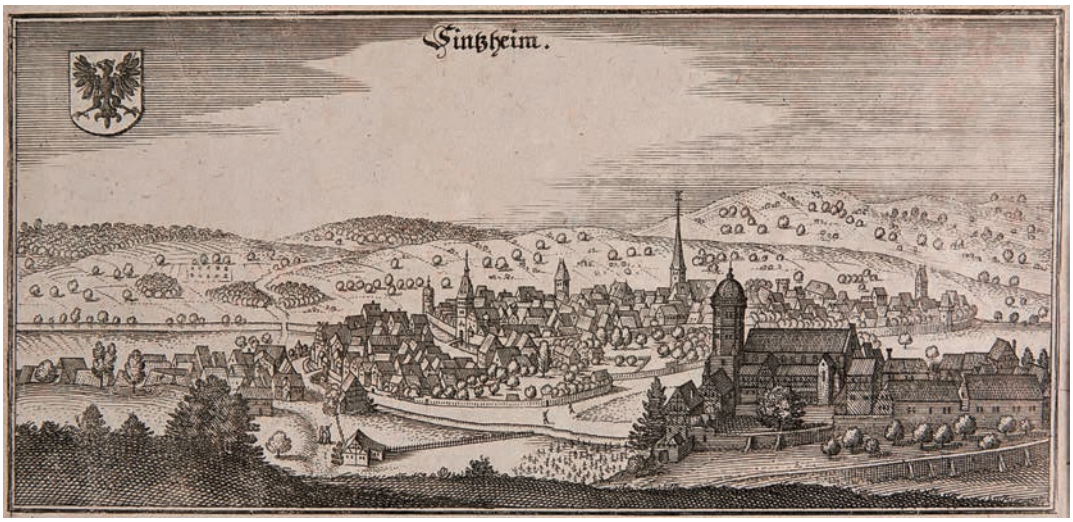
berg, im heutigen Teilort Weiler, kam dabei nicht so unbeschadet davon und wurde niedergebrannt.

Die Siedlung unterhalb des Klosters war eng mit den Geschicken und der Ausdehnung des Klosters verwoben. 1067 hatte König Heinrich IV. bereits den Grafen Zeisolf aus dem Geschlecht der Zeisolf-Wolframe das Markt- und Münzrecht für Sinsheim verliehen. Eine Befestigung der Stadtanlage ist nicht überliefert und auch die tatsächlichen Ausmaße des hochmittelalterlichen Marktfleckens können nur anhand der Struktur des historischen Stadtkerns erahnt werden. Das Jahr 1192 gilt als das Gründungsdatum der Stadt Sinsheim, als Heinrich VI. die Hälfte der Klosterbesitzungen, also auch der Stadt, erwirbt. Sinsheim bekam die Privilegien einer Reichsstadt verliehen und war also, zumindest für eine Weile, direkt dem Kaiser unterstellt. Sie war also unmittelbar dem Kaiser unterstellt. Im Jahr 2004 wurde an der Südwestecke des historischen Stadtkerns eine längst aus dem Stadtbild verschwundene Stadtburg aus der Zeit um 1200 wiederentdeckt. Erst im folgenden 13. Jahrhundert wurden Stadtmauer und repräsentativer Wohnturm mit Befestigung errichtet. Die Erbauungszeit der Stadtburg deutet auf die Zeit der Reichsstadterhebung und der stauferzeitlichen Erweiterungskampagne des Marktfleckens. Das Einzige was von dieser Episode blieb, ist der Reichsadler im Wappen, den die Stadt weiter führte. Bereits 1219/20 wurde die Stadt vorübergehend an die Markgrafen von Baden verpfändet. Mehrere Verpfändungen später löste Ruprecht I. von der Pfalz die Stadt im Jahr 1362 endgültig wieder ein und Sinsheim gelangte vollständig in den Besitz der Kurpfalz.

Sinsheim in Zeiten des Umbruchs der Frühen Neuzeit

Die Kurpfalz schwankte in der Umbruchphase der Reformation bedingt durch ihre Herrscher zwischen Katholizismus, Luthertum und calvinistischen Lehren, doch die endgültige Einführung einer Kirchenordnung in der Kurpfalz unter Friedrich III. im Jahr 1563 führte letztlich zur Aufhebung des Klosters in Sinsheim. Meistens profitierte Sinsheim von seiner guten geographischen Lage, in der Frühen Neuzeit litt die Stadt hingegen an ihrer Nähe zu den Zentren der Macht. Gerade im Dreißigjährigen Krieg war der Kraichgau stark in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahr 1623 war aufgrund

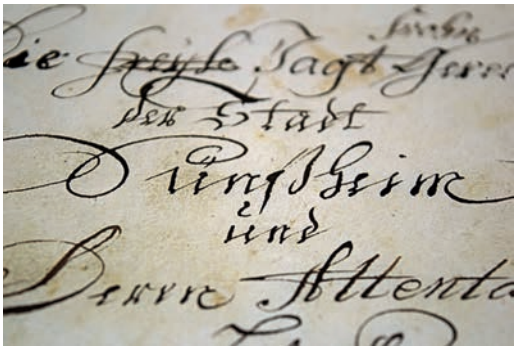
»Geographischer Entwurff, des Edlen Lands der Pfaltz Am untern Rhein, samt Einer Beschreibung a. 6. 16ten Juni dieses 1674ten Jahrs, daselbst fürgegangenen Treffens« [Ausschnitt]. (Stadtmuseum Sinsheim)



Matthäus Merian: Topographia Palatinatus Rheni, Sinsheim anno 1650

der Rekatholisierung der Kurpfalz auch das Kollegiatstift Sinsheim kurzzeitig vom Hochstift Speyer wiederbelebt worden. Der katholische Gottesdienst wurde wieder eingeführt und für die reformierten Pfarrer wurde ein Kanzelverbot ausgesprochen. König Gustav II. Adolphs von Schweden Befreiung Heidelbergs und der Kurpfalz am 15. Mai 1633 währte nur kurz und der Durchzug Truppen aller Konfliktparteien bedeutete für das Städtchen Sinsheim Kontributionen in Form von Geld und Naturalien. Mit dem Friedensschluss 1648 war das Schicksal des Stifts endgültig besiegelt. Fortan diente die Kirche als Kornspeicher. Der Dreißigjährige Krieg fand sein Ende, nicht aber die Schlachten, die längs des Rheins ausgefochten wurden. Am 16. Juni 1674 war Sinsheim Schauplatz eines entscheidenden Gefechts im Niederländisch-Französischen Krieg.

Ganz in der Nähe der Stadt trafen kaiserliche auf französische Truppen aufeinander und somit die Befehlshaber Karl von Lothringen, Albert von Caprara und auf der französischen Seite der Vicomte de Turenne. Bei diesem *»blutigen Treffen«* versuchte Turenne einen Zusammenschluss mehrerer kaiserlicher Truppen zu verhindern und nutzte den Überraschungseffekt. Über die genauen Truppenzahlen gibt es unterschiedliche Angaben in den Quellen. Fest steht, dass beide Seiten hohe Verluste zu beklagen hatten. Die Schlacht wurde am Ende des Tages nach einer kurzen Zurückeroberung der Stadt durch die Kaiserlichen und einem zweistündigen



Sinsheims archivalische Überlieferung reicht von der Kurpfalz bis Baden (Stadtarchiv Sinsheim)

Häuserkampf zu Gunsten der Franzosen entschieden. Die alliierten Truppen zogen sich nach Heilbronn zurück, um sich mit der Hauptarmee zu vereinen. Nach dem herben Rückschlag für die kaiserlichen Truppen bei diesem Gefecht, zogen die Franzosen unter Marschall Turenne weiter zerstörerisch durch die Kurpfalz. Für die Franzosen ging die »bataille de Sinzheim« als ruhmreicher Sieg in die Geschichte ein. Sie wurde sogar in einer Deckenkartusche des »Salon de la Guerre« im Schloss von Versailles verewigt.

Die Entwaffnung der Sinsheimer Revolutionäre in Heidelberg (Stadtmuseum Sinsheim)

Die Stadt kam kaum zur Ruhe, als 1689 der nächste Schlag folgte: Mélac zerstörte die Stadt. Diesmal war es der Pfälzische Erbfolgekrieg der tobte, und Sonnenkönig Ludwig XIV. schickte seinen General Comte de Mélac in die Kurpfalz, um der wachsenden habsburgischen Macht in Europa in einer Art Präventivkrieg etwas entgegen zu setzen. Am 8. August 1689 verwüstete er Sinsheim. Im Februar hatte er bereits Heidelberg in Brand gesteckt, gefolgt von weiteren massiven Zerstörungen durch französische Truppen am Oberrhein und in der Kurpfalz. Sinsheim lag in Schutt und Asche, die historischen Akten waren größtenteils vernichtet, aber die Bewohner konnten sich in die umliegenden Wälder flüchten. Nun galt es den Wiederaufbau voran zu treiben. Steuerentlastung und Baumaterial aus dem »Osterholz« waren die Mittel der Wahl, um alten und neuen Sinsheimern wieder eine Heimat zu bieten. Die Kriege tobten weiter und die Abgaben in die kurpfälzische Kriegskasse belasteten noch dazu. So dauerte es bis zum Jahr 1712, ehe der Wiederaufbau beziehungsweise Neubau des Rathauses begonnen werden konnte.

Freiheitsträume

Das Rathaus wurde in der Demokratiebewegung von 1848/49 wiederum Nebenschauplatz der Badischen Revolution. Bereits recht früh, nachdem Sinsheim 1806 an das Großherzogtum Baden fiel, waren die wirtschaftlichen Verhältnisse des Kraichgaus nicht ums Beste bestellt. Die Hungerkrise von 1816/17 tat ihr Übriges in einer Region, in der die Landwirtschaft der Hauptwirtschaftszweig war. Die politische Unzufriedenheit wuchs im gesamten Südwesten.

Während die Standesherrschaft immer weiter die Pressefreiheit beschnitt, um keinen Aufruhr im Land zu beschleunigen, kam es wie es kommen musste. Mutige Demokraten und Republikaner formierten sich, im Süden wurden sie von Friedrich Hecker angeführt. Sein Ziel war es die Massen für seine Idee zu begeistern und einen Umsturz der Regierung zu erreichen – notfalls mit

Gewalt. In Sinsheim formierten sich mehrere Protagonisten, allen voran der Apotheker Gustav Mayer, der Färbermeister Eduard Speiser und Skribent Karl Bauer. Mayer nahm mit 100 bewaffneten Männern am 24. April das Sinsheimer Rathaus in seine Gewalt und organisierte den Marsch nach Heidelberg mit dem Ziel dort auf den Hecker-Zug anzuschließen. Nebenbei wurde noch vom Rathaus die Republik ausgerufen und weitere Anhängerschaft rekrutiert. Rund 250 Freischärler zogen nun bewaffnet nach Heidelberg auf den Rathausplatz. Doch die von den radikalen Republikanern erhofften Volksmassen, die die Sinsheimer unterstützen sollten, hielten sich in Grenzen. Bald sahen sich die Revolutionäre umzingelt von der Heidelberger Bürgerwehr. Rückzug war die einzige Option, um Schlimmeres zu verhindern. Nach einer zweiten erfolglosen Episode im Jahr 1849 war der Traum ausgeträumt. Ein Zehntel der Sinsheimer entschied sich dafür, das Land zu verlassen und einen Neubeginn zu wagen. Die Wirtschaftsflüchtlinge und politisch Verfolgten fanden unter anderem in Nordamerika eine neue Heimat. Und so kam es, dass der Sinseimer Bierbrauer Louis Bergdoll zum »Bierkönig von Philadelphia« gekrönt wurde.

18. Kreisturnfest 1899 in Neustadt a. d. H., Turnverein Sinsheim (Stadtarchiv Sinsheim, Sig. K 195)

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wandelte sich die Stadt. Die Vereinskultur und das bürgerschaftliche Engagement waren stark ausgeprägt und neue Wirtschaftszweige wie beispielsweise der Tabakanbau wurden erschlossen. Der Anschluss an die Bahnlinie 1868 eröffnete ganz neue Möglichkeiten. Ab 1898 leuchtete die erste Straßenbeleuchtung, und 1901 war man am Fernsprechnetz angebunden. In der Freizeit besuchte man das 1905 eröffnete Freibad.

Die Stadt wuchs, und von der geschichtlichen Zusammensetzung der einstigen Amtsstadt war die Gemeindegliederung von 1939 bis 1973 sogar Landkreis. Nach der Gemeindereform blieben der Stadt zwölf Teilorte: Dühren, Hilsbach, Weiler, Adersbach, Ehrstädt, Hasselbach, Rohrbach, Eschelbach, Hoffenheim, Reihen, Waldangelloch, Steinsfurt. Ob alte oder neue Heimat, mittlerweile wohnen in der Kreisstadt rund 36 000 Einwohner aus 116 Herkunftsländern.

Im Jahr 2020 feiert die Stadt ihre 1250-jährige Ersterwähnung und hat die Heimattage Baden-Württemberg zu Gast. Ein ganzes Jahr voller Aufmerksamkeit für die Geschichte und Geschichten, das moderne Leben und das »*heitere Landstädtchen*« an der Elsenz.

Das historische Rathaus in den 1960er Jahren (Stadtarchiv Sinsheim, Sammlung historische Postkarten)

Ausgewählte Literatur

Feraudi-Gruénais, Francisca: Neues ganz ohne Grabung – Überlegungen zu einem noch unbekannten römischen Götterheiligtum in Sinsheim, In: Kulturzentrum Stiftskirche Sunnisheim: Geschichte – Archäologie – Architektur / hrsg. für den Rhein-Neckar-Kreis von Jörg Kreutz und Berno Müller, Bausteine zur Kreisgeschichte; Baustein 10, Heidelberg 2013, S. 185–194.

Friedrich, Holger: Für Freiheit, Recht und Einigkeit, Sinsheim zur Zeit der Badischen Revolution 1848/49, Sinsheim 1997.

Heimatverein Kraichgau (Hrsg.): »… an der Ecke zu Sunnesheim …«, Archäologische Ausgrabungen in der wieder entdeckten Stadtburg in Sinsheim im Kraichgau, Kleine Reihe 5, Buchen-Walldürn 2007.

Ludwig, Renate: Römische Götterverehrung um Sinsheim und im Kleinen Odenwald, In: Kulturzentrum Stiftskirche Sunnisheim: Geschichte – Archäologie – Architektur / hrsg. für den Rhein-Neckar-Kreis von Jörg Kreutz und Berno Müller, Bausteine zur Kreisgeschichte; Baustein 10, Heidelberg 2013, S. 171–184.

Wilhelmi, Karl: Geschichte der Großherzoglich-Badischen Amtsstadt Sinsheim von Joh. David Karl Wilhelmi, Sinsheim 1856.

Anschrift der Autorin:
Dinah Rottschäfer
Stadtmuseum Sinsheim
Hauptstraße 92
74889 Sinsheim
E-Mail: museum@sinsheim.de

Im Osten des Kraichgaus: Die Region um Bad Rappenau

Erich Schuh / Eva Goldfuß-Siedl

Etwa 1050 Jahre nach der Erstnennung des Kraichgaus wandelt ein edler Fund die gesamten Lebensbedingungen des im Osten gelegenen Ortes Rappenau. In 180 Metern Tiefe wird ein mächtiges Salzlager entdeckt. Fortan profitiert die östliche Hochfläche von diesem Ereignis. Vom Leintal herkommend markiert der abrupte Abbruch zum Neckartal, festgemacht an vier Höhenmerkmalen, das östliche Ende des Kraichgaus.

Der östliche Kraichgau endet am Hochland zum Neckartal. Der Steilabfall ins Neckarbecken bildet eine natürliche Grenze gegenüber dem flachen und weiten Land um Heilbronn, das durchflossen wird vom Neckar mit seinen rechten Nebenflüssen Jagst und Kocher und der linken Zuflüsse Enz, Zaber und als kleiner Zufluss der Leinbach. Gerade dieses kleine Leinbachtal mit seinen steilaufsteigenden Weinbergen zum Heuchelberg bildet die südöstliche Grenze zum Kraichgau. Unsere Gesamtbetrachtung des östlichen Kraichgaus liegt heute im Landkreis Heilbronn, außer dem letzten Punkt: Burg Guttenberg. An vier Fixpunkten erschließen wir den östlichen Kraichgau, um an deren Ende den zentralen Ort Rappenau ins geschichtliche Licht zu rücken.

Blick von der Heuchelberger Warte

Vor uns erstreckt sich fast das gesamte Leinbachgäu, die südöstlichste Gäulandschaft des Kraichgaus. Entlang des gesamten Verlaufs des Leinbaches gehören alle Gemeinden hinüber in den Kraichgau. Auf der Gemarkung von Kleingartach – heute zu Eppingen gehörend – befinden sich die zwei kleinen Zuflüsse Rosbach und Seebach, die dann den Leinbach bilden. Die Grenze des Kraichgaus bildet der bewaldete Höhenrücken des Heuchelberges. Er garantiert das milde Klima des Leinbachtales. An seinen Hängen gedeihen hervorragende Weine. Dem Leinbach folgend erreichen wir Niederhofen und Stetten, Teilgemeinden des Hauptortes im Tal: Schwaigern. Im frühen Mittelalter tauchen erstmals die Namen der Herren von Neipperg auf. Sie sind über Jahrhunderte fast die alleinigen Besitzer des Ortes. Durch Einheirat, Ein- und Auskäufe sind auch die Herren von Gemmingen im Spiel. Dem Adelsgeschlecht derer von Neipperg ist es gelungen, ihre beiden Stammsitze Neipperg und Schwaigern weit über tausend Jahre zu halten. Die Herrschaft erfreut sich heute noch großer Beliebtheit. Ihre Weingüter und deren Produkte sind weit über die Grenzen Schwaigerns hinaus bekannt. Schon im Jahre 1525 zeigt die Reformation in Schwaigern

ihre Auswirkungen. Bernhard Wurzelmann, ein Schwager Erhard Schnepfs aus Wimpfen, ist als einer der ersten Prediger der neuen Lehre bekannt. In der Jetztzeit wird Schwaigerns Geschichte über das Haus der Herren von Neipperg und die überaus bekannte Stadtkirche definiert. Der bekannte Weinbau und die Zulieferbetriebe für die Autoindustrie sowie Galvanisierung und Elektronik geben dem Ort ein modernes Gesicht. Weiter gehen wir dem Bachlauf entlang in die letzte Großgemeinde des Leinbachgäus: Leingarten, bestehend aus den Gemeinden Schluchtern und Großgartach. Am Ende der Gemarkung verlässt der Leinbach das Leinbachgäu, durchfließt das Heilbronner Neckarbecken und mündet in den Neckar.

Heuchelberger Warte (Aufnahme: Erich Schuh)

Hinüber nach Wimpfen

Einen Schwenk von der Heuchelberger Warte nach Norden. Wieder ein Bergsporn hineinreichend in das Neckartal: Wimpfen am Berg, eine zweigeteilte Wohnsiedlung bis vor unsere Zeitrechnung. Wimpfen im (Neckar-) Tal war schon Wohnstätte der Römer. Wimpfen am Berg ganz anders: tausend Jahre später Wohnstätte der Staufer. Unter König und Kaiser Friedrich I. Barbarossa wurde in den Jahren 1160/70 die Königs-, dann Kaiserpfalz errichtet. Es begann die Glanz- und Blütezeit am äußersten Ostrand des Kraichgaus. Mit einer Ausdehnung von 215 auf 87 Meter war es die größte staufische Pfalz nördlich der Alpen. Es sind 23 Aufenthalte staufischer Könige und Kaiser in Wimpfen nachweisbar. Im Jahre 1190 begegnen wir wohl dem berühmtesten Wimpfener, der den Kraichgau nachhaltig beeinflusste: Raven de Wimpina. Er hatte seinen Wohnsitz im heutigen Rappenau und war auch dessen Namensgeber. Auf seine drei Söhne Conrad, Dieter und Heinrich gehen die heute noch existierenden Kraichgauer Adelsfamilien zurück: von Helmstadt, von Menzingen und Göler von Ravensburg; alle führen sie den Raben im Wappen. Sie gehörten bis zum Ende des alten Reiches zum Kern des Kraichgauer Adels.

Ein weiteres Novum kennzeichnet die Geschichte Wimpfens. Im Jahre 1224 schenkte der König Heinrich den Wimpfener Bürgern den »Forstwald bei Wollenberg«. Somit gehören 583 Hektar Waldgebiet im Herzen des Kraichgaus der Stadt Wimpfen. Diese Schenkung hat bis heute Bestand, obwohl König Heinrich 1235 von seinem Vater Friedrich II. wegen Abtrünnigkeit seines Amtes enthoben wurde. Wimpfen, strategisch am Neckarübergang gelegen, hatte als Ausgänge am Berg zwei Reichs- und Handelsstraßen durch den Kraichgau. Die erste führte durch den südwestlichen Kraichgau nach Speyer, die

zweite über den nordwestlichen Kraichgau nach Worms.

Die Reformationszeit brachte einen berühmten Namen nach Wimpfen: Erhard Schnepf sollte die neue Lehre in Wimpfen und den dazu gehörigen Dörfern bekanntmachen. Nur einhundert Jahre später (1622) tobte auf Wimpfens Gemarkung eine fürchterliche Schlacht um des Glaubens Willens zwischen General Tilly und dem Markgrafen von Baden. Die siegreichen Kaiserlichen (katholisch) jagten die Truppen des Markgrafen bis in die Tore von Heilbronn. Die Neuordnung des Reiches 1803 brachte Wimpfen als Exklave an Hessen. Nach langen Verhandlungen und Volksabstimmungen wird Wimpfen, für kurze Zeit badisch, dann am 1.5.1952 dem württembergischen Landkreis Heilbronn zugesprochen. Doch durch politische Zuordnung ist Wimpfen am Berg nicht zu trennen von der geologischen Einheit des Kraichgaus.

Bergkirche Heinsheim (Aufnahme: Erich Schuh)

Zur Bergkirche und zum Ehrenberg

Weiter geht es immer dem Höhenrücken entlang, flussabwärts, rechts das Neckartal, vor uns liegend das Ensemble der Bergkirche in Heinsheim. Das Dorf ist wiederum dem Neckartal zuzurechnen und durch vier Stichwege – Hohenstadter Steige, Zimmersteige, Brudersteige und Lehensteige – mit der Hochfläche verbunden. Oben auf der Kraichgauhochfläche über dem Dorf thront die Bergkirche mit Pfarrhaus, Scheune und zwei Wohnhäuschen.

Die Gemarkung Heinsheims erstreckt sich über das Hochland des Kraichgaus bis gegen Rappenau. Wir müssen schon über 1200 Jahre zurückblicken, um die Anfänge der Bergkirche zu ergründen. So fallen die Bauzeit der Bergkirche und die Erstnennung des Kraichgaus fast zusammen. Sie ist als eine der ältesten Landkirchen Südwestdeutschlands zu nennen. Erbaut auf einem keltischen Quellheiligtum und ausgestattet mit zahlreichen Fresken, war sie in der Anfangszeit als Taufkirche erbaut. Sehr schön erhalten im Innern ist die wertvolle Taufkapelle, dem Hl. Johannes dem Täufer geweiht, mit zwei aus Basalt geschnitzten Christusköpfen als Schlusssteine.

Nur einen Steinwurf weit entfernt liegt der Ehrenberg, Wohnsitz des berühmten Adelsgeschlechts derer von Ehrenberg (Ernberg). Sie waren Gefolgsleute der Staufer.

So entstand auch im Zuge der Stauferzeit Wimpfens im 12. Jahrhundert die mächtige Burg. Der wuchtige Bergfried mit seinen bis zu 3,5 Meter dicken Mauern und ursprünglich etwa 50 Meter hoch, überblickt vom Kraichgaurand aus das gesamte Neckartal. Im Innern der Burganlage befindet sich die

Hochburg, mit einem einstmals prächtigen Pallasbau, leider nur noch als Ruine und nicht begehbar. Burghof und Vorburg sind sehr gut erhalten. Mit Hans Heinrich starb die Linie der von Ehrenberg im Jahre 1647 auf dem Ehrenberg aus.

Ein abgetrennter, abgegangen geglaubter Zweig der Familie lebt bis heute fort. Nach dem Aussterben der ersten Linie fiel der Besitz an das Bistum Worms zurück. Philipp Wilhelm von Racknitz tritt durch Einheirat 1721 in die Herrschaft von Heinsheim ein. Er erwarb 1727 käuflich vom Bistum Worms alle dazugehörigen Rechte. Die Adeligen von Racknitz stammen aus der Steiermark und sind seit 1180/1224 urkundlich bekannt. 1627 mussten sie unter Kaiser Ferdinand ihren alten Besitz verlassen, weil sie dem evangelischen Glauben anhingen. Erst 1805 konnten die Herren von Racknitz Burg Ehrenberg und das Dorf Zimmerhof vom Landgrafen von Hessen als Rechtsnachfolger des Wormser Stifts vollständig erwerben. Die Grablege der von Ehrenberg war die Bergkirche; zahlreiche Epitaphe zeugen davon. Der kleine Friedhof um die Bergkirche ist dem Adelsgeschlecht von Racknitz vorbehalten.

Burg Ehrenberg/Heinsheim (Aufnahme: Erich Schuh)

Über den Schlosswald zur Burg Guttenberg

Von Burg Ehrenberg geht es über die Gessnersklinge, Weinberge, Sommerhalde und den Schlosswald zu unserer letzten Station an der östlichen Traufkante des Kraichgaus: die Burg Guttenberg. Auf einem Bergsporn des Kraichgaus thront die stolze Burg. An ihrem Fuße erstreckt sich der dazu gehörige Ort: Neckarmühlbach, der ebenfalls dem Neckartal zuzurechnen ist. Die Burg Guttenberg ist keine Staufergründung, wie lange angenommen wurde. Durch die Bischöfe von Worms als Lehensherren kam die Burg an die Herren zu Weinsberg. Reichserbkämmerer Konrad IX. von Weinsberg musste schließlich dem Verkauf seiner hochverschuldeten Burg samt zugehörigen Dörfern zustimmen. Mit Urkunde vom 2.12.1449 ging die Burg samt Liegenschaften für 6000 Rheinische Gulden an Hans den Reichen von Gemmingen. Sein Sohn Pleikart von Gemmingen erbte nun die Burg.

Nach seinem Ableben wurde das groß gewordene Erbe an seine drei Söhne weitervererbt, die es 1518 wie folgt teilten: Dietrich von Gemmingen erhielt Burg Guttenberg mit den dazu gehörigen Dörfern, Philipp von Gemmingen erhielt Schloss mit Dorf Fürfeld und Wolf von Gemmingen Schloss und Dorf Gemmingen. Die drei Brüder spielen in der Reformationszeit eine bewegende Rolle. Alle drei Brüder hatten sehr früh in der Refor-

mationszeit evangelisch predigende Geistliche verpflichtet. In Gemmingen war es Bernhard Griebler, in Fürfeld Martin Germanus, der den Abendmahlsstreit zwischen Reformierten und Lutheranern schlichten wollte. Zeitweise war das Schloss in Fürfeld Disputationsort bekannter Theologen wie Johannes Brenz und Johannes Oekolampad. Dietrich von Gemmingen berief schließlich 1522 Erhard Schnepf als Pfarrer auf Burg Guttenberg.

Burg Guttenberg (Aufnahme: Erich Schuh)

In den Folgejahren gewährte Dietrich unzähligen vertriebenen evangelischen Pfarrern Unterschlupf auf seiner Burg. Auch auf Guttenberg kam es zu einem Religionsgespräch über das Abendmahl. Dietrich war Schirmherr des Religionsgesprächs. Im Jahre 1526 verstarb Dietrich von Gemmingen. Er wurde in der Burgkapelle beigesetzt und Johannes Brenz hielt die Leichenpredigt. Die Burg Guttenberg ist bis heute im Familienbesitz und wird von Bernolph von Gemmingen-Guttenberg mit seiner Frau Silke und ihren drei Kindern bewohnt. Die heutigen Aktivitäten auf der Burg sind vielfältig: Sitz der Deutschen Greifvogelwarte, Burgmuseum und entsprechende Gastronomie mit vielen Höhepunkten über das Jahr verteilt machen einen Besuch lohnenswert. An dieser Stelle verlässt die Außengrenze des Kraichgaus das Neckartal.

Nach Rappenau

Von den vier »Höhenpunkten« ziehen wir einen sternförmigen Fokus auf das damals kleine Ritterdorf Rappenau. Urkundlich wird Rappenau ab dem Jahre 1361 belegt, ist aber schon in urgeschichtlicher Zeit als Wohnplatz nachgewiesen. Nachfolgend die Römer, macht der Wohnplatz erst wieder in der Stauferzeit von sich reden. Der Bau der Stauferpfalz um das Jahr 1160/70 in Wimpfen brachte auch hochgestellte Reichsministeriale mit ins Land. So ist aus dem Jahr 1190 ein »Raven de Wimpina« bekannt, der mit hoher Sicherheit nachweislich in unserem Weiler wohnte. Er, Raven, wurde zum Namensgeber Rappenaus (Raven – Raban – Wohnort des …). Raven war, über seine Söhne Raven, Conrad, Dieter und Heinrich, der Begründer der Adelsgeschlechter, die einen Raben im Wappen führen: Von Helmstadt, von Menzingen und Göler von Ravensburg.

Der Wohnort Ravens = Rabansau = Rappenau ist vornehmlich im Mittelalter über den Adel und die dann selbständige Pfarrei (Kirche, dem Hl. Johannes dem Täufer geweiht) definiert. In der Reformationszeit wird über die Herren von Helmstadt schon früh die neue Lehre gepredigt.

Im Jahre 1601 wurde das Wasserschloss zu Rappenau durch Eberhard von Gemmin-

Wasserschloss Bad Rappenau heute (Foto: Jürgen Alberti)

gen erbaut. Das stolze Renaissancegebäude hat sich bis in die Neuzeit erhalten und steht heute den Kulturschaffenden zur Verfügung: im Dachgeschoss ein Vortragssaal, zwei Stockwerke als Galerieräume und im Erdgeschoss die Räume zum Feiern. Nun gehört das Schloss den Bürgern inmitten eines wunderschönen Schlossparks.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Gegend um Wimpfen stark heimgesucht. Ebenso war Rappenau stark verwüstet. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war das Machtgefüge des alten Reiches unter Kaiser Franz II gegen Napoleon so verschoben, dass mit dem Beschluss des Reichsdeputationsausschusses 1803 quasi das 1000 Jahre währende Heilige Römische Reich Deutscher Nation aufhörte zu existieren. Hunderte von kleinen Territorien wurden zu den Ländern zusammengefasst. So wurden Baden und Württemberg in der heutigen Form geboren, der größte Teil des Kraichgaus fiel 1806 an das Großherzogtum Baden.

Nicht lange danach bricht für Rappenau eine neue Zeit an. Das salzarme Baden – man nannte Salz das »weiße Gold« – suchte fieberhaft nach Salzvorkommen. Da war es Georg Christian Heinrich Rosentritt, der spätere Salineninspektor, der im Jahre 1822 im sogenannten Hohenstadter Grund auf Rappenaus Gemarkung eine Bohrung niederbrachte. Seinen geologischen Beobachtungen zufolge musste hier in einer gewissen Tiefe Steinsalz anzutreffen sein.

Hat es doch schon Jahre zuvor in Offenau, Jagstfeld und im hessischen Wimpfen solche erfolgreichen Solefunde gegeben. Die erste Rappenauer Bohrung befand sich in dieser Niederung, die direkt in den Neckar entwäs-

Saline Bad Rappenau, 1960 (Archiv der Stadt Bad Rappenau)

serte. Hart an der hessischen Grenze, am Rande des Einsiedelwaldes wurde das erste Bohrloch angesetzt.

Nach einer Bohrzeit von sechs Monaten und 18 Tagen stieß man in einer Tiefe von 178,38 Metern auf das mächtige Salzlager. Mittels Süßwasserzufuhr aus dem durchbohrten Grundwasserspiegel löste man das Steinsalz und gewann eine sog. volllötige Sole, das heißt: 27 Prozent reines Salz in einem Liter Wasser. Man hatte nun Anteil am Salz des Neckarbeckens. Mit einer Mächtigkeit von ca. 30 Metern reinem Steinsalz in einer durchschnittlichen Tiefe von 180 Metern war der Grundstock gelegt für eine Saline, deren Pfannen 150 Jahre unter Feuer stehen sollten.

Badebetrieb im Solebad 1953
(Aus dem Nachlass von Bürgermeister Fritz Hagner)

Nun brach für Rappenau das Industriezeitalter an. Ein geregeltes Einkommen, in späteren Jahren auch Krankenversicherung und ein wenig Urlaub brachte vielen Rappenauern einen kleinen Wohlstand. Friedrich Arnold, als badischer Militärbaudirektor, erarbeitete einen Plan für eine großzügige Saline mit mehreren Sudhäusern, Direktionsgebäude, Beamten- und Arbeiterhäusern. Zwischenzeitlich wurden noch mehrere Bohrlöcher niedergebracht. Innerhalb kürzester Zeit entstand auf dem Schwärzberg ein Industrieensemble, das Rappenau nachhaltig verändern sollte. Ab 1831 liegen die ersten großen Produktionszahlen vor. 1865 erreichte man erstmals über 200 000 Zentner pro Jahr. Vor dem ersten Weltkrieg stieg die Produktion auf über 20 000 Jahrestonnen. Das brachte ein logistisches Problem mit sich. Brennmaterial musste herbeigeschafft werden, Salz musste ins Land. Es entstanden extra dafür gebaute Salzstraßen, ein Lauer als Anlegestelle für Frachtschiffe am Neckar bei Heinsheim und schließlich auch noch eine badische Staatseisenbahn von Meckesheim über Rappenau – ins hessische Wimpfen, dort über den Neckar ins württembergische Jagstfeld –, natürlich mit Zollstation. In der Neuzeit ist das Siedeverfahren energetisch zu teuer und damit unrentabel geworden. So musste unsere Saline nach 150 Jahren die Produktion einstellen. Doch eins ist den Rappenauern geblieben: Die Kur!

Johann Christoph Niederhäuser, erster Apotheker in Rappenau, überreichte 1823, während einer Audienz beim Großherzog, eine Denkschrift über die Errichtung einer Sole-Badeanstalt. Es sollte noch zehn Jahre dauern, bis am 15.5.1833 der Badebetrieb eröffnet werden konnte. Im ersten Jahr zählte man 101 Kurgäste. Im Jahr 1940 ist die Zahl auf 3106 Gäste gestiegen. Es standen damals 605 Kurbetten zur Verfügung. Ab dem Jahre 1874 konnten arme und kranke Bürger der Stadt Heidelberg im staatseigenen Gasthof

Saline für eine Solebadekur einquartiert werden. 1877 konnte das erste Kurheim errichtet werden, weitere folgten. 1903 baute man das »Sophie-Luisen-Bad«. 1887 entstand das Kindersolbad »Siloah« des Diakonissenmutterhauses Mannheim. Nach dem Ende des Kindersolbades im Jahre 1986 entstand dort die Rheumaklinik, heute Vesalius-Klinik. Im Jahr 1919 konnte die Stadt Stuttgart ein Kindersolbad errichten, begünstigt durch Stiftungsgelder der Firma Bosch, es wurde Anfang der 1980er Jahre von der städtischen Kur- und Klinikverwaltung übernommen und der Neubau zur Parkklinik umgebaut. Heute befindet sich dort das Seniorenstift am Park. Die Altgebäude wurden abgebrochen, darauf erstellte die Privatbrauerei Häffner ein modernes Hotelgebäude. 1912 erbaute Prof. Vulpius am Rande des Rappenauer Waldes ein Sanatorium zur Behandlung von Knochen- und Gelenktuberkulose, gerade an dem Ort mit den meisten gemessenen Sonnenstunden in ganz Baden. Heute ist die Vulpius-Klinik als orthopädisches Kompetenzzentrum weit über die Grenzen der Kurstadt hinaus bekannt.

Das Jahr 1930 brachte nach mehreren Anläufen endlich das ersehnte Prädikat »Bad«. Zahlreiche Nachbesserungen an Wasser, Kanalisation, Strom und den Gästezimmern waren nötig, um sich jetzt endlich Bad nennen zu dürfen. Nur wenige Jahre später, 1935, wurde das erste Solefreischwimmbad Süddeutschlands eröffnet und Bad Rappenau firmierte voller Stolz als »Seebad fern vom Meer«.

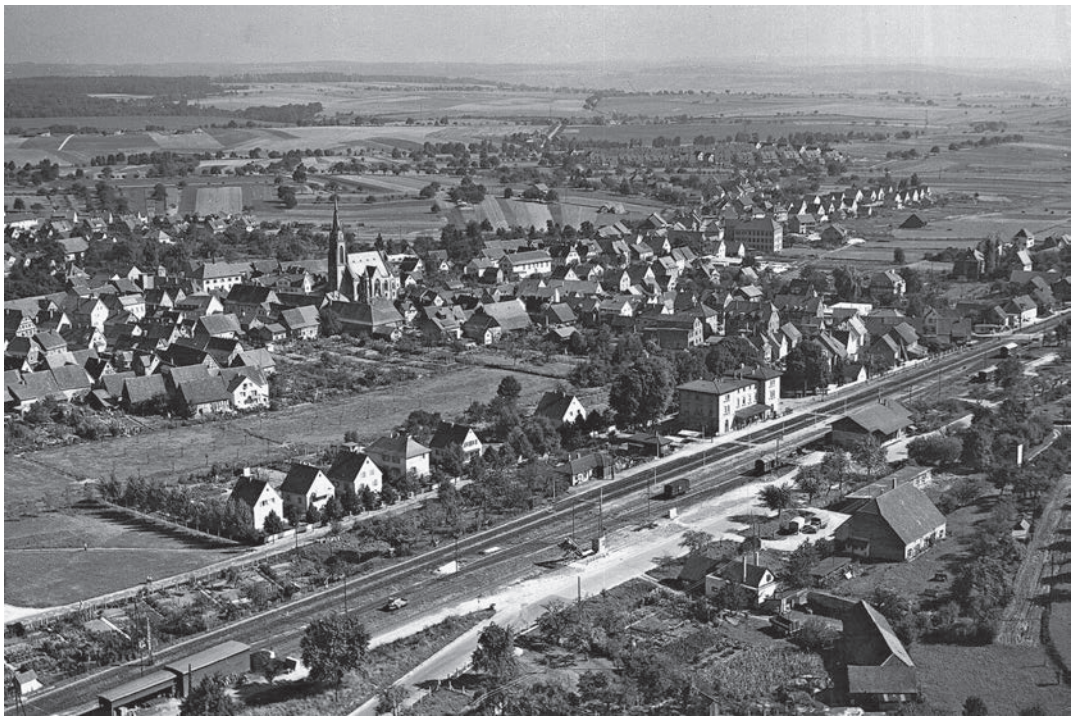
Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich Bad Rappenau von einer kleinen Gemeinde zur modernen Kurstadt entwickelt. Wurden bei der Volkzählung 1939 noch 1979 Einwohner gezählt, lebten 1950 bereits 2962 Menschen im Ort – viele Vertriebene und Flüchtlinge fanden nach dem Krieg in Bad Rappenau eine neue Heimat. Zudem kam der Zimmerhof mit rund 270 Einwohnern im Jahr 1950 von der damals noch selbständigen Gemeinde Heinsheim zur Kurstadt. 1961 zählte der Ort 3899 Einwohner.

1970, vor Beginn der Gemeinde- und Kreisreform, lebten laut Volkszählung 5404 Menschen in Bad Rappenau. Zwischen 1971 und 1973 wurden die Gemeinden Babstadt (1.1.1971), Treschklingen (1.1.1971), Wollenberg (1.1.1972), Obergimpern (1.1.1972), Heinsheim (1.3.1972), Grombach (1.1.1973), Fürfeld (1.1.1973) und Bonfeld (1.11.1973) eingemeindet. Ein angestrebter Zusammenschluss von Bonfeld, Fürfeld, Biberach und Kirchhausen zu einem neuen Verwaltungsraum wurde vom baden-württembergischen Innenministerium nicht befürwortet.

Mit der Reform änderte sich auch die Kreiszugehörigkeit für die meisten Bad Rappenauer Teilorte und die Kernstadt. Bereits im November 1970 hatte eine Bürgerbefragung zur Kreisreform stattgefunden, auch die Gemeinderäte der einzelnen Ortschaften befassten sich mit dem Thema. In Bad Rappenau sprach der Gemeinderat den Wunsch aus, dass der Kreis Sinsheim unbedingt erhalten bleiben müsse und verabschiedete sogar eine Resolution für dessen Erhalt. Für den Fall einer Auflösung des Kreises Sinsheim verhandelte man – in Abstimmung mit den Gemeinderäten aus Babstadt, Treschklingen, Obergimpern und Siegelsbach – sowohl mit dem Kreis Heilbronn, als auch mit dem Kreis Mosbach, sah aber letztlich die Zuordnung zum Kreis Heilbronn als sinnvollste Lösung an.

Die neue Kreiseinteilung nach dem Kreisreformgesetz von 1971 trat am 1.1.1973 in



Bahnhof und Stadtmitte Bad Rappenau, 1959 (Kübler-Luftbild, Lübeck)

Kraft. Vom aufgelösten Landkreis Sinsheim wurde die Flächenstadt Bad Rappenau dem Landkreis Heilbronn angeschlossen. Damit gelangte die seit 1806 zu Baden gehörende Gemeinde Rappenau in württembergische Verwaltung. Der Stadtteil Heinsheim gehörte bis zur Eingemeindung dem Kreis Mosbach an. Lediglich die württembergischen Ortsteile Bonfeld und Fürfeld behielten ihre bisherige Zugehörigkeit zum Landkreis Heilbronn. Die früheren Kreiszugehörigkeiten machen sich allerdings bis heute bemerkbar, beispielsweise in den Spielkreisen der Fußball- und sonstigen Sportmannschaften oder auch den Mitgliedschaften der Vereine bei übergeordneten badischen bzw. württembergischen Verbänden.

Auf Beschluss der baden-württembergischen Landesregierung wurde der Gemeinde Bad Rappenau am 29.5.1973 die Bezeichnung »Stadt« verliehen. Durch die Eingemeindungen stieg die Einwohnerzahl auf 13 800 Personen an. Das Gemeindegebiet wuchs von 1387 auf 7358 Hektar. Bad Rappenau war nun »in den Kraichgau hineingewachsen«: Die Gemarkung der Flächenstadt reicht heute im Osten bis an den Neckar, grenzt im Süden an das Stadtgebiet von Heilbronn, im Norden an Siegelsbach und Haßmersheim und reicht im Westen bis an die Gemarkungsgrenzen von Kirchardt und Sinsheim.

Durch die Erschließung neuer Baugebiete stieg die Zahl der Einwohner auch in den Folgejahren, vor allem zwischen 1990 (15 500 Einwohner) und 2000 (19 680 Einwohner). Grund für den starken Zuwachs war in erster Linie der Zuzug von Aus- und Übersiedlern aus dem ehemaligen Ostblock und der

früheren DDR. Viele fanden im Wohnbezirk Zimmerhof ein neues Zuhause, der in dieser Zeit von 400 auf über 1800 Einwohner wuchs. Mitte 2001 überschritt die Einwohnerzahl von Bad Rappenau schließlich die Grenze von 20 000 Einwohnern, damit erfüllte die Stadt die wichtigste Voraussetzung für die Ernennung zur Großen Kreisstadt.

Das Jahr 2003 markiert eine weitere wichtige Etappe in der Geschichte der Stadt Bad Rappenau.

Auf Beschluss der Landesregierung vom 8.10.2002 wurde Bad Rappenau zum 1.1.2003 zur Großen Kreisstadt erhoben. Damit war die Kurstadt nach Neckarsulm und Eppingen die dritte Große Kreisstadt im Landkreis Heilbronn, die 36. große Kreisstadt im Regierungsbezirk Stuttgart und die 86. im Land Baden-Württemberg.

Ein weiterer Meilenstein in der jüngsten Stadtgeschichte war die Durchführung der Landesgartenschau im Jahr 2008, die von April bis Oktober über 700 000 Besucher in die Kurstadt lockte. Die mit der Landesgartenschau verbundenen Investitionen in die Infrastruktur in Höhe von insgesamt rund 11,4 Mio. Euro (einschließlich flankierender Maßnahmen) brachten einen enormen Entwicklungsschub für die Stadt.

Investiert wurde in der Folgezeit auch in den Ausbau des ÖPNV, vor allem in die »Stadtbahn Heilbronn Nord«. Planungen für Ausbau und Elektrifizierung der 1868/69 eröffneten Strecke datieren bereits in die 1990er Jahre. 2008/09 erfolgte die Elektrifizierung der Strecke, ab 2012 begannen die Bauarbeiten durch die DB. Damals wurde auch ein weiterer Haltepunkt im Bad Rappenauer Kurpark geschaffen. Am 1.5.2015 fuhr die erste Stadtbahn auf der ausgebauten Strecke zwischen Heilbronn und Sinsheim.

Auch der Kurbetrieb, dessen Anfänge in das Jahr 1833 zurückreichen, entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis heute – trotz einiger Rückschläge – überaus positiv, auch wenn einige der zwischen 1960 und 1994 errichteten Kureinrichtungen mittlerweile anderweitig genutzt oder bereits abgerissen wurden.

Nach dem Ende des Krieges wurde der Kurbetrieb am 1.5.1946 wieder aufgenommen, zuvor waren die Kureinrichtungen von der Besatzungsmacht belegt. 5592 Kurgäste konnte man im Jahr 1947 zählen. 1953 wurden das bestehende Kurhotel sowie das Gemeindesolbad erweitert. 1956 erwarb die Stadt das historische Wasserschloss und brachte hier ein Sanatorium unter. 1959 wurde ein Inhalatorium errichtet und 1960 konnten bereits knapp 10 000 Kurgäste gezählt werden.

Als erste moderne Kurklinik mit kompletter Kureinrichtung wurde 1962 die Kraichgau-Kurklinik mit damals 130 Betten in Bad Rappenau eröffnet (heute MediClin Kraichgau-Klinik). 1964 folgte die Schwärzberg-Kurklinik am oberen Ende der Salinenstraße mit 125 Betten. Im Gebäude der Schwärzbergklinik sind heute die Rosentrittklinik und das Stimmheilzentrum untergebracht. Die Salinenklinik mit damals 124 Betten wurde 1972 an der Stelle des ehemaligen Kurhotels und des Gemeindesolebades erbaut. 1974 wurde die Kurklinik eröffnet.

Bereits 1977 entstand, durch den Zusammenschluss aller örtlichen Kurbetriebe mit direkter oder indirekter städtischer Kapitalbeteiligung zu einer geschäftsleitenden Holding-Gesellschaft, die Kur- und Klinikverwaltung. Zu Beginn der 1990er Jahre verfügten die Bad Rappenauer Kurkliniken zusammen über rund 1300 Betten.

In Folge der »Kurkrise«, die Ende der 1990er-Jahre deutschlandweit zu einem starken Rückgang der Belegungszahlen führte, erfolgte Ende 2004 ein deutlicher Abbau von Betten (von 650 auf 450) und eine komplette Umstrukturierung der in der Kur- und Klinikverwaltung zusammengeschlossenen Bad Rappenauer Gesundheitseinrichtungen. Es gelang, sowohl eine Schließung wie auch eine Privatisierung der »städtischen« Kurkliniken zu verhindern. Vielmehr konnten diese – auch durch die weitere Zusammenlegung einzelner Einrichtungen – zukunftsfähig aufgestellt werden. Heute schreibt der städtische Kurbetrieb wieder schwarze Zahlen.

Im Rahmen des Konzepts »Klinik 2015« wurden durch Neubauten und Verlagerung der Standorte die Kliniken am Ende der Salinenstraße zusammengeführt. Der Neubau des Therapiezentrums an diesem Standort soll im Jahr 2019 folgen.

2017 verfügte Bad Rappenau in seinen Reha- und Kurkliniken über 925 Betten. Hinzu kommen 314 Betten in Hotels und Gasthäusern sowie 201 Betten in Ferienwohnungen, Frühstückspensionen und Privatzimmern. Insgesamt wurden 46 410 Gäste gezählt. Mit 361 599 Übernachtungen pro Jahr stellen Kur und Fremdenverkehr einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor dar.

Wirtschaft

Auch die Wirtschaft hat sich in den vergangenen Jahren positiv entwickelt. Maßgeblichen Anteil daran hatte zweifellos der Bau der Autobahn A 6, die 1968 für den Verkehr freigegeben wurde. Durch die Ausweisung von Gewerbeflächen im Kernort und in fast allen Stadtteilen konnte eine Vielzahl von Unternehmen angesiedelt werden, aktuell gibt es in Bad Rappenau rund 1700 gemeldete Gewerbebetriebe (einschließlich Nebenerwerbsbetriebe und Zweigstellen). Das Gewerbesteueraufkommen hat sich ebenfalls langsam aber stetig nach oben entwickelt. Lag es im Jahr 1975 (nach der Eingemeindung der Teilorte) noch bei 1,1 Mio. Euro, betrug es 1991 schon 1,8 Mio. Euro, 2002 konnte man rund 2 Mio. Euro an Einnahmen verbuchen, 2010 waren es schon 3,6 Mio. Euro. 2018 rechnet die Stadt mit rund 7,4 Mio. Euro an Gewerbesteuereinnahmen.

Vor allem im Gewerbegebiet Buchäcker an der A 6, das ab dem Jahr 2000 Jahre erschlossen und seither mehrfach erweitert wurde, haben sich seit der Jahrtausendwende viele große Firmen angesiedelt – auch wenn die Anfangsjahre aufgrund einer Wirtschaftskrise sowie strenger Festsetzungen im ursprünglichen Bebauungsplan eher zögerlich verliefen.

Einige Bad Rappenauer Traditionsunternehmen haben dagegen den Betrieb eingestellt, wie die Saline (Stilllegung 1972, Abbruch 1974), die Maschinenfabrik der Gebrüder Botsch (1865–1975) oder der Bademoden- und Wäschehersteller Benger-Ribana (Ansiedelung in Bad Rappenau 1963, geschlossen 1983).

Freizeit

Zu den kulturellen Zentren gehört das im Jahr 1601 von Eberhardt von Gemmingen errichtete Wasserschloss. 1956 wurde es von der Gemeinde erworben und renoviert. Es beherbergte zunächst ein Sanatorium und nach einem Umbau von 1980 bis 1991 die Stadtverwaltung. Ende der 1990er Jahre wurde das Wasserschloss grundlegend saniert und renoviert. Seitdem wird es für kulturelle Ver-

anstaltungen wie Ausstellungen, Lesungen. Vorträge, Konzerte oder Kunsthandwerker-Märkte genutzt. Das Dachgeschoss beherbergt ein stilvolles und gern genutztes Trauzimmer.

Anfang der 1970er Jahre wurde das Kurhaus errichtet und der umgebende Kurpark angelegt und 1975 als »gesellschaftliches Zentrum« feierlich eingeweiht. 1989 konnte das Kulturhaus Forum Fränkischer Hof seiner Bestimmung übergeben werden. Hier sind neben der Stadt- und Kurbücherei die örtlichen Außenstellen der vhs Unterland und der Musikschule Unterer Neckar sowie Proberäume für die Stadtkapelle untergebracht. Darüber hinaus befindet sich hier das vom Heimat- und Museumsverein betreute städtische Museum, wo neben den Dauerausstellungen zur Salinen- und Bädergeschichte mehrere Wechselausstellungen pro Jahr zu sehen sind.

Natürlich locken auch die drei städtischen Parks, die das gesamte Stadtgebiet durchziehen, Einheimische und Besucher: Vom Salinenpark am östlichen Ortsrand geht es durch den Kurpark mit Kursee zum Schlosspark in der Stadtmitte. Viele Einrichtungen, die zur Landesgartenschau geschaffen wurden, sind bis heute erhalten und werten die Parkanlagen auf, wie das Feuerbeet oder das Gradierwerk im Salinenpark.

Ende 2018 hat die Stadt Bad Rappenau in ihren neun Stadtteilen insgesamt rund 21 900 Einwohner. Über Städtepartnerschaften mit Contrexéville in Frankreich (seit 1982) und Llandrindod Wells in Wales (seit 2001) ist die Kurstadt im Kraichgau auch in Europa vernetzt.

Quellen und Literatur (Auswahl)

25 Jahre Stadt Bad Rappenau – eine starke Gemeinschaft. Stadtverwaltung Bad Rappenau 1998.

Bad Rappenauer Heimatbote, Sonderausgabe: 650 Jahre Bad Rappenau, 20 Jahre Gemeindereform, Freundeskreis Heimatmuseum des Bad Rappenauer Heimatvereins, 1993.

Günter Haberhauer: Illustrierte Chronik der Stadt Bad Wimpfen, Bad Wimpfen 2012.

Michael Konnerth: Bad Rappenau. Ein Führer zu Sehenswertem mit der Geschichte von Stadt, Saline und Kurbetrieb, Bad Rappenau 1990.

Gustav Neuwirth: Geschichte der Stadt Bad Rappenau, Bad Rappenau 1978.

Karl Noll: Geschichte von Rappenau, Rappenau 1907.

Rudolf Petzold: Bad Rappenau und die Eisenbahn, in: Bad Rappenauer Heimatbote Nr. 25, Heimat- und Museumsverein Bad Rappenau, 2014.

Dr. Fenja Sommer / Regina Thies: Bad Rappenauer Kinderkurheime. Teil 1: Das Kindersolbad Siloah in: Bad Rappenauer Heimatbote Nr. 29, Heimat- und Museumsverein Bad Rappenau, 2018.

Anschrift der Autoren:

Erich Schuh
Heimat- und Museumsverein
Bad Rappenau
Südhangstraße 20
74906 Bad Rappenau

Eva Goldfuß-Siedl
Stadt Bad Rappenau
Kirchplatz 4
74906 Bad Rappenau

Kirchen im nördlichen Kraichgau

Jörg Kreutz / Berno Müller

Im Rhein-Neckar-Kreis gibt es 210 evangelische und katholische Kirchengebäude, ein beträchtlicher Teil findet sich in den Städten und Gemeinden des Kraichgaus. Sie waren und sind über viele Jahrhunderte hinweg ein prägendes Element, ein Ausdruck der Heimat, und sie bewahren ein reiches historisch-künstlerisches Erbe aus allen Kunstepochen. Die folgenden Beispiele sollen anregen, sich intensiver mit dem Zusammenwirken von Kunst und Kirche vom Mittelalter bis heute auseinanderzusetzen und natürlich die Gotteshäuser zu besuchen.

Die Kirchenlandschaft im Kraichgau ist ebenso vielfältig wie die Geschichte und Topographie dieser Landschaft beeindruckend. Wann genau der christliche Glaube Einzug in die Region gehalten hat, lässt sich zwar nicht eindeutig bestimmen. Gewiss ist allerdings, dass die heute nur noch als Ruine aus der gotischen Zeit erhaltene Martinskapelle in Meckesheim (mindestens) ins 6./7. Jahrhundert zurückreicht. Während für die Kurpfalz in der Reformationszeit der mehrfache Wechsel zwischen Luthertum und reformierter Konfession geradezu typisch war, veränderten sich die kirchlichen Verhältnisse im Kraichgau kaum. Hier prägten die Herrschaftsverhältnisse der zum schwäbischen und fränkischen Ritterkanton Odenwald gehörenden reichsritterschaftlichen Territorien, deren Landesherren sich früh dem Luthertum anschlossen, die kirchliche Kontinuität in den Dörfern. Ebenso unverändert dominierte der katholische Glauben in den

Kirchen in (Sinsheim-)Reihen
(Foto: Dorothea Burkhardt, Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

zum Hochstift Speyer gehörenden Gebieten. Deshalb gibt es viele Gemeinden, die nur über ein Gotteshaus verfüg(t)en. Infolge der Zuwanderung nach dem Zweiten Weltkrieg findet sich mittlerweile – wenn auch nicht immer so nahe wie in (Sinsheim-)Reihen mit der evangelischen Kirche (rechts) und der katholischen Kirche St. Mariä Geburt – ein Miteinander der beiden großen Konfessionen. Aber damit wird deutlich, warum viele heute evangelische Kirchen bei weitem älter sind als die katholischen …

Der Kraichgau bietet eine Fülle interessanter Kirchen, an denen viele Generationen mitgebaut und an der künstlerischen Ausstattung mitgewirkt haben. Die folgenden (wenigen) Beispiele aus dem nördlichen Kraichgau, der zum großen Teil im Rhein-Neckar-Kreis liegt, sollen anregen, sich mit dem geistlichen und geschichtlichen Hintergrund auseinanderzusetzen, Kontemplation zu suchen oder sich ganz einfach an den mittelalterlichen Wandmalereien, den beeindruckenden farbigen Glasfenstern, den sehenswerten Ausstattungsgegenständen, die oft von hoher künstlerischer Qualität sind, zu erfreuen.*

Im Kraichgau sind alle Architekturstile von Romanik über (Neo-)Gotik, (Neo-)Barock und Jugendstil bis hin zur Moderne anzutreffen. Ein herausragendes Denkmal ist die Kirche des im 12. Jahrhundert gegründeten und in der Reformation aufgelösten Klosters Lobenfeld mit ihrer reichen Freskenausstattung. Sie dient heute als Pfarrkirche der evangelischen Gemeinde Lobenfeld und als geistliches Zentrum in der Region.

Nicht minder beeindruckend sind die Ende der 1940er Jahre wiederentdeckten spätgotischen Malereien im Chor der evangelischen Nikolauskirche in (Sinsheim-)Dühren. Dort wie hier lässt sich erkennen, dass in die bekannten oder unbekannteren Darstellungen aus der

Ev. Nikolauskirche (Sinsheim-)Dühren
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Heilsgeschichte, in deren bildhaft verschlüsselte Allegorien und Symbole, die ganze abendländische Tradition hineinwirkt. Bewundernswert sind in Dühren die filigrane Pflanzenornamentik und die geschickt in die Gewölbezwickel hineinkomponierten Evangelistensymbole mit ihren spitzen Flügeln und den ornamental geschwungenen Schriftbändern.

Die früheste Kirche aus der Reformationszeit steht in Neckarbischofsheim, die 1610 eingeweihte evangelische Stadtkirche St. Salvator. Ihr prachtvoller Renaissancegiebel mit der lebensgroßen Figur des segnenden Salvator mundi, des Retters der Welt, ist der einzige dieser Art im Rhein-Neckar-Kreis. Der mächtige Turm wurde bereits 1543 errichtet und gehörte zu einer 1386 erbauten Marienkapelle. Während die überaus qualitätsvollen Portale alle Möglichkeiten der Renaissance-Ornamentik voll ausspielen, findet sich im einfach gehaltenen Langhaus ein ausdrucks-

Ev. St. Salvatorkirche Neckarbischofsheim
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Kath. St.-Anna-Kapelle (Sinsheim-)Weiler
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

starkes Kruzifix und – als kostbarstes Ausstattungsstück – die Alabasterkanzel von 1611 mit Brustbildern der vier Evangelisten. Sie ist das Hauptwerk des Heilbronner Baumeisters und Bildhauers Jakob Müller, der dem Evangelisten Lukas das Gesicht Martin Luthers zueignete und damit das wohl erste Porträt dieser Art im Kraichgau schuf.

In dezenter Farbigkeit und mit feinem Rokoko-Stuck präsentiert sich der Chorraum der St.-Anna-Kapelle unterhalb der Burg Steinsberg. Die wenigen Katholiken hatten das ehemals zur Burg gehörende und in der beginnenden Neuzeit von einem Blitz zerstörte Kirchlein 1747 wieder hergerichtet. Von hoher Qualität ist der Hochaltar, in dessen Retabel die Titularheilige Anna ihre Tochter Maria in die Lektüre der Heiligen Schriften einweist (hebräische Schriftzeichen!).

An die Kunst des Barock bzw. des Rokoko schließt sich die Nüchternheit des Klassizismus an, jedoch sind im 19. Jahrhundert die Übergänge fließend, vor allem in der Architektur des Historismus, die mitunter imposante Neubauten im neuromanischen, neugotischen und neubarocken Stil hervorgebracht hat. So ist die 1841/42 erbaute evangelische Kirche in (Sinsheim-)Hoffenheim ein dreischiffiger Hallenraum mit Emporen im romantisierenden Rundbogenstil, der, angeregt durch den einflussreichen Baumeister

Ev. Kirche (Sinsheim-)Hoffenheim
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Kath. Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt Waibstadt
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Heinrich Hübsch, den strengen Klassizismus Friedrich Weinbrenners ablöste. Wo sich in katholischen Kirchen der Triumphbogen zum Chor öffnet, wird in den evangelischen Kirchen der Bogen zum Hoheitsmotiv für die hoch erhobene, gleichsam unerreichbar über dem Altar schwebende Kanzel. Hervorragend ist die von Eberhard Friedrich Walcker 1846 erbaute Orgel: Sie gilt in der Musikwelt als bedeutendstes Orgeldenkmal für die Zeit des Übergangs in die musikalische Romantik.

Kaum zu übersehen ist der Turm der katholischen Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Waibstadt, mit 65 Metern der höchste Kirchturm im Rhein-Neckar-Kreis. Die dreischiffige Basilika, 1864 bis 1868 vom badischen Bauinspektor Carl Dernfeld erbaut, stellt ohne Zweifel eine der eindrucksvollsten neugotischen Kirchen der gesamten Region dar. Die 1962 eingefügten drei großen Chorfenster von Valentin Feuerstein befassen sich mit Szenen aus dem Leben Marias, dem Tod, der Auferstehung Jesu und dem eschatologischen Christus sowie mit Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers.

Ebenfalls in neugotischem Stil errichtet wurde wenige Jahre zuvor (1861) die evangelische Kirche in (Sinsheim-)Waldangelloch. Die Pläne stammten von Friedrich Fischer, der Heinrich Hübsch als Leiter der badischen Hochbauverwaltung nachfolgte. Die neugotischen Formen der Kirche sind noch geprägt von der Klarheit und Ruhe des romantischen Klassizismus. Der heute ganz helle einschiffige Bau weist die für evangelische Kirchen typischen dreiseitig umlaufenden Emporen auf.

Ev. Kirche (Sinsheim-)Waldangelloch
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Ev. Kirche Flinsbach (Helmstadt-Bargen)
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

Besonders die 1956 eingebauten Chorfenster des aus Schönebeck bei Magdeburg stammenden Künstlers Christof Grüger lohnen einen zweiten Blick. Sie zeigen Motive aus der Offenbarung des Johannes. Der Weltenrichter hat kein Gesicht, ist aber in einer Sprache des weißen göttlichen Lichts gestaltet, umgeben von der violetten Farbe der Buße und den roten Flammen des Heiligen Geistes – eine unglaubliche spirituelle Dynamik!

Mehrere Kunstepochen verschmelzen in der evangelischen Kirche Flinsbach. Die ursprünglich mittelalterliche Chorturmkirche, die den heutigen Ortsteil von Helmstadt-Bargen überragt, erhielt 1793 eine klassisch proportionierte Fassade. Vor dem niedrigen Triumphbogen steht ein Holzaltar mit Seitenwangen und spätbarocken Ornamenten. Das Wandbild dahinter zeigt den »tröstenden Heiland«, wie der Maler Albert Finck sein Werk aus dem Jahr 1932 selbst betitelte. Es ist das letzte erhaltene Werk dieser Art des späteren Professors an der Karlsruher Kunstakademie. Wie auf einem Thron sitzt Jesus auf dem zu Stein gewordenen für den Kraichgau typischen Löss; die Blumen in der angedeuteten Landschaft sind ebenfalls typisch: Glockenblumen, Scharfgarbe, Löwenzahn, Wegerich. Und nahezu alle haben heilende Wirkung. Ganz gleich, wo man sich in der Kirche befindet, scheinen die Augen Jesu immer auf den Betrachter gerichtet zu sein. Seine Gestik erinnert an Matthäus 11,28, wo es heißt: »Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken«.

Die katholische Heilig-Kreuz-Kirche in (Dielheim-)Balzfeld geht im Chorturm ebenfalls auf eine mittelalterliche Kirche zurück. Die schöne spätbarocke Fassade stammt aus

Kath. Pfarrkirche Hl. Kreuz (Dielheim-)Balzfeld
(Foto: Dorothea Burkhardt,
Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

den Jahren des Neubaus von 1761 bis 1786. Den Hochaltar mit Kruzifix, Tabernakel und Figuren schuf der Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther. Das von Ludwig Barth aus Bruchsal – welche Duplizität – 1947/48 geschaffene Deckengemälde »Jüngstes Gericht« beeindruckt besonders. Kühl und nüchtern ist dieses Bild im Stil der Neuen Sachlichkeit allenfalls in seiner präzisen Malweise, bei der der Künstler auf mittelalterliche Formen zurückgriff. Christus thront auf dem Regenbogen, Symbol des Bundes, den Gott immer wieder mit den Menschen schließt. Unter ihm, zentral im Bild, sieht man das Kreuz, mit dem er die Welt erlöst hat – »unsere einzige Hoffnung«, wie die lateinische Inschrift aussagt. Vor ihm knien fürbittend die Himmelskönigin Maria und Johannes der Täufer mit dem langen Zeigefinger, der an den berühmten Isenheimer Altar von Matthias Grünewald erinnert, und dem Spruchband »Seht das Lamm Gottes«. Unten entsteigen die Toten am Jüngsten Tag ihren Gräbern, herausgerufen von Engeln mit Trompeten, mittig hält einer Ausschau nach oben. Diese Rückenfigur steht stellvertretend für den Bildbetrachter, der überlegt, wohin sein Weg führen wird. Zur Linken Christi schlägt der Erzengel Michael mit seinem Schwert auf die Vergnügungssüchtigen, Geldgierigen und Ausbeuter ein. Die Gefangenen und Geschundenen sowie die hilflosen Frauen und Kinder dürfen auf Erlösung hoffen, denn auf sie wartet der Erzengel Gabriel mit der Lilie als Zeichen der Hoffnung. Neben dieser Marienblume trägt er die Seelenwaage, die sich zugunsten von Glaube (Kreuz) und Liebe (Herz) neigt.

Die moderne, sechseckige katholische Heilig-Kreuz-Kirche von Angelbachtal mit ihrem weithin sichtbaren Campanile wurde von 1967 bis 1970 nach Plänen von Otto Hess (Erzbischöfliches Bauamt Heidelberg) realisiert, die Kirchendecken haben eine ungewöhnliche Zeltform. In eindringlichen Farbfenstern hat Franz Dewald, neben der Passion, die Visionen aus der Offenbarung des Johannes ausgearbeitet, bei denen nach der Zeit der Bedrängnisse und Katastrophen Christus als Weltenrichter erscheint. Das von Wolfgang Eckert umgearbeitete Kreuz bei der 2010 gestalteten Altarinsel ist ein weiterer Blickfang. Die Ornamente stehen für die Dornenkrone

Kath. Pfarrkirche Hl. Kreuz Angelbachtal (Foto: Dorothea Burkhardt, Rechte: Rhein-Neckar-Kreis)

als Symbol des Leidens und die Rosen als Zeichen der Liebe Jesu zu den Menschen. Und von dem im Ort beheimateten weltberühmten Bildhauer Jürgen Goertz stammt die überlebensgroße Statue des Kirchenvaters Augustinus, die 1987 vor der Eingangsfront der Kirche aufgestellt wurde.

Anmerkungen

* Ausführlich informiert über die 210 evangelischen und katholischen Kirchen im gesamten Rhein-Neckar-Kreis das von den Autoren 2018 herausgegebene, mit fast 1500 Fotos von Dorothea Burkhardt ausgestattete Grundlagenwerk »Sakrale Kunst im Rhein-Neckar-Kreis«. Darin behandeln 17 Fachleute aus unterschiedlicher Perspektive alle kunsthistorischen und theologischen Aspekte des Kirchenbaus in der Region und der sakralen Kunst. Das 616 Seiten umfassende, großformatige Buch ist im Buchhandel (ISBN 978-3-932102-39-4) erhältlich oder direkt beim Kreisarchiv Rhein-Neckar-Kreis, Trajanstraße 66 in Ladenburg, Tel. (0 62 03) 93 06-77 40 oder E-Mail: eigenverlag@rhein-neckar-kreis.de

Anschrift der Autoren:

Dr. Jörg Kreutz
Berno Müller
Landratsamt Rhein-Neckar-Kreis, Kreisarchiv
Trajanstraße 66
68526 Ladenburg
E-Mail: joerg.kreutz@rhein-neckar-kreis.de
berno.mueller@rhein-neckar-kreis.de

Große Häuser oder kleine Dome

Das baukulturelle Erbe der Weinbrenner-Schule im Kraichgau

Ulrich Maximilian Schumann

Im 19. Jahrhundert entstanden quer durch den Kraichgau ganze Gruppen von Bauwerken, die moderne Anforderungen erfüllen und zugleich zur Identität ihres Ortes, der Region und des Landes Baden beitragen sollten. An ausgewählten Beispielen, insbesondere Kirchenbauten, lassen sich dabei zwei unterschiedliche Wege, aber auch »Verwandtschaftsbeziehungen« untereinander erkennen, was diesen Baudenkmalen einen festen Platz in der überregionalen Kulturgeschichte zuweist. Der Artikel stellt hierfür einige der aussagekräftigsten Objekte vor und lädt zu eigenen Entdeckungen ein.

Von den Baudenkmalen, die sich in die weite und eindrucksvoll intakte Kulturlandschaft des Kraichgaus einfügen, fallen zuerst solche aus vormoderner Zeit ein, etwa vom mittelalterlichen Kloster Maulbronn bis zum barocken Schloss in Bruchsal. Bislang kaum beachtet, legte sich im 19. Jahrhundert ein Netz von Bauwerken darüber, die frische Antworten auf alte Fragen gaben – vor allem nach Raum, Licht und Konstruktion. Zudem bildet sich in ihnen das Doppelgesicht aus Klassizismus und Romantik ab, mit dem das Jahrhundert begann, der Begeisterung für das »heidnische« Altertum ebenso wie für das religiöse Mittelalter. Am offensten musste es sich in der Bauaufgabe Kirche zeigen.

Friedrich Weinbrenner, St. Thomas, Kleinsteinbach, 1807–17, Ansicht von außen und innen. (Fotos: saai | Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT, Werkarchiv Arthur Valdenaire / Ulrich Maximilian Schumann)

Der Auftakt dieser erneuerten Tradition lässt sich benennen. An der Straße durchs Pfinztal reiht sich in Kleinsteinbach die evangelische Thomaskirche (1807–1817) so zwischen die Wohnhäuser ein, dass ihre Front in dieser Perspektive selbst einem Haus gleicht. Erst beim Davorstehen öffnet sich mit hohen eingestellten Säulen ihre einladende und zugleich monumentale Seite. Als flaches Relief gliedert das Gerüst aus Pfeilern und Gebälk auch die Längsseiten mit den hohen Rundbögen und den Turm, der in der Rückseite steht und damit die Außenansicht des Ortes prägt.

In diesen Merkmalen spiegelt sich die Hauptkirche des badischen Protestantismus wider, die zeitgleich am neuen Marktplatz in Karlsruhe und nach Plänen desselben Architekten entstand, des Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner (1766–1826). Ihm oblag die Verantwortung für die gesamte Bautätigkeit im Land und die Ausbildung der Fachkräfte.

Die originalere, ja wohl die originalste Weinbrenner-Kirche überhaupt lässt sich jedoch in Kleinsteinbach erleben, wo nicht nur der lichte Innenraum mit den hölzernen Säulen und der umlaufenden Empore fast unverändert erhalten geblieben ist, sondern sogar die für sein Werk typische und wichtige Außenfarbe wiederhergestellt wurde: ein heller, aber nicht reinweißer Farbton, der die fein reliefierte Form sichtbar macht, ohne die Nachbarbauten zu überstrahlen.

Das Muster machte Schule. Weinbrenner selbst variierte es in der Ludwigskirche (1826–28) im Nachbarort Langensteinbach: den hohen Kirchensaal mit dem mittigen Turm, akzentuiert durch gerade Gesimse, Fensterbänke und -bedachungen, Dreieckgiebel und Rundbögen. Doch hier rückte er den Kirchturm vor an die Kreuzung, um innerhalb des Ortes einen Blickpunkt zu setzen, und mit der dreigeschossigen Fassade und dem Walmdach ähnelt die Kirche noch klarer einem Wohnhaus. Das Innere ist heute stark verändert.

Nach Weinbrenners Tod 1826 stellte sein Schüler Karl August Schwarz (1781–1853) die Kirche fertig, seit 1820 Bauinspektor des Pfinzkreises, der auch in seinen eigenen Entwürfen das Vorbild seines Lehrers mit Souveränität und Witz weitersponn. An der Kreuzkirche von Unteröwisheim (ev., 1825–28) gestaltete er jede Seite identisch mit Rundbögen und einem mittigen Eingang und unterbrach diese mathematische Operation nur an der Vorderseite durch einen Dachgiebel und den schlanken Turm. In Berwangen (ev., 1823/24) hatte er dieses Muster bereits mit einer rückwärtigen und gedrungeneren Turmform mit gedoppelten Schallfenstern erprobt. Noch weiter führte Schwarz das Spiel mit Bautraditionen an St. Nazarius in Adelshofen (ev., 1830–35).

Die mächtige Fassade deutet eine Basilika mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen an, doch dahinter verbirgt sich etwas Ande-

Karl August Schwarz, St. Nazarius, Adelshofen, 1830–35 (Foto: Ulrich Maximilian Schumann)

Heinrich Hübsch, evangelische Kirche, Zaisenhausen, 1834–36 (Fotos: Ulrich Maximilian Schumann)

res, Verblüffendes und zugleich Passendes: ein Halbrund, die klassische Form für einen Theater- oder Hörsaal.

Diese Variationsfreude, die Weinbrenner bei seinen Schülern und Mitarbeitern gezielt förderte, erzeugte im Kraichgau weitere Beispiele; nicht immer konnte die Urheberschaft eindeutig geklärt werden, zumal Mitglieder der Bauverwaltung in Karlsruhe, Mannheim oder Heidelberg von Amts wegen die Entwürfe lokaler Baumeister begutachten und gegebenenfalls korrigieren sollten. Der evangelischen Kirche in Fahrenbach (Karl (oder doch Friedrich?) Brenner, 1824–26) verleihen geschlossene Sandsteinmauern und ein gedrungener Säuleneingang einen gewichtigen Ausdruck. Gleich zwei Kirchen im Weinbrenner-Stil erhielt Zuzenhausen mit dem schlichten neuen Langhaus für die katholische (St. Sebastian, Baumeister Schäfer, 1825/26) und dem reich reliefierten Neubau für die evangelische Gemeinde (1826–31); letzteres stammt wie auch St. Nikolaus in Rettigheim (kath., 1823/24) vom Weinbrenner-Schüler und -Vertrauten Johann Thierry, damals Bezirksbaumeister in Heidelberg. Beide Pole vereint die Laurentiuskirche in Obrigheim (kath., Johann Ludwig Weinbrenner (oder Jakob Julius Greiff?), 1832): Gegenüber dem auffallend flächigen Langhaus sticht der Turm mit seinem doppelten Pyramidendach umso plastischer hervor.

Damit hatte die Weinbrenner-Schule ein Modell gefunden, das sich flexibel anwenden ließ und ebenso für die stückweise Erneuerung oder Erweiterung bestehender Bauten taugte, so für das neue Langhaus der Evangelischen Kirche in Aglasterhausen (Wilhelm

Frommel, 1806/07) oder den neuen Turm für diejenige in Königsbach-Stein (1818).

Doch schon bald fielen Neubauten aus diesem klar umrissenen Rahmen. Die evangelische Kirche von Zaisenhausen (1834–36) folgt mit ihrer steilen Doppelturmfassade aus Sandstein dem Vorbild eines mittelalterlichen Doms.

Auch die Details erinnern an solche der Epoche: der hoch zwischen den Türmen eingespannte Giebel, die Ornamentbänder und die gotischen Spitzbögen. Dies setzt sich im Innern in den hölzernen Altar- und Emporeneinbauten fort.

Es ist ein Werk des Architekten Heinrich Hübsch (1795–1863), damals Oberbaurat in der badischen Bauverwaltung und ab 1842 Baudirektor, der in seiner kunsttheoretischen Schrift »In welchem Style sollen wir bauen?« (1828) die Bedeutung von Material und Konstruktion betont und nicht etwa die gotischen, sondern die runden Bogenformen aus Romanik und Renaissance zum Vorbild erklärt hatte.

Diesem »Rundbogen-Styl« näher kommt seine evangelische Kirche von Gondelsheim (1838–42) mit ihrer breiten verputzten Fassade, die ursprünglich einen hohen Giebel mit Fensterrose besaß sowie eine dreibogige Vorhalle mit Empore und Figurenpaar, wie sie immer noch an Hübschs gleichzeitiger Kunsthalle in Karlsruhe zu finden ist. Der einzelne Turm tritt hier in den Hintergrund. Den Innenraum aber bildet statt der von ihm propagierten gemauerten Gewölbe ein hölzernes Gerüst, das Pfeiler, Emporen und Dachfläche zusammenbindet und so einen einzigen weiten Raum schafft. Auch Hübschs St.-Laurentius-Kirche in Kronau (kath., 1860/61) ist eine Saalkirche unter einer waagerechten Holzdecke, obwohl die Wandpfeiler in der steinernen Fassade eine Unterteilung in Haupt- und Seitenschiffe andeuten. Eine wirkliche Basilika entwarf er mit St. Cosmas und Damian in Bruchsal-Untergrombach (kath., 1863–67), was sich im Äußern an den abgetreppten Dächern und innen in einer aufwendigen, steinernen Gewölbekonstruktion zu erkennen gibt.

Eine so klare Linie wie in den Bauten der Weinbrenner-Schule ist an Hübschs Kirchen nicht ablesbar. Und doch besteht eine »familiäre« Verwandtschaft. Denn auch ihr Architekt war Schüler Friedrich Weinbrenners. Dessen fundierte Entwurfs- und Konstruktionslehre, die sich im jüngst rekonstruierten »Architektonischen Lehrbuch« nachlesen läßt, befähigte ihn zu der stilistischen und konstruktiven Freiheit.

Was also war es, was ihn von der »loyalen« Weinbrenner-Schule entfernte? In deren Entwürfen war das Motiv des einfachen Hauses allgegenwärtig, und es zeigt sich ebenso in Synagogen wie der noch erhaltenen in Sinsheim-Rohrbach (Friedrich Wundt, 1824/25), in Rathäusern wie in Eppingen (Karl August Schwarz, 1824/25) und Bad Rappenau (Christoph Arnold, 1839–41), oder auch in den dortigen Salinengebäuden (Friedrich Arnold, ab 1822).

Am freiesten konnte sich dieses Grundmotiv im repräsentativen Wohnhausbau entfalten. Im Schloss Schomberg, das Karl August Schwarz 1820–26 für die gräfliche Familie Degenfeld bei Gemmingen errichtete, bezeichnet ein rundes Treppenhaus mit Kuppel die Kreuzung von Raumachsen, welche als vier typische Wohnhausfassaden die Fassade durchstoßen.

Für Weinbrenner war ein Gebäude nicht zuerst Kirche, Synagoge, Rathaus, Schloß, Theater oder anderes, sondern ein Raum, in dem sich der Mensch auf natürliche Weise zurecht- und wiederfindet, was ihn zum Pionier modernen Entwerfens machte. Wie sich dieser Raum sogar über das Gebäude hinaus ausdehnt, zeigt eindrucksvoll das Ensemble in Wössingen, wo Weinbrenners Mitarbeiter

Karl August Schwarz, Schloss Schomberg, 1820–26
(Foto: Julian Hanschke)

Christian Theodor Fischer,
evangelische Kirche, Wössingen, 1817
(Foto: Ulrich Maximilian Schumann)

Christian Theodor Fischer nicht nur im Innern der evangelischen Kirche (1817–22) eine starke Raumwirkung erzeute, sondern sie mit dem Pfarr- und weiteren Häusern über eine lange Freitreppe zu einer körperlich erlebbaren Einheit verband.

Anders war für Heinrich Hübsch »die Kunst […] hauptsächlich Dienerin der Religion.« Mit diesen Worten begann seine erste Veröffentlichung »Über griechische Architektur« (Heidelberg 1822). Nicht das Haus, sondern die Kirche war demnach die Aufgabe, die auf alle anderen ausstrahlte. Von ihr erhoffte er sich die Inspiration für eine romantische Kunst, die Gefühle und Bekenntnisse auszudrücken im Stand war. Bezeichnenderweise steht selbst im Zuchthaus von Bruchsal (1841–48) eine Kapelle in der Mitte und bestimmt von dort aus das Aussehen des gesamten Komplexes.

Jedes von Hübschs Gebäuden ist eine individuelle Komposition aus Materialien, Proportionen, Konstruktionen, Ornamenten und Kunstwerken, die er für jedes Bauwerk neu zusammenstellte, um dem Ort eine unverwechselbare Identität zu verleihen, selbst wo er damit seiner viel zitierten Theorie eines »Rundbogen-Styls« widersprach. Wichtiger als dieser treu zu bleiben, war es auch ihm, gleich seinem Lehrer Friedrich Weinbrenner und doch unter anderen Vorzeichen, mit seinen Bauwerken dem Menschen eine geistige und seelische Heimat zu geben und hierfür die wirkungsvollsten Formen, Materialien und Bilder zu finden.

Anschrift des Autors:
Dr. Ulrich Maximilian Schumann
Friedrich-Weinbrenner-Gesellschaft e. V.
Siegenweg 6
76456 Kuppenheim
E-Mail: post@wbge.de

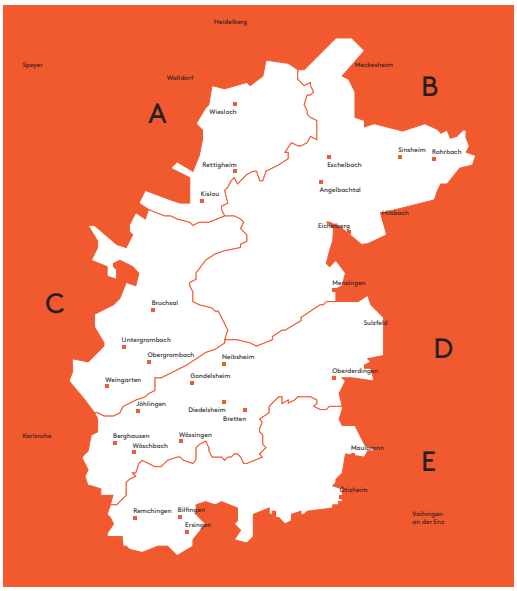
Auf architektonischer Entdeckungsreise zwischen Neckar und Rhein

Das Auszeichnungsverfahren »Baukultur Kraichgau«

Simone Kraft

Die gebaute Umwelt prägt die menschliche Lebenswelt auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. Eine bewusste Auseinandersetzung mit ihr ist wesentlich für ein gelungenes zukünftiges Miteinander. Wie gehen wir mit unserer Baukultur um? Das 2018 neu initiierte Auszeichnungsverfahren »Baukultur Kraichgau« hat beispielgebende Architektur im Kraichgau aufgespürt, um sie der Öffentlichkeit vorzustellen.

Der Kraichgau – ein ländlicher Raum, der sich von Mauer über Wiesloch nach Bruchsal, von Pfinztal bis nach Ispringen und Ötisheim, von Maulbronn über Bretten nach Sulzfeld und Neckarbischofsheim erstreckt und von der Nähe zu den urbanen Zentren Karlsruhe, Heidelberg und Pforzheim lebt, allerdings auch in ihrem Schatten steht. Das selbst ernannte »Land der 1000 Hügel« wird von vielfältigen Facetten geprägt. Weinbau und Landwirtschaft zeichnen die Kulturlandschaft ebenso aus wie sein baukulturelles Erbe, Burgen sind hier ebenso zu finden wie charakteristische landwirtschaftliche Bauten. Historisch gewachsene Ortschaften weisen einen mannigfaltigen Gebäudebestand auf. Was geschieht mit diesem architektonischen Bestand, wie wird weitergeplant, wo wird saniert? Wo liegen bauliche Potenziale? Wie steht es um die Baukultur im Kraichgau?



Die Gebietskulisse des Auszeichnungsverfahrens »Baukultur Kraichgau«

Das Auszeichnungsverfahren – warum eigentlich?

Hier setzte das Auszeichnungsverfahren »Baukultur Kraichgau« an, das der Kammerbezirk Karlsruhe der Architektenkammer Baden-Württemberg und das Regierungspräsi-

dium Karlsruhe im Rahmen der Landesinitiative Baukultur Baden-Württemberg, mit Unterstützung des Ministeriums für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, 2018 gemeinsam ausgerufen haben.* Ziel der Initiatoren war es, beispielgebende Projekte und Planungen in Kraichgau-Gemeinden aufzuspüren und zu würdigen. Die ausgezeichneten Bauvorhaben sollten einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt und der Blick dabei besonders auf die ortstypischen Bautraditionen und -materialien gelenkt werden, um Wege für deren zeitgemäße Interpretation und Fortführung aufzuzeigen. Denn auf diese Weise kann das Bewusstsein für die Bedeutung guten Planens und Bauens im Alltag geschärft werden. Gelungene Beispiele und innovative Konzepte geben Anregungen für die Praxis und ermutigen auch andere Bauherren und Bauherrinnen, baukulturell hochwertige Lösungen anzustreben.

Und in der Tat – die Resonanz auf den Aufruf zur Teilnahme am Auszeichnungsverfahren »Baukultur Kraichgau« übertraf alle Erwartungen. Fast 100 Projekte wurden eingereicht, die Jury war beeindruckt von der Vielfalt an gelungenen Ideen. Die Bandbreite reicht von gelungenen Um- und Anbauten historischer Bestände bis hin zu Neubauten, die selbstbewusst in alten Gemeinden mit einer eigenen authentischen Formensprache auftreten – etwa verschiedene Kirchenbauten oder Wohn- und Geschäftshäuser.

Was ist Baukultur? Facetten baukultureller Highlights im Kraichgau

An dieser Stelle fragt sich der architektonische Laie – und sicher nicht nur er –, was sich hinter dem Begriff der Baukultur konkret verbirgt. In der Tat lässt er sich schwer fassen, die Definitionsansätze sind zahlreich und oft auch von subjektiven Perspektiven geprägt. Die Herangehensweisen sind vielfältig, die Konzepte dahinter divers. Fest steht allerdings: Baukultur ist eine Haltung, die uns alle betrifft. Denn Bauen ist Kultur. Gebautes prägt die menschliche Lebenswelt auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte. Damit geht auch eine große Verantwortung einher. Baukultur ist Kulturgut. Eine bewusste Auseinandersetzung mit der Umwelt, der gebauten ebenso wie der natürlichen, ist wesentlich für eine gelungenes zukünftiges Miteinander. Wie gehen wird damit um?

Dabei umfasst Baukultur weit mehr als das architektonisch Gestaltete. Sie reicht über die Wertschätzung traditioneller oder aktueller architektonischer Leistungen, über Fragen des Stils und der Ästhetik hinaus. Ebenso geht es um Städtebau, Ortsplanung, um Kunst am Bau und lebenswerte öffentliche Räume. Eine

Das von der Stadt Bruchsal mit großer ehrenamtlicher Unterstützung sanierte Schuhmacher-Rill-Haus aus dem 19. Jahrhundert (Foto: Wolfgang Seifert, Stadt Bruchsal)

intelligent gestaltete Baukultur ist Chance und Herausforderung zugleich – die sich an Beispielen am bildhaftesten nachvollziehen lässt.

Gelungen ist etwa die Sanierung des Schumacher-Rill-Hauses in Bruchsal. Das kleine Häuschen in Alt-Bruchsal aus dem 19. Jahrhundert war ausgesprochen marode, stand jedoch nicht unter Denkmalschutz. Was also tun? In einer engagierten Zusammenarbeit der Bruchsaler Verwaltung mit Handwerksfirmen und der örtlichen Volksbank wurde das Schumacher-Häuschen soweit wie möglich erhalten und saniert, die originalen Raumeindrücke sollten erlebbar bleiben, während zugleich neue Bauteile ablesbar würden. So wurde aus dem liebevoll sanierten Bauwerk ein historisches Dokument von Arbeiten und Wohnen unter einem Dach.

Ähnliches Engagement für historische Bausubstanz lässt sich auch in anderen Orten im Kraichgau beobachten – und wurde von der Jury des Auszeichnungsverfahrens mehrfach honoriert. Erwähnenswert sind verschiedene landwirtschaftliche Bauten – Tabakscheunen und Keltern etwa –, die von Privatpersonen instandgesetzt wurden, und der Bürgerbahnhof Sulzfeld, der in einem eindrucksvollen bürgerschaftlichen Kraftakt vor dem Verfall gerettet wurde: Durch den Verkauf von Genossenschaftsanteilen in der Bevölkerung und den unermüdlichen Einsatz ehrenamtlicher Helfer wurde das Gebäude saniert. Heute wird es als Begegnungsstätte und Bürokomplex genutzt und nach wie vor von der Bürgergenossenschaft betrieben.

Das Auszeichnungsverfahren – die Fakten

Gelungene Baukultur erschöpft sich natürlich nicht im Umgang mit historischer Bausubstanz. Auch und gerade neue Bauvorhaben bieten hier eindrucksvolle Möglichkeiten. So sind es etwa oft auch private Bauherrschaften, die mutige Wege gehen. »Blossom« in Pfinztal-Berghausen ist ein Beispiel für so eine private Entscheidung. Auf einem Grundstück, auf dem bereits das Wohnhaus der Bauherren steht, sollte ein zusätzlicher vermietbarer Neubau entstehen. Die sensible Zusammenarbeit mit Milla Architekten ließen ein Haus entstehen, das von klar ablesbaren Elementen aus Stahl, Holz und Beton geprägt wird, geleitet von der Frage: Wie kann in einem

Die 2008 im Innern zur Wohnfläche ausgestaltete Tabakscheune Neibsheim aus den 1940er Jahren (Architektur: Florian Blümig, Bretten, Fotos: Josephine Unterhauser)

kleinen Raum ein geborgenes Wohngefühl entstehen – und zugleich Weite und Klarheit erzeugt werden? Der Name selbst stammt übrigens von einer Idee der Bauherrin, die von einer Blumenwiese zwischen Alt- und Neubau träumte, vom Wohnen im Grünen.

Der Bürgerbahnhof in Sulzfeld – im Original 1879 errichtet, umgestaltet 2012 (Architektur: Christoph Zehender, Sulzfeld, Foto: Bürgerbahnhof Sulzfeld eG)

Eingereicht werden konnten im Auszeichnungsverfahren Projekte und Konzepte zeitgemäßen Planens und Bauens, die in den Jahren 2008 bis 2018 entstanden sind. Erwünscht waren dabei ebenso Gebäude privater Bauherren wie Projekte aus den Bereichen Orts- und Freiraumplanung, Wohnen, Gewerbe, öffentliche Einrichtungen, Tourismus, Landwirtschaft und Weinbau. Teilnahmeberechtigt waren private und öffentliche Bauherren sowie Architekten, Ingenieure, Innenarchitekten, Stadtplaner und Landschaftsarchitekten, wichtig war nur, dass die eingereichten Projekte innerhalb einer Gebietskulisse von 40 Gemeinden in den Landkreisen Karlsruhe, Enz- sowie Rhein-Neckar-Kreis entstanden waren.

Gesucht wurde, so verlautete es die Ausschreibung, nach standorttypischen Lösungen in zeitgemäßer Architektur für Landschaft und Siedlungsstruktur, nach funktionsbegründeter Gestaltung, die heutigen Nutzungsbedingungen entspricht, nach energie- und ressourcenbewussten, flächen- und kostensparenden Konzepten sowie nach baulichen Ausführungen unter Beachtung regionaltypischer Materialien und Handwerkstraditionen und dem Einsatz innovativer und intelligenter Techniken. Zudem waren auch Bauvorhaben, die ein förderliches Umfeld für ein soziales Miteinander und kulturelles Leben in ihrem Ort schaffen, gefragt. Diese Kriterien wurden auch den Beurteilungen der Jury zugrunde gelegt.

Außerdem – und dies war eine erstmalige Neuerung in Auszeichnungsverfahren regionaler Baukulturinitiativen, wie sie etwa schon für den Schwarzwald durchgeführt wurden – konnten auch Konzepte und noch nicht realisierte Planungen für Vorhaben von Kommunen oder öffentlichen Trägern wie Kirchen und Verbände für städtebauliche Gesamtkonzepte und öffentliche Bauvorhaben eingereicht werden.

Die Veranstalter freuten sich besonders, dass durch diese neu eingeführte Kategorie ein solches Planungsvorhaben eigens initiiert wurde: Die Gemeinde Oberderdingen, die dringend günstigen und qualitativ hochwertigen Wohnraum benötigt, hat gemeinsam mit dem Karlsruher Architekten Falk Schneemann ein Konzept für ein Gebäudeensemble am Ortseingang definiert, das bewusst mit der charakteristischen Landschaft des Kraichgaus arbeitet. Ziel des Architekten war es, einen Duktus zu finden, der zur Ba-

Im Jahre 1701 wurde die Kelter der Gemeinde Ötisheim erbaut und 2010 umfänglich saniert (Architektur: weinbrenner.single.arabzadeh. architektenwerkgemeinschaft, Nürtingen, Stuttgart, Fotos: Gerd Jütten)

lance zwischen Städtischem und Ländlichem passt. In diesem Sinne hat er eine Siedlung von fünf schlanken Bauvolumen entworfen, die die Landschaft in ihrer Höhenentwicklung nachzeichnen und dabei den Bruch zur schon bestehenden Bebauung vermeiden. Zudem soll bewusst mit regional verfügbaren Baustoffen gearbeitet werden, die gut altern, und sich so in die Region einfügen. Das Projekt soll Ausdruck von einfachem, aber qualitativ hochwertigem Bauen werden – ein vielversprechender Beitrag für einen verdichteten Mietwohnungsbau im ländlichen Raum. Die Planungen zur Realisierung laufen derzeit an.

Die Entscheidung des Auszeichnungsverfahrens

Die Entscheidung der vielköpfigen Preisjury – besetzt mit Vertretern aus Architektur, Verwaltung, Tourismus, Weinbau und Handwerk – wurde im März 2019 in feierlichem Rahmen bei einem Festakt im Regierungspräsidium Karlsruhe verkündet, wo die Preisträger ihre Urkunden und Plaketten erhielten: 25 Auszeichnungen und 32 Würdigungen wurden vergeben. Die prämierten Objekte werden im Laufe des Jahres 2019/20 in einer Wanderausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt und an mehreren Orten im Kraichgau präsentiert. Zudem werden weitere begleitende Veranstaltungen angestrebt. Die mit dem Auszeichnungsverfahren geschaffene Aufmerksamkeit für die besondere Baukultur im Kraichgau soll auch weiterhin erhalten bleiben. Architekten, Bürgermeistern, Investoren und Entscheidern vor Ort sollen dabei unterstützt werden, sich immer wieder für die gebaute Umwelt einzusetzen. Zudem gilt es, das

Die Weinbrenner-Kelter in Kämpfelbach stammt aus dem Jahre 1808 und wurde 2014 im Auftrag der Gemeinde saniert (Architektur: morlock. architekten + generalplaner, Königsbach-Stein, Foto: Frank Morlock)

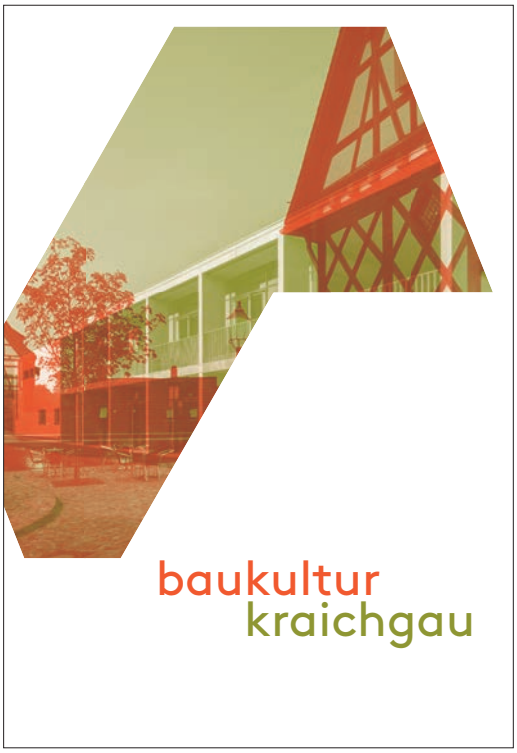
Bewusstsein der Bürger und Bürgerinnen für die besondere Bedeutung ihrer gebauten Umgebung zu schärfen. Denn die Qualität dessen, was wir heute bauen, prägt eine Region über Jahrzehnte. Wichtig ist, sich nicht auf dem Erreichten auszuruhen, sondern es aktiv weiter zu gestalten.

Vorgestellt wurde am Abend der Preisverleihung auch der »Baukulturführer Kraichgau«, in dem die Beiträge des Auszeichnungsverfahrens zusammengefasst werden. Die Publikation lädt ein, den Kraichgau baukulturell näher kennenzulernen. Fünf regionale Routen führen auf eine architektonische Entdeckungsreise zwischen Neckar und Rhein. Bereichert werden die vorgestellten Bauten mit einem Blick hinter die Kulissen – durch Interviews mit Architekten und Bewohnern, mit Bauherren und Juroren, mit Bürgermeistern und Projektbeteiligten.

Anmerkungen

* Baukultur Kraichgau. Auszeichnungsverfahren, hg. v. Architektenkammer Baden-Württemberg, Kammerbezirk Karlsruhe; Regierungspräsidium Karlsruhe; Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, Karlsruhe 2019, ISBN 978-3-00-062138-3. Weitere Informationen unter akbw.de/baukultur-kraichgau.html

Anschrift der Autorin:
Dr. Simone Kraft
Architekturschaufenster Karlsruhe
Stuttgarter Straße 41
76137 Karlsruhe
E-Mail: simone.kraft@gmail.com



baukultur
kraichgau

Logo und Titelseite der verfahrensbegleitenden Publikation »Baukultur Kraichgau«.

Die Durchführung und Finanzierung des Projektes unterlag dem Kammerbezirk Karlsruhe, der Architektenkammer Baden-Württemberg, dem Regierungspräsidium Karlsruhe und dem Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg, Landesinitiative Baukultur.

Gegenwart und Perspektiven des Tourismus im Kraichgau

Christina Lennhof

Ein umfangreiches Kulturerbe, handverlesener Genuss und abwechslungsreiche Wander- und Radtouren: die Landschaft lieblich, geprägt vom Wein- und Ackerbau, von Streuobstwiesen, vom Wald und vielen kleinen Fachwerkdörfern. Hier ist das Radfahren, erst recht mit E-Motor, und das Wandern ein Genuss. An den vielen Besenwirtschaften kommt keiner vorbei. Authentisch einkehren, mittendrin sein und gelebte Gastfreundschaft genießen. Das ist das Land der 1000 Hügel.

Der Deutschland-Tourismus boomt. Das eigene Land wird seitens seiner Bewohner immer mehr geschätzt, besucht und entdeckt. Gerade erst wurde Deutschland vom weltbekannten Reiseführer »Lonely Planet« zu den zehn Top-Destinationen 2019 gekürt. Im neuen Buch »Lonely Planets Best in Travel 2019« belegt Deutschland den zweiten Platz. Ob Tagesreisen oder längere Aufenthalte – unsere Heimat Deutschland ist »in«. Seit Jahren verkündet auch das Land Baden-Württemberg steigende Übernachtungszahlen und dies gilt natürlich auch für den Kraichgau – oder wie die touristische Bezeichnung dieser Destination genau lautet: »Kraichgau-Stromberg«, denn touristisch gesehen reicht diese Region im Osten bis zum Neckar und im Süden bis zur Enz – also weit in das Württembergische hinein. Und das ist gut so, denn Grenzen sind im Tourismus eher hinderlich.

Der Kraichgau-Stromberg

Zwei Regionen: Baden *und* Württemberg, fünf Landkreise: der Enzkreis, Kreis Karlsruhe, Kreis Ludwigsburg, Kreis Heilbronn und der Rhein-Neckar-Kreis, 34 Kommunen, drei touristische Partner (der Erlebnispark Tripsdrill, das Technik Museum Sinsheim, und der Zusammenschluss »Die Landgastlichen«), zwei Zielgebietsagenturen (das 3B-Land und der Neckar-Zaber Tourismus), zwei Weinbaugebiete: Baden *und* Württemberg, ein Naturpark: der Naturpark Stromberg-Heuchelberg, eine LEADER-Region: die Gebietskulisse Kraichgau und ein UNESCO-Weltkulturarbe, das Kloster Maulbronn. Das sind die groben Eckdaten der Tourismuskulisse Kraichgau-Stromberg. Der großen Vielfalt entspricht auch ein umfangreiches Kulturerbe, geprägt durch einen komplizierten

Weinland Kraichgau-Stromberg
(Foto: Carsten Götze/Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

Geschichtsverlauf und den Einfluss verschiedenster Völker.

Der Gast erlebt hier eine unaufgeregte Region mit einem großartigen Genuss- und Kulturangebot, welches sich aber nicht aufdrängt. Es will entdeckt werden, dieses Land der 1000 Hügel. Man kommt zur Ruhe, findet seine Mitte. Kaum einer hat das Gefühl, welches man als Gast hier spüren kann, besser beschrieben als der Karlsruher Autor Johannes Hucke in seiner »Gebrauchsanweisung Kraichgau-Stromberg« für das vom Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V. herausgegebene Magazin »Handverlesen«:

»Komm, setz dich. Da, auf die Stufen, die zu dem Hüttchen führen. Zu beiden Seiten wachsen Reben, dazwischen Gras. Apfelbäume, Nussbäume. Weiter unten, über der Weißdornhecke ragt ein Kirchturm hervor. In der Ferne ein Wäldchen. Dahinter ein Höhenzug – Schwarzwald, Odenwald? Du hast die Orientierung verloren. Zum Glück! Genau das hast du gebraucht. Und Ruhe.

So. Was hast du dabei? Ein Pfundbrot. Ziegenkäse, frisch aus Oberderdingen. Ein Fläschchen Wein, nix Besonderes, aber passend zur Vesper. Du schneidest das Brot wie deine Oma, freihändig. Während du dich dem Schmause hingibst, zieht ein alter Mann auf dem Feldweg an dir vorüber.

Nichts da von wegen: ›Raus aus dem Weinberg!‹ Im Gegenteil, er nickt dir zu.

Und er murmelt etwas in der Art: ›So isch richtig.‹ Dann lässt er dich in Ruhe. Das hat schon lange keiner mehr getan. Später packst du deine Sachen und wanderst in den Ort hinunter. Auf dem Etikett stand, dass der Winzer sein Weingut um die Ecke hat. Du lernst ihn kennen. Probierst ein paar Weine. Und bestellst zwei, drei Kistchen. Darüber wird es Abend. Du hast schon wieder Hunger. Der Winzer gibt dir zwei Tipps: die Besenwirtschaft des Kollegen ist noch geöffnet. Du glaubst dich zu verhören, als er sagt: ›Probieren Sie mal dem seinen Weißburgunder. Isch besser wie meiner.‹ Die zweite Empfehlung gilt einem Landgasthof.

Nein, heute soll es der Besen sein! Kaum hast du dich hingesetzt, gehörst du dazu. Du bestellst dir etwas zu essen, wovon du noch nie gehört hast. Der Weißburgunder regionalisiert deine Trinkvorlieben für immer. Von den Tischgenossen erfährst du, wie man hier lebt. Auf dem Weg in die Pension – wer würde nach einem solchen Abend schon nach Hause fahren? – überlegst du dir, ob das Erlebnis wiederholbar sei. Ist es. So funktioniert der Kraichgau. Und der Stromberg. In Baden wie in Württemberg. Genauso. Hand drauf.«

»Sanfte Hügel, starkes Land …«

Die touristischen Programme bieten große Auswahl: Von Kanufahrten auf dem Neckar bis Gesundheitstraining im Wellnesspark. Die

Wandern in den Steillagen von Rosswag (Foto: Ulrike Klumpp/ Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

Wandern rund um den Michaelsberg in Bruchsal (Foto: Ulrike Klumpp/ Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

Badische Weinstraße und die Württemberger Weinwege schlängeln sich durchs ganze Land der 1000 Hügel. Themenwege führen auf einer Zeitreise Jahrhunderte zurück – wie der Eppinger Linien-Weg in die kriegerische Barockzeit, als man sich mit Chartaques und Schanzgräben gegen den imperialen Nachbarn schützte.

Und auf dem Waldenser Weg lässt sich die Historie der hugenottischen Glaubensflüchtlinge aus Frankreich nachempfinden; diese haben übrigens die ersten Kartoffeln in die Region eingeführt.

Die Landschaft ist lieblich, geprägt vom Wein- und Ackerbau, von Streuobstwiesen und vom Wald und vielen kleinen Fachwerkdörfern. Rasante Single-Trails für Mountain-Biker oder sportliche Wandertouren mit etlichen Höhenmetern findet man hier vergebens. Hier ist denn auch das Radfahren, zumindest mit E-Motor, und das Wandern ein Genuss. An den vielen Besenwirtschaften kommt keiner vorbei. Authentisch einkehren, mittendrin sein und gelebte Gastfreundschaft genießen. Auch das ist ganz typisch.

Fachwerk aus großen Bau-Epochen lässt sich bewundern – Orte an der Deutschen Fachwerkstraße wie Vaihingen und Eppingen, Bietigheim und Besigheim bewahren die architektonischen Jahrhundert-Schätze. Kirchen und Kapellen hüten die Werke der Künstler von Mittelalter bis Moderne. Es ist ein Land voller Kultur und Lebensfreude: Von Wallfahrt bis Wellness reicht die Bandbreite der Möglichkeiten.

Doch neben Kulturell-Originalem gibt es auch Pfiffig-Originelles: Museen der Zuckerbäcker und Schnapsbrenner, Sammlungen für Bügeleisen und ein Museum für über 4000 Nägel, einzig in Europa. Rittergeschlechter haben über hundert Burgen, Schlösser und Herrenhäuser hinterlassen – darunter sind große Namen wie Sickingen, Neipperg und Göler von Ravensburg.

Und in die Erlebnis-Region locken Deutschlands ältester Freizeitpark Tripsdrill und Welt-Attraktionen im Technikmuseum Sinsheim oder der Hardtsee mit viel Wasserspaß, Enz und Neckar mit Kanutouren und auch Naturgesundes wie das Thermarium mit

seinem »Toten Meer im Kraichgau«, der Salzgrotte in Bad Schönborn.

Das Land der 1000 Hügel hat mehr als tausend Möglichkeiten: Wald und Wiesen, Weingärten und Felder, Seen und Flüsse, Hügel und Bauernland, Kultur-Ereignisse und Natur-Erlebnisse. Die »deutsche Toskana« ist nicht nur eine liebenswerte Übertreibung von Freunden der Region. Und alles ist auf kurzen Wegen erfahrbar. Kraichgau-Stromberg ist ein erfolgreiches »Modell Baden-Württemberg« – schön, sehenswert und weit mehr als nur eine Reise wert!

Leidenschaften

Leidenschaft Wandern: Selbst Einheimische entdecken immer wieder kaum begangene Feld- und Hohlwege. Das liegt an der Mischkultur, aber auch an der Historie. Grenzen wurden immer wieder verschoben – mal nach hier, mal nach da. Für den Wanderer von heute ein Traum. Wie von einem überirdischen Landschaftsgärtner angelegt, offenbaren die Wege alle Augenblicke überraschende Aussichten. Seit diesem Jahr sind nahezu 190 Rundwanderwege mit einer einheitlichen Beschilderungssystematik versehen.

Leidenschaft Radfahren: Klar, hier ist Hügelland. Aber kein Gebirge. Und wer einmal ins Schnaufen kommt, den erwarten Ausflugsschänken und Besenwirtschaften. Die Anleitung zu einem gelungenen Radurlaub im Land der 1000 Hügel erhält man in Form einer kostenlosen Radkarte mit 28 Touren und 14 Fernradwegen – und wird so ganz schnell zu einem ambitionierten Hügelradler.

Leidenschaft Wein: Ins Auge fallen erst einmal die unzähligen Rebhänge, die zum badischen Kraichgau oder zum württembergischen Stromberg gehören. Hier, im Weinsüden, sind beide Weinbaugebiete heimisch. Daher auch zahlreich die vielen Weinfeste und Weinmärkte, Besenwirtschaften und Weinausschankstellen, Weingüter und Vinotheken. Irgendwo gibt es immer ein hervorragendes Tröpfchen in Weiß, Rosé oder Rot. Denn zum Wein führen hier alle Wege.

Leidenschaft Kultur: Ob die Kunstsammlung Jutta und Manfred Heinrich in Maulbronn, das Theodor-Heuss-Museum in Brackenheim oder die Städtische Galerie in der malerischen Altstadt Bietigheims – Kultur auf Schritt und Tritt zeugt von einer bedeutenden Vergangenheit und einer spannenden Gegenwart des Kraichgau-Stromberg. Über 100 kleine feine Museen gibt es hier. Darunter kulturelle Kostbarkeiten und Kurioses. »Originell, liebevoll, geschichtsträchtig und erlebnisreich«, so beschreiben die Besucher die Vielzahl der Museen der Region.

Dazu viele Burgen und Schlösser. Zwei Highlights sicherlich das Barockschloss Bruchsal und das UNESCO-Weltkulturerbe Kloster Maulbronn. Und dazu die vielen kleinen Fachwerkstädtchen.

Leidenschaft Wohnmobil: Das Reisen mit dem Wohnmobil ist für viele die große Freiheit. Entlang der Badischen Weinstraße oder der Württemberger Weinwege, der deutschen

Schloss Bruchsal, einzige geistliche Barockresidenz am Oberrhein (Foto: SSG)

Kloster und Klosterlandschaft Maulbronn. (Foto: LMZ)

Fachwerkstraße oder weiterer Themenrouten: Wohnmobilfans kommen hier voll auf ihre Kosten. Noch schöner ist es, wenn sich der Stellplatz direkt hinter der Besenwirtschaft befindet, dann darf es auch einmal ein Viertele mehr sein.

Der Kraichgau-Stromberg wird sinnlich

Der Kraichgau-Stromberg ist eine Region, die mit allen Sinnen erfahrbar ist. Spüren, sehen, schmecken, hören, riechen – ob es nun der Wein ist, die fantastische bodenständige Küche, die Ruhe, die Kultur, die Naturlandschaft oder die Begegnungen. »Spürst Du das auch!«: So wird ab diesem Jahr der touristische Dachverband die Kommunikation gestalten und sich als Region mit allen Sinnen präsentieren. Ein modernes, reduziertes Logo wird das neue Profil unterstützen.

Doch auch wenn der Tourismus immer im Zusammenhang mit dem Gast gesehen wird – Tourismus schafft begehrten Lebensraum. Denn die Bewohner der Region profitieren nicht nur wirtschaftlich vom Tourismus. Die Kultur- und Freizeiteinrichtungen, Restaurants sowie die Events und Veranstaltungen in der Region verbessern den Freizeit- und Erholungswert für sie erheblich. Darüber hinaus steigert der Tourismus die Attraktivität als Wirtschaftsstandort: Bei der Ansiedlung von Unternehmen ist der hohe Freizeitwert ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Standortentscheidung. Die touristische Nachfrage nach Infrastrukturen und Dienstleistungen im Ort ist ökonomisch für die Aufrechterhaltung zahlreicher Einrichtungen der Daseinsvorsorge unverzichtbar und daher für die Funktionstüchtigkeit der Kommunen von höchstem Stellenwert.

Anschrift der Autorin:
Christina Lennhof
Kraichgau-Stromberg
Tourismus e. V.
Melanchthonstraße 3
75015 Bretten
E-Mail: lennhof
@kraichgau-stromberg.de

Slow Wine

Der Kraichgau und die Chancen der Kleinteiligkeit

Johannes Hucke

Lange hat es gedauert, bis dem Kraichgauer Wein die verdiente Aufmerksamkeit zuteil wurde. Buchautor Johannes Hucke schildert die Möglichkeiten des Weinbaus in der Mischkultur, stellt innovative und traditionelle Betriebe vor und verortet die Chancen, aus den Ressourcen eine Genusslandschaft zu entwickeln. Zentrale Rolle spielen Lagenpotenzial, Winzergenossenschaften und Gastronomie. Fünf Jahre lang hat der Verfasser vor Ort recherchiert, bis er das »Kraichgau Stromberg Weinlesebuch« vorlegte und für den SWR durch das »Unentdeckte Weinland Kraichgau« führte.

Wären die deutschen Weinbaugebiete eine Schulklasse, so käme dem Kraichgau die Rolle der liebenswerten Chaotin zu: meist ein bisschen unstrukturiert, aber immer voller Einfälle – und natürlich bildhübsch. Dass es länger gedauert hat, all die Begabung und Schönheit über die Gebietsgrenzen hinaus bekannt zu machen, liegt in der Geschichte begründet, aber auch in der Geomorphologie: Kein Identität stiftender Strom schlängelt sich durch die Landschaft, das namengebende Fließgewässer ist ein Bächlein namens Kraich. Manche deuten diesen Begriff als keltisches Wort für Lehm … womit wir wieder beim Weinbau wären. Dieser findet größtenteils im Patchwork-Verfahren statt, hie ein Wingert, dort ein Wengert, selten mal eine dominante Großlage. Darum musste man hier stets ganz anders vorgehen als an Rhein und Mosel, sowohl weinbau- als auch vermarktungstechnisch. Befragt man die Aktivisten nach dem Prozess, bis nach Jahrzehnten endlich ein Schild »Weinland Kraichgau« an der Autobahn aufgestellt wurde, vernimmt man Stöhnen und Ächzen.

Bereits im wenige Kilometer entfernten Heidelberg wurde vor weniger als einer halben Generation die schiere Existenz von

Reben und Trauben im Land der 1000 Hügel
(Foto: Carsten Götze/Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

Kraichgauer Wein noch energisch bezweifelt. Der Verfasser dieser Zeilen, als er im Herbst 2007 zu einer umfangreichen Probe auf eine Terrasse in der Weststadt einlud, sah sich dem Verdacht der Lüge ausgesetzt – als die ungemeine Qualität der gereichten Erzeugnisse offenbar wurde. Dieser Weißburgunder *durfte* einfach nicht aus Michelfeld stammen, jener Spätburgunder keinesfalls aus Malsch!

Fünf Jahre lang hatte die Expedition zwischen Gemmingen, Rauenberg, Karlsruhe gedauert, meist zu Fuß, da andernfalls viel zu viele Geschichten, Genüsse, Gerichte dem Forscher entgangen wären. Es existierte seinerzeit nicht einmal eine Auflistung sämtlicher Weinbaubetriebe. Die Recherche geschah auf Zuruf: »Im nächsten Dorf wohnt auch ein Winzer.« – »Ehrlich? Und wie komm ich da hin?« – »Wandern. Oder halt, ich fahr dich.« Es war wie im 19. Jahrhundert …

Bis auf wenige Ausnahmen war Kraichgauwein früher Bauernwein, Haustrunk. Was nicht bedeutet, dass die Bauern den vergorenen Traubensaft selbst getrunken hätten; über Jahrhunderte blieb das Getränk des Kraichgaus der Most: aus Äpfeln, Birnen, Quitten. Und wenn sonst noch ein Obst übrig war, kam es auch noch mit hinein. Trauben, immer schon aufwändiger zu pflegen und demzufolge kostbarer als andere Früchte, wurden meist abgeliefert: in die Klöster, an schlecht zahlende Weinhändler, an die kärglich vertretene Gastronomie. Den Mägden und Knechten blieb etwas anderes übrig, man liest es mit Grausen: Der Trester wurde mit Wasser versetzt und abermals zum Gären gebracht. Für die dünne Brühe, die daraus gewonnen wurde, existieren verschiedene Ausdrücke. »Gesindewein« ist einer der harmlosesten …

Ausnahmen gab es freilich immer, worunter die Ravensburg am höchsten hervorzuheben ist. Die Familie Göler, eine der ältesten Weinbau treibenden Familie der Welt, erkannte bereits im Mittelalter das enorme Potenzial um Sulzfeld herum. Gleich drei nobel beleumundete Einzellagen finden sich unter der Burg: Husarenkappe, Löchle und Dicker Franz. Inzwischen ward das Weingut mit dem der Heitlingers aus Tiefenbach vereint. Die haben ihre eigene Geschichte, Kraichgau-typisch bis ins Detail: Noch in den Achtzigern baute man für die Burschen der Metzgerei an. Dann kam ein Weinkenner und bestaunte die Qualität, es folgte ein Investor – und alles war anders.

Mit dem Heranwachsen zweier neuer Generationen hat sich auch im Kraichgau jede Menge verändert – nur die Kleinteiligkeit blieb, mittlerweile das Pfund, mit dem gewuchert werden kann. Masse war zwischen Neckar und Enz kaum wo möglich, es sei denn, man kippte zusammen, was die unterschiedlichen Weingärtchen hergaben. Aus dieser Zeit stammt noch der (veral-

Weinlese im Kraichgau
(Foto: Christian Ernst/Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

tete) Ruf der Winzergenossenschaften – wie unfair! Taten sie doch ihr Bestes, um den ungeheuren Nachkriegsdurst zu stillen. Und auf einmal hieß es: »Die machen ja Menge, wo bleibt die Qualität?« Nun, auch die Genossen schicken ihre begabtesten Mitglieder längst nach Geisenheim, Weinsberg, Neustadt, wo sie Fachkenntnisse erwerben, die früher nicht mal dem Bruder Weinmönch im Kloster Odenheim zu Gebote standen.

In den späten 1980er Jahren war es, im Anschluss an die rufschädigenden Weinskandale, da die Pioniere auszogen, um in der Welt und auf der Weinbauschule neu zu lernen, wie man in Weinberg und Keller anders, qualitätsorientiert zu Werke geht. Längst ist die nächste Generation nachgerückt … und auf einmal gilt der Nachteil von einst – der winzige, irgendwo zwischen Mais und Streuobstwiese versteckte Rebhang – als Besonderheit. Monokultur? Aber doch nicht im Kraichgau! Wer sich ein bisschen auskennt, ahnt sofort, dass weit auseinanderliegende Weinberge mehr Arbeit bedeuten. Viel mehr Arbeit. Um einen knappen Hektar zu bestellten, lohnt es sich kaum, riesige Maschinen heranzukarren. Vom Obstbaum nebenan droht schon die Kirschessigfliege. Und die fröhlichen Wanderer freuen sich ebenfalls über reife Träubchen, ungeachtet der Tatsache, dass drei Reihen weitaus schneller leergefressen sind als eine Vollernter-Fläche irgendwo in Rheinhessen …

Trotzdem, sie kriegen es hin, all die jung gebliebenen und allerjüngsten Kraichgau-Winzerinnen und -winzer! Um auf das Bild von der Schulklasse zurückzukommen: Unsere temperamentvolle, sympathische Kraichgauerin hat sich längst emanzipiert. Vom Schnösel-Verdacht, unter dem der Mitschüler von der Mosel zwei Reihen vor ihr grundsätzlich steht, ist sie ebenso frei wie von der Großsprecherei des Pfälzer Sitznachbarn (»Mei Huxelreb is' de beschte Woi uff de Welt!«). Bald kommt sie ins heiratsfähige Alter; wohl dem, der ihre Gunst gewinnt!

Cultura mista. Am grünen Rand der Welt

Bereits vor 200 Jahren bemerkte der Dichter Nikolaus Lenau den Unterschied zwischen dem Weinbau in Württemberg und anderswo; die straffere Organisation und höhere Effizienz missbehagte dem Romantiker, der sich Landwirtschaft als »höfliche Anfrage an Mutter Natur« vorstellte. Vielleicht wäre er mit dem Kraichgau zufriedener gewesen, denn tatsächlich ist bis heute ein gewisser Unterschied vorzufinden; jene bunte Mischkultur, wie sie den Weinbau um Unteröwisheim, Neuenbürg, Odenheim auszeichnet, wird Stück für Stück zugunsten größerer Flächen aufgelöst, wenn wir uns durch den Stromberg Häfnerhaslach,

Kraichgauer Weinberge (Foto: Jürgen Alberti)

Reblandschaft im Herbst (Foto: Jürgen Alberti)

Hohenhaslach, gar Brackenheim nähern. Jetzt aber mal nicht übertreiben: Bei Ochsenbach etwa schlägt das Herz des Naturfreundes geradezu Kapriolen angesichts all der Natursteinmauern, der wildspontanen Flora und Fauna …

Mit der Schaffung des Weinbaugebiets Kraichgau-Stromberg wurde nun nicht unbedingt ein Beitrag zur Ent-Chaotisierung des Reblagen-Flickenteppichs geleistet. Württemberger und Badener brauchten gut anderthalb Generationen, um miteinander zurechtzukommen. Abermals ein Lob den Jungen und Jüngsten: Da spielen die Vorurteile von einst gar keine Rolle mehr, im Gegenteil, man erfreut sich des gemeinsamen Aufschwungs und nutzt das Repertoire der traditionellen Neckereien allenfalls noch selbstironisch. Grob, fast schon zu grob gesagt, umfasst das Gebiet 5000 Hektar, wobei circa 3000 auf den Stromberg entfallen. Sogar einen echten Rekord bringt man seitab der hochberühmten Weinbauregionen zuwege: die längste Weinstraße Deutschlands! 355 Kilometer lang schlängelt sich die Route durch sämtliche Dörfer im Nordwesten des Bundeslandes, ohne allerdings spektakuläre touristische Erfolge zu erzielen.

Mischkultur also. Im Kraichgau weiten Teils so geblieben – aus Geldmangel. Um Flächen zu arrondieren, braucht es eben Kapital. Und wer will investieren, wo nur alle zwanzig Minuten mal ein Weinberg auftaucht? Nun, bei Wiesloch, Rauenberg, Malsch zum Beispiel wurde durchaus flurbereinigt, auch andernorts blieben beherzte Eingriffe in die Landschaft nicht aus. Sonst aber alles wie es früher war? Auch nicht. Die meisten Betriebe überlassen Zwiebeln und Kartoffeln längst spezialisierten Bauern und konzentrieren sich auf die Traube. Auf welche Traube? Nun, das ist ein weites Feld, das wir weiter unten noch beackern wollen. Tatsache allerdings, dass auch im Kraichgau längst der Boden belüftet, grün gedüngt und gelesen, Traubenhalbierung betrieben, ja jedwedes Verfahren angewendet wird, das Ökologie und Qualität gleichermaßen zugute kommt.

Befragt man Winzerin oder Winzer nach dem größten Schatz, wird nicht immer zuerst das Ehegespons genannt. Der Weinberg, sprich Boden, Stein, Kleinklima und sonstige nur an diesem einen Ort weltweit zu findende Bedingungen beanspruchen ein Gutteil der Libido der Weinbautreibenden. Auch auf der anderen Rheinseite wechselt der Boden häufig, bedingt durch den Rheingrabenbruch. Doch registrieren wir linksrheinisch eine nahezu ununterbrochene Rebfläche vom Südelsass bis zur Mosel, während östlich des Rheins hinter Baden-Baden erst einmal Schluss ist – scheinbar. Indessen der Pfälzer oder Rheinhessische Winzer gerade mal aus dem Dorf hinausstapft und schon mitten im Weinberg steht, umkurvt der Kraichgauer gleich meh-

rere Fruchtäcker und Orchideenwiesen, bis er irgendwann zwischen Eichenwäldchen und Wildrosenhecke seinen Wingert findet. Toll da, wirklich. Fast zu schön zum Arbeiten.

Nun ist es aber so, dass sich das Gewohnte und Naheliegende den meisten in seiner Einzigartigkeit nicht immer erschließt, will sagen: Manch Weinfreund aus Sidney oder Seoul empfindet den Reichtum der Differenz vielleicht mit mehr Enthusiasmus als der Eingeborene. Kraichgauer Familien-Weingüter mit gerade einmal zwei bis sieben Hektar nennen nicht selten vier, fünf vollkommen unterschiedliche Weinberglein ihr eigen – aus Jahrhunderte langer Erfahrung bestockt mit genau den richtigen Reben, gehegt mit unübertrefflicher Ortskenntnis, ausgebaut auf die denkbar sensibelste Weise. Welch ein Abenteuer, sich durch das Sortiment durchzuprobieren! Das ist allemal spannender (und entspannender) als die Luxus-Probe auf irgendeinem Château in der Bourgogne, wo es sowieso nur zwei Rebsorten gibt und einem der uradelige Gutsbesitzer erst einmal auf die Schuhe guckt: um zu befinden, ob man seines Trunkes würdig sei.

Groß und Klein. Vorreiter, Trendsetter, Traditionalisten

Bei so viel gelebter Romantik fällt es richtig schwer, ein Wort wie Innovationsdruck überhaupt zuzulassen. Oh ja, Behörden und ihre Bürokraten setzen den Klein-Winzern noch im letzten Weiler furchtbar zu. Wachsen oder sterben, diese dumpf kapitalistische Alternative stellt sich tatsächlich sehr vielen Betrieben … was dazu führt, dass wunderbare Güter wie das von Thomas Hagenbucher, einem echten Qualitätspionier, zusperren mussten. Auf der anderen Seite: Die kostbaren Weinberge des Sulzfelders konnten gerettet werden – ausgerechnet durch einen »neuen Riesen«, den Weingutsverbund Heitlinger/Ravensburg, ausgestattet mit entsprechenden Investorenmitteln.

Jedoch, die altgewohnte Dichotomie klein = gut und groß = böse greift nicht. Zum einen wirtschaftet das für Kraichgauer Verhältnisse gigantische Weingut mit über 100 Hektar Rebfläche komplett ökologisch und erhält somit Lagen und natürliche Ressourcen in vorbildlicher Weise; zum anderen beschäftigt man mit Claus Burmeister einen Fachmann, der in seinem Leben noch keinen schlechten, dafür unzählige herausragende Weine gemacht hat. Zudem, das Geld wird zielgerichtet investiert: Eine im weiten Rund einzigartige Sortiermaschine befördert mittels Luftdruck noch das kleinste faule Träubchen vom Förderband. Im Keller wird aufgeboten, was Hochqualitätsweine erfreut. Und überdies ward mit Hotel und Restaurant ein Genusszentrum geschaffen, wie es dem Kraichgau noch gefehlt hat. So geht Entwicklung!

Vesper im Weinberg
Foto: (Christian Ernst/Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V.)

Einem anderen Weingut, ebenfalls konsequent biologisch, ist es nach bescheidenen, überaus riskanten Anfängen ebenfalls geglückt, zu einer Art global player zu werden: Klumpp in Bruchsal. Bruchsal? Da müssen schon Historiker ran, um die lokale Weinbautradition richtig einzuordnen. Eine Lage wie »Klosterberg« zeugt bis heute vom segensreichen Wirken der Mönche, nach einigen Jahrhunderten Pause neu belebt von zwei Seiteneinsteigern mit großem Gastgeberherzen. Inzwischen wirkt schon die nächste Generation, ausgebildet an ersten Häusern … und die Branche kriegt sich kaum mehr ein, wenn der neue Jahrgang in der Weinkathedrale vorgestellt wird.

Prägend für lange Zeit war im Kraichgau Dr. Robert Arzet vom Regierungspräsidium in Karlsruhe. Der Mann erkannte schon früh das Potenzial der Region und erwies sich als entscheidender Förderer und Berater gerade der kleinen und kleinsten Winzer. In Michelfeld im Angelbachtal schuf 1968 der Reichsgraf und Marquis zu Hoensbroech, Mitgründer des VDP in Baden, ein Weingut mit seinerzeit einzigartigen Maßstäben. Über die Grenzen des Kraichgaus hinaus wirksam, setzte als einer der ersten der Malscher Herbert Becker auf kompromissloses Qualitätsstreben. Inzwischen ist Malsch zu einem der wichtigsten Weinorte nicht nur Nordbadens gereift, wo neben Becker Weingüter wie Hummel oder Bös ein faszinierendes Panorama gestalten.

Dazu gehört auch einer wie Harald Kempf, der als »Bonsai-Winzer« beweist, wie wenig Fläche nötig ist, um exquisite Weine zu schaffen. Auf dieser Schiene fahren mittlerweile einige junge Betriebe, darunter Daniel Klenert, der die Münzesheimer Weinbaugeschichte neu belebt. Und da sind die vielen, die zusätzlich zu einem fabelhaften Wein-Sortiment Gastronomie mit regionalen Besonderheiten anbieten, sei es als Besen oder Wein-Restaurant. Beispielhaft für diese Entwicklung, in der Kulinarik und Vinologie einander aufs schönste ergänzen, sei das Weingut Plag zu Kürnbach genannt, aber auch Lutz und Kern in Oberderdingen leisten Großartiges in beiden Genussbereichen.

Teufelskopf und Himmelberg. Wichtige Rebsorten und Lagen

Oberderdingen samt seinem historisch wie atmosphärisch beeindruckenden Amthof und zahlreichen Fachwerkhäusern, weist eine weitere Besonderheit auf: Hier geht die Grenze mitten durch den Weinberg – und dies nicht nur geografisch. Auf der einen Seite Baden, auf der anderen Württemberg, sprich Kraichgau und Stromberg; das lässt sich noch einigermaßen verstehen. Dass hier aber auch zwei Weinbauzonen aufeinandertreffen, erscheint doch ein wenig sonderbar. In Deutschland ward nur Baden der Weinbauzone B zugeschlagen, der höchsten Stufe, was jede Menge Unterschiede, etwa beim Anreichern von Weinen, mit sich bringt. Schmecken lässt sich diese Grenze nicht, es sei denn, man zieht die Vorlieben für bestimmte Rebsorten in Betracht. So hält sich der Trollinger nahezu ausschließlich auf Württemberger Gemarkung auf, indessen es Lemberger und Schwarzriesling auch außerhalb zu Ehren gebracht haben.

Mit dem Riesling ist es im Kraichgau so eine Sache. Den klassischen, mineralisch geprägten finden wir ebenfalls zu Füßen der Ravensburg, ansonsten – eine herausragende Spezialität – in einem eng umgrenzten Bereich bei Bad Schönborn, wo Schiefer an die Erdoberfläche tritt. Andreas Braunecker von Weingut Bosch ist schon mancher Coup gelungen, wenn seine Rieslinge in Blindverkostungen gegen Berühmtheiten von Mosel, Nahe und Rhein

antreten … Ansonsten gilt *mutatis mutandis:* Kraichgauland – Burgunderland! Wie der Name schon sagt: Kraich, Lehm, gibt den Burgundern Stoff und Fülle. Die spezifische Mineralität wiederum wechselt von Ort zu Örtchen. Mit der Gründung der »Weiße Burgunder-Charta« trugen 15 Weingüter 2015 der eingewurzelten Erkenntnis Rechnung, dass sich Weiß- und Grauburgunder, aber auch Chardonnay zwischen Badischer Bergstraße und Sulzfeld besonders wohl fühlen.

In diesem Zusammenhang gehört unbedingt der Auxerrois genannt, ein veritabler *local hero,* saftig und elegant, kulinarisch vielseitig verwendbar. Im roten Bereich dominiert nach wie vor der Spätburgunder, der wie keine andere Rebsorte die steile Aufwärtsentwicklung im Kraichgauer Weinbau widerspiegelt. In guten Jahrgängen schließen die Barrique-gereiften Kreszenzen zur internationalen Spitze auf. Auch dem St. Laurent gilt es Reverenz zu erweisen. – Noch immer profitiert das Anbaugebiet vom segensreichen Wirken des Johann Philipp Bronner, der zur Biedermeierzeit in Wiesloch wohnt und forschte.

Klangvolle, erzählende Lagennamen, die das Weingesetz von 1971 zu nutzen leider untersagte, werden nach und nach wiederbeantragt. Vom Derdinger Horn aus, einem fabulösen Aussichtspunkt, erblickt man fast nur noch die Lage Kupferhalde: 125 Hektar alles Mögliche, aber keine sinnvolle Zuordnung. Gemeint war einst ein deutlich durch seine Färbung gekennzeichnetes Gewann, vergleichbar mit dem »Malscher Rotsteig«, zu dessen Füßen noch immer roter Ton abgebaut wird. Nicht weit ist es von Michelfelder Himmelberg zum Dielheimer Teufelskopf, dazwischen immer noch – auch optisch reizvolles – Bauernkulturland. Viel Potenzial gilt es auszuschöpfen am Neuenbürger Silberberg, am Östringer Königsbecher und Rosenkranzweg oder auch im Rauenberger Schlossberg. Bestens ausgestattete Familienbetriebe sind längst dabei … aber auch immer noch und immer wieder Winzergenossenschaften, die in den letzten Jahren mit erstaunlichen Innovationen aufwarten.

Vorwärts, Genossen!

Eine gewisse Undankbarkeit den Winzergenossenschaften gegenüber haben wir oben schon angemerkt. Riesige Flächen, wie sie etwa der Winzerkeller Wiesloch verwaltet, ließen sich früher leichter vermarkten; den bescheidenen, treuen Literflaschen-Abonnenten gibt es zweifellos immer noch, doch insgesamt sind die Ansprüche an Güte, Design und Bekömmlichkeit deutlich gestiegen. Gleichzeitig ziehen es die meisten jungen Leute vor, im Fitness-Studio statt im Weinberg ihre Muskeln zu stählen – wie schade! Doch wer weiß, auch das kommt vielleicht einmal wieder … Bis dahin schrumpfen die Genossenschaften weiter, werden älter, entwerfen neue Konzepte, fusionieren – so wie die Weingartener, die sich mittlerweile Weinmanufaktur nennen, mit den Gutedelspezialisten aus dem Markgräflerland zusammengingen und ein auch für Anspruchsvolle faszinierendes Portfolio auflegen.

Von herausragender Bedeutung ist das Wirken der Winzergenossen nicht zuletzt für den Erhalt unserer Kulturlandschaft, all der Vielfalt, die mit dem nüchternen Fachausdruck Biodiversität nicht wiederzugeben ist. Insofern wird der Kraichgau die Entwicklungen im Winzerkeller Wiesloch mit gesteigertem Interesse verfolgen. Beispiele bester Praxis gibt es einige, etwa ein paar Kilometer weiter östlich, unterm Cleebronner Michaelsberg, wo die Genossen eine rasante Umgestaltung von Grund auf hinbekommen haben: Schulungen, Kontrolle, Strukturen, Modernisie-

rung … all das ist wichtig, reicht aber nicht aus. Es muss ein frischer Geist durch Weinberg und Keller wehen, jeder einzelne muss mit derselben Passion zu Werke gehen wie sein Kollege Privatwinzer. Dann wird das schon, und vom sauberen Literwein bis zum Grand Cru ist alles möglich!

Zukunftsinspirationen

In summa darf dem Kraichgauer Weinbau eine erfreuliche Zukunft prognostiziert werden, insbesondere wenn es gelingt, gemeinsam mit anderen Genussproduzenten die Besonderheiten der Region herauszustellen. Vom stimmungsvollen Besen über Landgasthäuser von Ruf bis hin zur Haute Cuisine ist alles vorhanden, was Lukulliker mit Lust anreisen lässt. Sie alle leben mit und vom Wein. Und haben erkannt, dass es richtig ist, auf den Wein von hier zu setzen, Kooperationen zu suchen und zu beleben. Noch gibt es Bäcker, Metzger, Gemüsebauern, die auf hervorragendem Niveau produzieren. Es nützt nichts, dass nur ein paar von ihnen überleben: das Gesamtpanorama ist wichtig, die lange Kraichgauer Festtafel voll guter Dinge.

Nachholbedarf besteht vor allem optisch. Verglichen mit der Wein-Pfalz, nehmen sich die meisten Orte doch ein wenig trist aus, bieder, unfroh – das passt nicht zu der Munterkeit der Leute hier. Um Naherholungs- und Genusstourismus weiter anzukurbeln, genügt es nicht, wenn die Weingüter immer vorangehen … und die Politik zuckelt hinterher. Es wäre gar nicht einmal so aufwändig und kostspielig, Weinorte wie Malsch, Sulzfeld, Rauenberg – für andere gilt gleiches – aufzuhübschen und als Stätten der Lebensfreude kenntlich zu machen. Wenn das Ziel sich freundlich darbietet, steigt die genusswurzelige Bewohnerschaft Karlsruhes, Heidelbergs, Mannheims nur zu gerne in den ÖPNV und verbringt Tage, Wochenenden, Kurzurlaube, wo es am schönsten ist.

Bewegung ist da, sie muss aber beständig neu motiviert werden. Ja, der Kraichgau muss sich mehr anstrengen als die Ortenau oder der Kaiserstuhl. Es sollte dennoch gelingt, all die Vorzüge bekannt zu machen, als da wären: Ruhe und Erholung statt Massentourismus, herrlich abwechslungsreiche Landschaften, herausragend gute landwirtschaftliche Erzeugnisse und gastfreundliche Lokale … und natürlich vielfältige Weine aller Qualitätsstufen, gewachsen in gut versteckten, geheimnisvollen, gottgesegneten Weinbergen.

Mit dem Kraichgauer Weinlesebuch legte Johannes Hucke 2007 die erste umfassende Darstellung von Weinen und Winzern der Region vor (Lindemanns Bibliothek, Kraichgau Stromberg Weinlesebuch, 3. Auflage, ISBN 978-3-88190-475-3). Im selben Brettener Verlag sind mehrere weinreiche Kriminalromane erschienen, die im Kraichgau spielen. Außerdem textete Hucke für Kraichgau-Stromberg Tourismus den Genussbegleiter »handverlesen«. Mit zahlreichen Lesungen und Theaterabenden zwischen Heidelberg, Heilbronn und Karlsruhe leistet der gelernte Lyriker Beiträge zum kulturellen Leben. – Neu erschienen: »Trink aus, wir bleiben! Texte zum Wein« (Lindemanns Bibliothek, Bd. 312, 2018, ISBN 978-3-96308-005-0).

Anschrift des Autors:
Johannes Hucke
St. Florian-Straße 5
76135 Karlsruhe
E-Mail:Jhucke@web.de

LEADER: Neue Perspektiven für den Kraichgau

Dorothee Wagner

LEADER ist ein Förderprogramm zur Entwicklung des ländlichen Raumes der Europäischen Union. Seit 2015 gibt es das Fördergebiet Kraichgau mit 17 Kommunen. LEADER setzt auf aktive und gezielte Beteiligung der Menschen vor Ort. Gemeinsam sind Ideenreichtum, Zusammenarbeit und die Beteiligung der Einwohnerinnen und Einwohner, der Unternehmen, Vereine, Verbände und Initiativen gefragt, um das Leben auf dem Lande weiterhin attraktiv zu gestalten.

Bereits seit 1991 unterstützt die Europäische Union mit dem LEADER-Ansatz modellhafte Projekte im ländlichen Raum. LEADER ist eine Abkürzung der französischen Begriffe »Liaison entre les actions de développement de l'économie rurale«, zu Deutsch: Verbindung zwischen Aktionen zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft. Dahinter steckt die Idee, dass die Menschen vor Ort ihre Region und deren Potenzial am besten kennen. Mit dem LEADER-Programm werden die ländlichen Regionen auf ihrem Weg einer selbstbestimmten Entwicklung – ganz nach dem Motto »Bürger gestalten ihre Heimat« – unterstützt.

LEADER bedient sich des Bottom-Up-Ansatzes, einer Entwicklungsstrategie, die von unten nach oben ausgerichtet ist, und unterscheidet sich damit von anderen Förderprogrammen. Dieser Ansatz führt dazu, dass ausschließlich die örtliche LEADER-Aktionsgruppe – und somit die Bürgerinnen und Bürger vor Ort – entscheiden, wo das Geld hingeht. Im Mittelpunkt steht eine gezielte Förderung strukturverbessernder Maßnahmen, insbesondere Vorhaben, die die Innovations- und Wirtschaftskraft, die interkommunale Zusammenarbeit und den Tourismus stärken. Darüber hinaus sollen Antworten auf die drängenden Herausforderungen, wie etwa den demografischen Wandel, Klimawandel und Ressourcenschutz entwickelt und erprobt werden. Mit sehr attraktiven Förderquoten können Vorhaben von Privatpersonen, Unternehmen, Vereinen oder Kommunen unterstützt werden. Die Gelder werden in Projektaufrufe aufgeteilt und nach und nach vergeben.

Die Förderung solcher Projekte ist nur in sogenannten LEADER-Aktionsgebieten möglich. Dies sind kleinere, abgegrenzte Gebiete des ländlichen Raums, die unter geographischen, wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten eine Einheit bilden und landkreisübergreifend angelegt sind. Damit ergeben sich ideale Rahmenbedingungen für den Kraichgau. Im europäischen Förderzeitraum von 2014 bis 2020 bewarben sich 17 Kommunen aus den Landkreisen Rhein-Neckar, Karlsruhe und Heilbronn mit rund 117 800 Einwohnern gemeinsam um den Status einer »LEADER-Region« für den Kraichgau (Angelbachtal, Eppingen, Eschelbronn, Gemmingen, Ittlingen, Kraichtal, Kürnbach, Malsch,

Die Mitglieder des LEADER-Auswahlgremiums in Aktion. Sie entscheiden über die Förderprojekte und die Verwendung der Gelder. Im Ausschuss sind 31 Personen aus der Region vertreten, die aus verschiedenen Interessens- und Berufsgruppen kommen. (Foto: Regionalentwicklung Kraichgau e. V.)

Meckesheim, Mühlhausen, Oberderdingen, Östringen, Sinsheim, Sulzfeld, Waibstadt, Zaisenhausen und Zuzenhausen).

Hierzu bedarf es gezielter Entwicklungsstrategien, die die lokalen und regionalen Bedürfnisse in den Blick rücken. Für die Bewerbung wurde mit großer öffentlicher Beteiligung ein regionales Entwicklungskonzept ausgearbeitet. Darin sind die Stärken und Schwächen in der wirtschaftlichen, sozialen und nachhaltigen Entwicklung aufgezeigt und konkrete Ziele zur Verbesserung genannt.

Die zukünftigen Herausforderungen wurden in drei Handlungsfeldern zusammengefasst: »Kulturlandschaft Kraichgau«, »Lebendige Kraichgauorte« und »Kreative Kraichgaujugend«. Diese bilden das Rückgrat für die Entscheidungen über die Vergabe der Fördermittel. Das Konzept konnte überzeugen: Seit 2015 bilden die 17 Kommunen die LEADER-Region Kraichgau. Damit kann die Region von den Fördertöpfen profitieren und erhält rund vier Millionen Euro an öffentlichen Mitteln, die zur Projektfinanzierung weitergereicht werden.

Herzstück einer LEADER-Region ist die Lokale Aktionsgruppe (LAG). Sie ist eine Partnerschaft zwischen kommunalen, wirtschaftlichen und sozial engagierten Akteuren in der Region. Im Kraichgau wurde der Verein Regionalentwicklung Kraichgau e. V. gegründet. Eine aktive Weiterentwicklung des Kraichgaus lebt vom tatkräftigen Engagement der Kommunen, Bürgerinnen und Bürger, Vereinen wie auch der Wirtschaft. Alle sind aufgerufen, ihre Ideen und ihr Engagement in den Prozess einzubringen. Der Verein hat hier entsprechende Strukturen der Mitgestaltung geschaffen und sieht sich als Plattform zum Austausch. In Angelbachtal wurde eine

Die Marktscheune Meckse wurde umgebaut zu einem Regionalladen mit Café (Foto: Christina Müller)

hauptamtliche Geschäftsstelle installiert, die allen Interessierten als Serviceeinrichtung zur Verfügung steht und potentiellen Projektträgern beratend zur Seite steht. Vorsitzende des Vereins ist Sulzfelds Bürgermeisterin Sarina Pfründer. Ein besonderes Vereinsgremium ist der Auswahlausschuss. In ihm sind die Personen organisiert, die sich mit der Auswahl der Förderprojekte befassen. Die 31 Mitglieder sichten die Bewerbungen und wählen die Projekte aus, die besonders gut der Entwicklungsstrategie entsprechen. Bislang dürfen sich 28 Projekte der Region über eine Förderung freuen, ein Großteil der Fördergelder ist bereits verteilt.

Unterstützt wurde beispielsweise der Umbau einer alten Scheune in der Meckesheimer Friedrichstraße. Hier hat sich Christina Müller mit der Marktscheune Meckse ihren Lebenstraum erfüllt.

Sie ist auf dem Hof aufgewachsen und hat durch den Hofladen ihrer Mutter gelernt, dass regionale Produkte und die Eier vom elterlichen Hof eine Plattform für den Absatz brauchen. In der umgebauten Scheune findet man diese Produkte ansprechend präsentiert mit Showküche und einem Café. Auch an einen Raum für ihr Engagement in der Bauernhofpädagogik wurde gedacht, um schon den Kleinsten nahe zu bringen, wo die Nahrungsmittel herkommen. Der Laden und das Café haben sich zu einem Dorftreffpunkt entwickelt.

Neues Leben in alte Gemäuer bringen: einen ganz ähnlichen Ansatz verfolgt Stephanie Haller in Gochsheim. Die ehemalige Restraz, wie die alte Bahnhofswirtschaft im Ort genannt wurde, stand kurz vor dem Abriss. Die einst belebte Gaststätte mit Herberge, Metzgerei und Viehzucht wurde vor über 20 Jahren stillgelegt. Stephanie Haller kaufte das Ge-

bäude und baute es, unterstützt durch die Fördergelder, mit viel Weitsicht und Liebe zum Detail um. »Berthold 57«, wie das Gebäude aus dem Jahr 1899 entsprechend der Adresse getauft wurde, ist nun eine Eventlocation. Es findet sich ein historischer Gastraum mit 60 Sitzplätzen, ein wunderschöner Innenhof nebst lauschiger Wiese mit altem Baumbestand, sechs individuell eingerichtete Gäste-Doppelzimmer, ein Hinterhof-Atelier für kreatives Arbeiten, eine Vinothek und eine Scheune, die im Sommer als großer Veranstaltungsraum genutzt werden kann.

Im Eppinger Stadtteil Mühlbach gibt es durch LEADER unter dem Motto »vom Fels zur Kunst« eine neue ›Flaniermeile‹. Der Sandsteinpfad versteht sich als Ergänzung zum bestehenden Sandsteinmuseum und will Einheimischen und Besuchern den heimischen Baustoff Sandstein näher bringen. Der Ort Mühlbach ist seit jeher vom Sandstein geprägt. Mit Exponaten der lokalen Sandsteinbetriebe wird auf diese Tradition hingewiesen. Ein Kuckucksbrunnen findet sich dort ebenso wie eine Sitzecke mit Lampenschirm aus Sandstein.

Besonders im Fokus der Förderung steht der Ausbau des Freizeitangebotes. In Kürnbach entsteht eine Adventure-Golfanlage, in Angelbachtal ein Naturerlebnispfad für die ganze Familie. In Kürze werden 500 km Wanderwege im Kraichgau neu und einheitlich beschildert sein.

Durch bürgerschaftliches Engagement sind in Östringen und Umgebung zwei Geo-Pfade entstanden. Sie bestehen aus zwei 12 und 20 Kilometer langen Rundtouren. Großformatige Tafeln vermitteln den Besuchern die wesentlichen Informationen zu den jeweiligen erdgeschichtlichen Besonderheiten des Kraichgaus und geben markante Einblicke in die geologische Entwicklung der Region. Die Idee zu den Pfaden hatte der pensionierte Pädagoge Wolfgang Essig, der die geologischen Besonderheiten zusammen mit weiteren Fachleuten umfassend aufarbeitete und das Vorhaben gemeinsam mit der Stadt Östringen umsetzte. Ein Begleitbuch dient als Wanderführer und bietet tiefergehende Einblicke in die Kraichgauer Geologie.

Ebenfalls mit der Geologie des Kraichgaus beschäftigt sich ein weiterer Wanderweg in Mühlhausen und Tairnbach. Der Fokus liegt hier auf den die Kulturlandschaft prägenden Hohlwegen. Hohlwege haben sich durch jahrhundertelange Nutzung mit Fuhrwerken, Vieh oder abfließendem Wasser in das umgebende Gelände eingeschnitten.

Der Kraichgauer Lößboden ist prädestiniert für diese Naturbesonderheit. Auf Informationstafeln entlang des 16 km langen Hohlwegelehrpfades wird der besondere Wert

Am Hohlwegelehrpfad in Mühlhausen und Tairnbach informieren Übersichtstafeln über Geschichte und Ökologie dieses eindrucksvollen Kraichgauer Kulturlandschaftselements (Foto: Regionalentwicklung Kraichgau e. V.)

Krio ist eine Bio-Apfelsaftschorle aus der Region und wird von der Streuobstinitiative Karlsruhe e. V. vertrieben
(Foto: Streuobstinitiative Karlsruhe e. V.)

dargestellt und dem Besucher nähergebracht. Zugleich werden die Hohlwege so für zahlreiche Tiere, Pflanzen und Bäume als wichtiger Lebensraum erhalten. Die neuen prägenden Wegweiser des Hohlwegelehrpfades mit der Eidechse weisen zuverlässig den Weg.

Die Liste der Vorhaben lässt sich beliebig erweitern: In Waibstadt und Umgebung werden Radwege an markanten Stellen mit E-Bike Ladesäulen ausgestattet. In Sulzfeld entstand ein Streu- und Wildobsthof, um die heimischen Leckereien und deren wichtigen Stellenwert zum Erhalt der Kulturlandschaft in den Fokus zu stellen.

»Krio«, die neue Kraichgauer Biomarke steht in den Regalen der lokalen Getränkehändler und soll mit dem ersten Produkt, einer naturtrüben Apfelsaftschorle, dafür sorgen, dass der Kraichgau bald in aller Munde ist. In Oberöwisheim wurde die Nahversorgung gestärkt und in Waibstadt entsteht ein Einrichtungshaus für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen. Die Offene Jugendwerkstatt in Flehingen erhält einen Schulungsraum und Körperbewusste finden in zahlreichen Kraichgau-Gemeinden Möglichkeiten zum Outdoor-Fitness, sogenannte Calisthenics-Anlagen, um auch in den kleinen Orten ein attraktives Freizeitumfeld zu schaffen. All dies wurde durch LEADER angestoßen und mitfinanziert.

LEADER hat seit dem Start im Jahr 2015 Entwicklungen im Kraichgau vorangetrieben. Sichtbar sind die vorgenannten Förderprojekte, die ihren Teil zur kulturellen, sozialen oder wirtschaftlichen Entwicklung beitragen. Nicht ganz so offensichtlich, aber nicht minder wichtig, sind Ergebnisse von vielen Vernetzungstreffen, Veranstaltungen zum Austausch und Ideen-Workshops, die Menschen zusammengebracht haben und einen Beitrag zur Stärkung der regionalen Identität leisten. Gemeinsam wurden und werden neue Perspektiven für den Kraichgau erarbeitet und umgesetzt. Noch bis zum Jahr 2020 darf der Kraichgau sich LEADER-Region nennen. Alle Akteure arbeiten daran, dass dies auch weiterhin so bleibt. Ganz nach dem Motto: Kraichgau: ICH gestalte mit!

Anschrift der Autorin:
Dorothee Wagner
Geschäftsstelle LEADER
Kraichgau/Regionalentwicklung
Kraichgau e. V.
Schlossstraße 1
74918 Angelbachtal
E-Mail: wagner@kraichgau-gestalte-mit.de

Vom »unbekannten« zum »lebendigen« Kraichgau

Alfred Götz

Es dauerte rund 150 Jahre, bis das gesamte, heute auf fünf Großkreise und zwei Regierungsbezirke verteilte Hügelland zwischen Odenwald und Schwarzwald nach dem Ende des Ritterkantons Kraichgau wieder unter diesem Namen verstanden wurde. Vor allem der aus dem (vergeblichen) Widerstand gegen die Aufteilung des Kreises Sinsheim geborene Heimatverein Kraichgau fördert das Bewusstsein seiner geographischen und historischen Einheit. Mit der »Marke« Kraichgau werben heute u. a. Banken, Brauereien, der Tourismus und Weingüter. Endgültige Bekanntheit brachte die in Bundesliga und Champions League spielende TSG 1899 Hoffenheim.

Seit dem Hochmittelalter bis zur Mediatisierung des Ritterkantons Kraichgau 1806 verstand man unter Kraichgau den gesamten Raum zwischen Schwarz- und Odenwald. Im 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts dagegen beschränkte er sich in der Heimat- und Geschichtsforschung wie im Frühmittelalter wieder auf den Bereich um Bruchsal und Bretten. So etwa in Leopold Feigenbutz' 1878 erschienenem Buch »Der Kraichgau und seine Orte« bzw. den Bruchsaler Geschichtsblättern »Aus Bruhrain und Kraichgau« (1911 ff.) bis zu dem 1922 erschienenen Heft »Bilder und Geschichten aus dem Kraichgau« der Badischen Heimat, mit nur einem kurzen Exkurs zu Eppingen und Sinsheim. Auch der 1888 gegründete Chorverband Kraichgau umfasst bis heute nur diesen Bereich.

»Kraichgau« als Bezeichnung für das ganze Hügelland zwischen Schwarz- und Odenwald, nun aber als Gegenstand der Geographie und Landeskunde, verwendeten erstmals wieder Friedrich Metz in seiner 1914 (2. erw. Aufl. 1922) erschienenen Dissertation und Carl Krieger in »Kraichgauer Bauerntum« 1933. Doch der Kraichgau hatte es weiterhin schwer, sich gegen »Neckarhügelland« und ähnliche Benennungen durchzusetzen. Im »Heimatbüchlein vom Amtsbezirk Sinsheim« 1935 etwa taucht das Wort Kraichgau überhaupt nicht auf, und noch 1946 konnte Heinrich Boehm sein Buch über Eichelberg und Odenheim mit »Unbekannter Kraichgau« titulieren.

Dies änderte sich langsam in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, vermutlich wegen der zahlreichen neuen Ortschroniken zu 1200-Jahr-Feiern, die meist mit einer Beschreibung des Raums eingeleitet wurden und so in der Region allmählich ein Kraichgaubewusstsein verbreiteten. Als daher Mitte der 60er Jahre Pläne zur Gebietsreform immer konkreter wurden und Landrat Dr. Paul Herrmann ein Alleinstellungsmerkmal für seinen Landkreis Sinsheim suchte, um diesen eventuell vor der Aufteilung auf Großkreise

zu bewahren, strich er vor allem heraus, dass dieser als einziger Kreis ganz im Kraichgau lag. Da aber auch den jenseits seiner Grenzen allenfalls ein paar Erd- oder Heimatkundelehrer kannten, musste er ihn den Südbadenern und Schwaben erst einmal vorstellen und »rekrutierte« daher die fähigsten Köpfe aus örtlichen Heimatvereinen für die Erarbeitung einer Schriftenreihe »Kraichgau«.

Von 1968 bis 1972 wurden vom Landratsamt Sinsheim die ersten drei Bände der Reihe herausgegeben. Trotz des Untertitels »Heimatforschung im Landkreis Sinsheim« richtete sich der Blick von Anfang an auch auf die Nachbarschaft. Man kann eigentlich sogar sagen, dass erst mit diesen Veröffentlichungen eine konstante Kraichgau-Forschung begann. Als dann der Kreis Sinsheim trotz aller Bemühungen doch auf vier neue Großkreise (und zwei Regierungsbezirke) aufgeteilt wurde und seine Gemeinden nun jeweils an deren äußersten Rand gerückt waren, fühlte sich keiner davon für eine Weiterfinanzierung der Reihe zuständig. Sollte die so erfolgreich begonnene Arbeit fortgesetzt werden, musste ein Verein für ihre Trägerschaft gegründet werden, und ihre finanzielle Absicherung wurde über eine vom Kreistag Sinsheim in letzter Minute beschlossene und mit einem Kapital von 100 000 DM ausgestattete »Stiftung Kraichgau« ermöglicht.

1972 fand dann in Sinsheim die Gründung des Heimatvereins Kraichgau statt, der nun auch offiziell die Begrenzung auf den Sinsheimer Raum abstreifte. Als Ziele wurden vor allem die Förderung der Heimatforschung und Heimatpflege im ganzen Kraichgau über die Landkreis- und Regierungsbezirksgrenzen hinweg definiert sowie die Bewahrung des Bewusstseins, dass der Kraichgau eine eigenständige geographische Einheit und eine über Jahrhunderte gewachsene Geschichtslandschaft ist.

Titelseite des erstmals 1968 erschienenen Jahrbuchs »Kraichgau«, das bis heute regelmäßig fortgesetzt wird (Quelle: Heimatverein Kraichgau)

Das wichtigste Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben war und ist das Jahrbuch. Zu den bisherigen Autoren stießen nun auch Mitglieder des Zabergäuvereins, des Metzlerkreises Heidelberg, der Ortsgruppe Bretten der Badischen Heimat und andere. Bis heute bot der »Kraichgau« in 25 Ausgaben mehr als 300 Forschern und Forscherinnen eine Plattform zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten. Ergänzt wird diese Publikationsarbeit durch die Herausgabe von knapp 40 größeren und 10 kleineren Monographien, teils im Selbstverlag des Vereins, teils in Zusammenarbeit mit Verlagen. Das Spektrum reicht von ritterschaftlichen Familien bzw. Regesten ihrer Archive, Römerstraßen, Reformationszeit über Mundart bis zu Wandmalereien, Fach-

Mit dem Heimatverein Kraichgau auf Entdeckungsreise durch die Region (Foto: Alfred Götz)

werkhäusern, Burgen und vielen anderen Themen.

Mit Leben erfüllt wurde die Kraichgau-Forschung durch Aktivitäten wie Gesprächsrunden und Exkursionen unter dem Motto »Den Kraichgau kennenlernen«. Tagungen und Wanderausstellungen wurden organisiert, Vorträge gehalten und Arbeitskreise u. a. zu Heimatmuseen, zur experimentellen Archäologie und Genealogie gegründet. Die 1986 eingerichtete Kraichgaubibliothek im Schloss Gochsheim umfasst derzeit über 6000 Bände, davon ca. 1000 Bände Kraichgau-Literatur im engsten Sinne wie Ortschroniken, Bildbände und Zeitschriften.

Familienforscher freuen sich besonders über die für mehr als 150 Ortschaften, vor allem in Kraichgau und Bruhrain, vorhandenen Ortssippenbücher bzw. Register von Kirchenbüchern. Da sich der Kraichgau über zwei Regierungsbezirke, ja zwei frühere Länder erstreckt, ist auch seine Literatur weder in der badischen noch der württembergischen Landesbibliothek vollständig vorhanden – hier hat die vierzehntägig für mehrere Stunden geöffnete und für jedermann kostenlos zugängliche Kraichgaubibliothek eine echte Klammerfunktion.

War es das Vorbild des rührigen Heimatvereins Kraichgau oder war es einfach der Zeitgeist, auf jeden Fall lebt der Kraichgau heute auf allen Ebenen. Neben Geschichtswerken wurden plötzlich zahlreiche Bildbände und Reiseführer veröffentlicht, Mundartautorinnen und Autoren wie Hermann Dischinger, Marlies Echner-Klingmann, Irma Guggolz, Thomas Heitlinger und Thomas Liebscher finden ein Publikum, ebenso wie regionale Kriminalromane von Gabriele Albertini, Johannes Hucke, Ulrich Schöpf und Brigitte Springer. In dem 1986 veröffentlichten öko-utopischen Roman »427 – Im Land der grünen Inseln« schließlich wurde die »Freie Republik Kraichgau« als sich mühsam von der Bodenerosion erholendes Paradies inmitten einer von heftigsten Allergien gebeutelten Staubwüste Bundesrepublik erträumt. Wurden deshalb drei zwischen 1987 und 2006 eingerichtete Landschaftsschutzgebiete nach dem Kraichgau benannt?

Für verschiedene Arenen und Mehrzweckhallen ist der Kraichgau zwischenzeitlich zum Namensgeber geworden, so für die Kraichgauhalle in Langenbrücken und das Kraichgaustadion in Eppingen (Fotos: Alfred Götz)

Kraichgau gestalte mit

Land der 1000 Hügel
Kraichgau-Stromberg

Auf verschiedenen Logos von Organisationen und Projekten wird das Besondere des Kraichgaus als Weinregion und »Land der tausend Hügel« in den Mittelpunkt gestellt.

Aber der Kraichgau lebt nicht nur zwischen Buchdeckeln. Heute führen immer mehr Vereine den Kraichgau als Identifikationsmerkmal in ihrem Namen, von den Accordeon-Freunden Kraichgau zur Kraichgauer Trachtengruppe und vom Lions Club bis zum Verein Jüdisches Leben im Kraichgau. In Bad Rappenau, Bad Schönborn, Gemmingen und Mühlhausen findet man Kraichgauhallen, Kraichgaustadien in Bruchsal und Eppingen.

Überhaupt setzt sich Kraichgau als Marke und Werbeträger durch. Als Erste erkannte das wohl die Eppinger Brauerei Zorn mit ihrem Slogan »Palmbräu: Stolz des Kraichgaus« und ihrem Hinweis auf die ausschließliche Verwendung regionaler Braugerste. Und auch die 1990 gegründete Marktgemeinschaft von Landwirten, Bäckern und Mühlen, KraichgauKorn, verwendet den Namen bewusst als Gütesiegel. Die beiden durch Fusionen örtlicher Kleinbanken entstandenen Regionalbanken der Volksbank- und Sparkassengruppe benennen sich heute ebenso nach dem Kraichgau wie die Zeitungen Kraichgau-Stimme (Eppingen) und Kraichgauer Bote (Bretten).

Ein klassisches Urlaubsland wird der Kraichgau zwar nie werden, aber für Tages- und Wochendausflüge bietet sich die »Badische Toskana« oder das »Land der 1000 Hügel« durchaus an. Gefördert wird dieser sanfte Tourismus seit 2015 unter anderem durch LEADER, ein gemeinsames Projekt des Landes Baden-Württemberg und der EU, um die ländlichen Regionen sozial, kulturell und wirtschaftlich zu stärken.

Zu den geförderten Projekten gehören u. a. eine einheitliche Beschilderung der Wanderwege, Fahrraderlebnisstrecken, Naturpfade und Streuobstwiesen. Mit Kraichgau-Stromberg Tourismus e. V., einem Zusammenschluss von 34 Kommunen und weiteren Partnern, wird die Region seit 1993 professionell als Wein- und Wanderland voller Burgen und Fachwerkhäuser vermarktet.

Doch dass Sinsheim nicht mehr nur aus Staumeldungen im Radio bekannt und der Kraichgau zumindest an Wochenenden bundesweit in Funk und Fernsehen auf Augenhöhe etwa mit dem Breisgau positioniert ist, kann sich weder der Heimatverein Kraichgau noch die Tourismusgemeinschaft Kraichgau-Stromberg oder wer auch sonst an seine Fahne heften; dieses Verdienst gebührt allein einem anderen Sinsheimer Verein: dem seit 2008 in der 1. Bundesliga (und die letzten zwei Jahre sogar auf europäischer Bühne) spielenden Fußballverein TSG 1899 Hoffenheim.

Obwohl die Vereinsspitze ihn lieber als Verein der Metropolregion verorten würde, wie schon der ursprüngliche Name des Stadions »Rhein-Neckar-Arena« verrät, haben ihn die Fans in ihren Schlachtgesängen wie auf ihren Fahnen längst als mit mehr heimatlichen Emotionen behafteten Kraichgau-Club rekla-

Die Hoffenheimer Kraichgau-Piraten mit ihrer Fahne. Seit die TSG 1899 in der 1. Bundesliga spielt, hat die Bekanntheit des Kraichgaus bundesweit stark zugenommen. (Foto: Alfred Götz)

miert. Die Kraichgau-Brasilianer, Kraichgau-Elche, Kraichgau-Piraten oder Kraichgauer Meisterjäger und wie sie sonst heißen besingen den »Stolz des Kraichgaus Hoffenheim«, stellen fest, »der Kraichgau tobt und wir sind mittendrin«, und schließlich »[wird] der Kraichgau […] versinken im blau-weißen Fahnenmeer«. Und die ganze Südkurve des Stadions bekennt gerne und lautstark (in Anlehnung an das »Més que un club« des FC Barcelona): »Turn- und Sportgemeinschaft Hoffenheim, für uns bist du mehr als ein Verein«, nämlich geradezu die Verkörperung des Kraichgaus und ein Symbol dafür, dass zumindest hier »das Dorf« gegenüber den Großstädten nicht abgehängt ist.

An einem lebendigen Kraichgaubewusstsein mangelt es heute also nicht mehr. Bedauert wird allerdings immer wieder das Fehlen eines das Gefühl der Zusammengehörigkeit fördernden Kraichgaulieds mit eingängiger Melodie. Vielleicht tut sich da etwas im Verlauf der Heimattage 2020 in Sinsheim. Dem Historiker dagegen fehlen vor allem noch eine umfassende Darstellung des Raums und seiner Geschichte, ebenso ein Kraichgaumuseum. Aber da schon so unerwartet Vieles erreicht wurde, warum nicht auch das?

Anschrift des Autors:
Alfred Götz
Kandelstraße 1
74889 Sinsheim
E-Mail: prugoetz@yahoo.de

Das doppelte Erbe Schlettstadts

Gabriel Braeuner

Die Wiedereröffnung der Schlettstädter Humanistenbibliothek (Bibliothèque Humaniste de Sélestat) im Juni 2018 nach vierjähriger Schließung war ein Ereignis, das weit über das Elsass hinaus Beachtung fand. In der vom französischen Architekten Rudy Ricciotti (Schöpfer des Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée 2013) einfühlsam umgestalteten Architektur wird die Büchersammlung des Humanisten Beatus Rhenanus, eines Freundes von Erasmus von Rotterdam, zu neuem Leben erweckt. Die von der UNESCO in die Liste des Weltdokumentenerbes aufgenommene Sammlung ist jetzt dank einer innovativen Museographie einem breiten Publikum zugänglich. Die Schlettstädter Humanistenbibliothek, die gleichzeitig Museum ist, bezeugt die außergewöhnliche intellektuelle Fruchtbarkeit des oberrheinischen Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert, für den das kleine Schlettstadt zu einem Brennpunkt mit enormer Ausstrahlungskraft wurde.

»Was ist die Schlettstädter Humanistenbibliothek? Vielleicht eine Art Weltgedächtnis.«
Alberto Manguel[1]

Am 18. Juni 2018 fand nach vierjähriger Schließung die Wiedereröffnung der Humanistenbibliothek statt. Im Anschluss daran hatte eine große Besucherzahl den Wunsch, die von Rudy Ricciotti geplante und ausgeführte neue Edelarchitektur kennenzulernen. Auch nach sechs Monaten hat dieser Erfolg nicht nachgelassen, und die optimistischsten Erwartungen wurden übertroffen. An die 40 000 Besucher haben sich innerhalb eines halben Jahres eingefunden, Zeichen einer dauerhaften Treue und einer echten Neugierde gegenüber einer Kultureinrichtung, die im Elsass und darüber hinaus ihresgleichen sucht.

2011 wurde einem Teil der Schlettstädter Humanistenbibliothek die Ehre zuteil, in das Welterbe der UNESCO aufgenommen zu werden, und zwar in die Liste des Dokumentenerbes der ehrwürdigen Institution. Es handelt sich hierbei um die ehemalige Privatbibliothek des Humanisten Beatus Rhenanus (1485–1547), eines gebürtigen Schlettstädters sowie Freundes und engen Mitarbeiters des Erasmus von Rotterdam, nachdem dieser sich in Basel niedergelassen hatte.

Kurz vor seinem Tod 1547 vermachte Beatus Rhenanus, der sich fern des unruhigen Treibens von Straßburg und Basel und fern des Reformationslärms seit einigen Jahren nach dem

Panorama der Place Kubler in Schlettstadt. Foto: Ville de Sélestat

katholisch gebliebenen Schlettstadt zurückgezogen hatte – er selbst war wie sein Lehrer Erasmus dem alten Glauben treu geblieben –, seiner Vaterstadt seine außergewöhnliche Büchersammlung, die 670 Bände mit ungefähr 2300 Drucken und Manuskripten umfasste.

Was ist an diesem Vermächtnis, das wir heute in der Humanistenbibliothek aufbewahren, so außergewöhnlich? Es ist die seltene und vollständige Bibliothek eines deutschen Gelehrten – das Elsass war damals Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation –, eines herausragenden Vertreters des oberrheinischen *Renaissance-Humanismus,* der lebenslang als Student, als Philologe sowie als Herausgeber seine Privatbibliothek aufgebaut und erweitert hat, die ein Spiegel seiner eigenen Zeit ist, aber auch – Humanismus verpflichtet – der Antike, die damals erneut im Mittelpunkt des Interesses stand.

So sind wir in doppelter Weise Erben einer Bibliothek der Renaissance und auch einer Bibliothek des Altertums, die darin enthalten ist. Wir sind durch ein doppeltes Weitergeben in Anspruch genommen: das der Antike durch die Renaissance und das der Renaissance durch unsere eigene Bemühung, in diesem Fall mithilfe der Schlettstädter Humanistenbibliothek, die in gleicher Weise Museum und Bibliothek ist, mithin direkt mit zwei unterschiedlichen Besucherkreisen zu tun hat, nämlich der Welt der Gelehrten und Forscher einerseits und der Welt des Kulturtourismus andererseits.

Dokumentenerbe[2]

Die Aufnahme der Bibliothek des Beatus Rhenanus in die Liste des Dokumentenerbes der UNESCO ist für uns gleichzeitig Anerkennung und Ansporn. Es ist schmeichelhaft und verdienstvoll, auf einer Liste zu erscheinen, wo wir bereits im französischen Rahmen Seite an Seite auftreten mit der Erklärung der Menschenrechte, den Filmen der Gebrüder Lumière, dem Aufruf de Gaulles vom 18. Juni 1940, der Einführung des Dezimalsystems, dem Wandteppich von Bayeux und, um wieder in unseren eigenen Dunstkreis zurückzukehren, der Bibliothek der Abtei von Clairvaux zur Zeit von Pierre Virey (1472).

Die Liste des Dokumentenerbes hat auch ihre Verpflichtungen, gewiss, aber wer würde ihnen nicht zustimmen? Dieses Programm ist neueren Datums. Es wurde 1992 beschlossen und hat zum Ziel, dem Verlust großer Teile des dokumentarischen Weltgedächtnisses entgegenzuwirken. Denn in Gefahr ist ja nicht nur das architektonische Erbe. Das aufgeschriebene Gedächtnis ist ebenso verletzlich, wenn

nicht noch mehr. Sein Verlust erfolgt schleichend. Man bemerkt ihn nicht, außer wenn die Bibliotheken brennen. Er macht keinen Lärm. Ein Schneidmesser oder eine Schere, und schon sind Teile von Urkunden oder von Büchern unwiderruflich verloren. Solche Verluste sind der Alptraum der Bibliothekare und Archivare. Und was ist mit all jenen Archiven, deren Dokumente nie als aufbewahrenswürdig eingestuft werden, weil ihre Besitzer den zukünftigen historischen Wert nicht erkennen?

Es kann diesem Programm der UNESCO nur zur Ehre gereichen, wenn es versucht, »den kollektiven Gedächtnisschwund zu vermeiden, die Erhaltung der in Archiven und Bibliotheken vorhandenen Sammlungen in der ganzen Welt zu fördern und ihre größtmögliche Verbreitung sicherzustellen.«

Diese Herausforderung nimmt man gerne an. Für eine solche Klassifizierung lohnt es sich, alle Kräfte zu mobilisieren, selbst wenn man nur eine kleine Stadt von 20 000 Einwohnern ist, noch dazu in Nachbarschaft einiger Zentren mit hoher kultureller und touristischer Attraktivität (Straßburg, Basel, Freiburg). Doch bevor wir uns mit dem Erbe beschäftigen, dessen Inwertsetzung uns zugefallen ist, wollen wir uns dem Erbe zuwenden, das Beatus Rhenanus in seiner Zeit zusammengestellt hat. Richten wir ein wenig unser Interesse auf die Humanisten, die als Philologen und Pädagogen bestrebt sind, sowohl die Kenntnis der Antike voranzubringen als auch den christlichen Glauben und das christliche Leben im Herbst des Mittelalters zu stärken.

Die klassische Literatur erneuern, den Glauben stärken

Wir neigen heute dazu zu vergessen, dass der Humanismus, der seit dem *Quattrocento* aus Italien gekommen war und einen Großteil Europas erobern sollte, ein christlicher Humanismus war, dessen Hauptakteure bemüht waren, die klassische Literatur zu erneuern, die für sie die gute Literatur war, und von denen einige sich auch anstrengten, die Kirche zu reformieren, ohne notwendigerweise mit ihr brechen zu wollen. Für Erasmus von Rotterdam war dies ein lebenslanger Kampf, in dem ihm die Mehrheit der damaligen elsässischen Humanisten zur Seite stand.

Zwischen Vogesen und Rhein haben es vier von ihnen zu einiger Bekanntheit gebracht: Geiler von Kaysersberg (1445–1510), der leidenschaftliche Prediger des Straßburger Münsters, Streiter gegen den Sittenverfall seiner Zeitgenossen; Sebastian Brant, Erfolgsautor des *Narrenschiffs* 1494, einer kraftvollen und umfassenden Satire gegen die Auflösungserscheinungen der Gesellschaft; Jakob Wimpfeling (1450–1528), vollendeter Pädagoge und engagierter Historiker, wie Beatus Rhenanus aus der Reichsstadt Schlettstadt stammend, die in ihren Mauern eine angesehene Pfarrschule barg, nämlich die Lateinschule, die im Elsass die Ausbildungsstätte des Humanismus war[3].

Das Elsass verfügte am Ende des Mittelalters nämlich über keine Universität. Die elsässischen Studenten gingen meistens auf die Universitäten der Umgebung: Heidelberg, gegründet 1386, und vor allem die neuen Universitäten Basel und Freiburg, die kurz vor 1460 in der Folge des Basler Konzils gegründet worden waren. Geiler hatte in Freiburg und Basel studiert, Wimpfeling in Freiburg, Erfurt und vor allem Heidelberg. Brant hatte sich für Basel entschieden. Als Einziger von den Vieren studierte Beatus Rhenanus in Paris. Wir werden darauf zurückkommen.

In die Universität wurde man damals im Allgemeinen sehr jung aufgenommen, meist

mit fünfzehn Jahren, nachdem man sich seine ersten Sporen in einer Klosterschule, den *Studia* der Dominikaner, Franziskaner oder Augustiner verdient hatte oder in den Pfarrschulen, die oft auch von den Städten mitgetragen wurden. Sie wurden gewöhnlich von Pädagogen geleitet, die von der Universität kamen. So auch die Schlettstädter Lateinschule, wo der Humanismus in der Mitte des 15. Jahrhunderts Wurzeln fasste.

Die Schlettstädter Lateinschule: eine Talentschmiede

In Ermangelung einer Universität war hier die Ausbildungsstätte für die künftige Elite. Wimpfeling und Rhenanus studierten hier, ebenso Martin Bucer, einer der großen deutschen protestantischen Reformatoren. Der berühmte Basler Drucker Johann Amerbach schickte seine drei Sprösslinge hierher: Bruno, Basilius und Bonifacius. Auch der Walliser Thomas Platter, ein überaus eifriger Student aus armen Verhältnissen, war hier Schüler[4].

Die Berühmtheit der Schule setzte 1441 ein, als ein aus Westfalen stammender Schullehrer, Ludwig Dringenberg, von Johannes von Westhuss, dem Pfarrer der Schlettstädter Pfarrgemeinde St. Georg, nach Schlettstadt berufen wurde. Letzterer war wie viele andere der Überzeugung, dass der Glaube in seiner Pfarrei und im weiteren Sinne der Glaube der Kirche sich nur durch eine gesunde Pädagogik entwickeln könne. Dringenberg war der passende Mann. Er war nicht nur ein guter Lehrmeister, der für die Rückkehr zu den Quellen des klassischen Altertums kämpfte. Er war darüber hinaus ein frommer Christ. Er war Anhänger der *Brüder der Gemeinsamen Lehre* von Deventer, den Vertretern der *Devotio moderna,* denen es um individuelle Moral und inneren Antrieb ging. Ihre pädagogische Methode beruhte auf der praktischen Kenntnis der christlichen Tugenden im Geiste des Evangeliums.

Dringenberg wusste den Weg für seine Nachfolger zu bahnen. Jeder sollte sein Werk mit seinen natürlichen Begabungen fortführen. Alle verstanden es, dem Wort und der Redekunst größte Aufmerksamkeit zu schenken, alle kultivierten die Gabe, in jeder Lage ihre Gedanken zutreffend, klar und überzeugend auf Lateinisch auszudrücken. Und alle waren vorbildliche Christen. Keiner konnte in Verdacht geraten, sich irgend eine sittliche Nachlässigkeit zuschulden kommen zu lassen. Sie waren Pädagogen und Christen in aller Konsequenz, stets darauf bedacht, in der Wissenschaft jede Eitelkeit zu vermeiden, die den Geist aufbläht anstatt ihn zu stärken.

Ob als ausgezeichnete Humanisten oder als überzeugte Lehrmeister hatten sie die berühmte Formel des Erasmus vorgelebt: »*Homines non nascuntur, sed funguntur*« — der Mensch wird nicht als Mensch geboren, sondern als solcher erzogen. Hierin liegt sein Unterschied zu allen anderen lebenden Arten des Pflanzen- und Tierreiches. Seine Zukunft wird gesteuert durch intellektuelle, affektive und moralische Bildung, selbst durch körperliche Ertüchtigung. Ein Grund mehr, der Erziehung Vorrang einzuräumen. Was sich für Erasmus von selbst verstand, war ganz genau so natürlich für die elsässischen Humanisten wie auch für die Lehrer der Schlettstädter Lateinschule[5].

Jakob Wimpfeling (1450–1528), der andere Schlettstädter Humanist, war Schüler der dortigen Lateinschule gewesen. Als anerkannter Pädagoge, den man den *Praeceptor Germaniae* nannte, hinterließ er ein reiches Werk mit dem Schwerpunkt auf Fragen der Erziehung.

Beatus Rhenanus war ebenfalls Schüler derselben Anstalt. Sein Schulheft, das man

Portrait von Beatus Rhenanus

ehrfurchtsvoll bewahrt hat und das jetzt in der renovierten Humanistenbibliothek ausführlich präsentiert und kommentiert wird, verrät einen fleißigen Schüler, der eifrig den Unterrichtsstoff mitschrieb. Wenn man in seinem anrührenden Heft blättert, kann man sich vorstellen, wie er bei Hieronymus Gebwiler Latein lernte, indem er sich in die *Bucolica* und *Georgica* von Vergil vertiefte, in die *Fasti* von Ovid oder die Epigramme von Martial.

Lehren und lernen; lernen wie der junge Beatus, lehren wie seine Schlettstädter Lehrmeister, denen in der aufnahmefähigen Zeit des Heranwachsens ihrer Schüler alles noch möglich war.

Solcherart war das Gepäck, das die Schlettstädter Lateinschule ihren Zöglingen mit auf den Weg gab. Während einiger Jahrzehnte brachte sie eine Ernte von hochgebildeten Gelehrten hervor, die Erasmus dermaßen begeisterte, dass er in seinem Lob Schlettstadts von 1515 bezeugt: »Andere Städte bringen nur Menschen hervor. Aus Deinem Schoß aber kommen Genies. Deine Fruchtbarkeit bereichert das Universum …«[6]. Trotz des emphatischen Tons ist das Kompliment verdient. Während seiner gesamten Geschichte hat Schlettstadt nicht so viele Talente hervorgebracht.

Zurück zu den Quellen

Auch wenn der Humanismus eine kulturelle (nämlich ästhetische, literarische und pädagogische) Bewegung ist, auch wenn er manchmal von der Reformation untergraben wurde, so ist er auch und vor allem eine wissenschaftliche Disziplin. Ein Handwerk gewissermaßen! Ihm ist es zu verdanken, dass die Textkritik Fortschritte machte. Man begibt sich auf die Jagd nach dem Original, man versucht dessen Sprache zu verstehen, die man bei den besten Professoren erlernt, bevor man seinerseits Experte im Griechischen, im Lateinischen und sogar im Hebräischen wird. Man macht sich wohlgemerkt die Erfindung des Buchdrucks zunutze, um die alten Autoren zu erklären und zu verbreiten.

Den Urzustand einer Quelle aufspüren, und zwar in der Originalsprache, dies ist eine Sucharbeit, an der sich viele Humanisten beteiligen, vom größten unter ihnen, Erasmus, bis zu den bescheideneren oder vielmehr weniger bekannten wie Beatus Rhenanus. Hierfür bereitet man sich vor, man studiert, und scheut keine Mühe. Erasmus hat, um seine Griechischkenntnisse zu verbessern, byzantinische Gräzisten aufgesucht, die nach Venedig emigriert waren. Beatus Rhenanus hat Griechisch in Paris bei Georgios Hermony-

Ausstellungsraum in der Bibliothek. Foto: Ville de Sélestat

mos von Sparta gelernt, der schon Guillaume Budé, Jacques Lefèvre d'Etaples (Jacobus Faber Stapulensis) und, wohlbemerkt, Erasmus unterrichtet hatte[7].

In der Zeit seines Pariser Aufenthalts von 1503 bis 1507 am *Collège du cardinal Lemoine* lernte der junge Schlettstädter Poesie bei dem Italiener Faustus Andrelinus, Philosophie und Dialektik bei dem Aristoteliker Jacques Lefèvre d'Etaples, dessen Freund er wurde. Er nutzte seinen Pariser Aufenthalt, um sich bei Henri Estienne dem Älteren Kenntnisse in der Drucktechnik zu verschaffen, mit dem Ziel, die Genauigkeit zu erreichen, die für eine gute Korrekturtätigkeit unverzichtbar ist. Nach seiner Rückkehr ins Elsass war er durch den Besitz solider geistiger und technischer Kenntnisse so weit, dass er mit anerkannten Buchdruckern zusammenarbeiten konnte, nämlich mit Matthias Schürer in Straßburg, später ab 1511 mit Johann Amerbach wie auch mit Johann Frobe in Basel.

Insgesamt hinterlässt uns Beatus Rhenanus außer einer unvergleichlichen Bibliothek ein überreiches Werk als Herausgeber, worin sich seine Fertigkeiten als Philologe und als Korrektor zeigen. Er hat 35 humanistische Werke auf Latein herausgegeben und mit einem Vorwort versehen, darunter die von seinem Pariser Lehrer Faustus Andrelinus, Werke von Theodor Gaza, Michael Marullus, Janus Pannonius, Thomas Morus und vor allem Erasmus. 1540, drei Jahre nach dem Tod seines Freundes Erasmus, veröffentlichte er in Basel dessen Gesamtwerk sowie dessen Biographie. Wir müssen in Erinnerung rufen: Beatus Rhenanus war der erste Biograph des Erasmus von Rotterdam.

Wir verdanken ihm aber auch die Herausgabe von fünf Kirchenvätern: Gregor von Nyssa (1512), Basilius d. Gr. (1514), Tertullian (1521), die Kirchengeschichte des Eusebius von Caesarea (1521) und schließlich Johannes Chrysostomus (1540). Er widmete außerdem seine ganze Kraft und sein ganzes Wissen den alten Klassikern, von denen er einige mit einem Vorwort versah wie Plinius den Jüngeren, Sueton (1514), oder die er kommentierte wie Seneca (1515), Quintus Curtius (1518), Velleius Paterculus (1522), Plinius den Älteren (1526), Tacitus (1533), Titus Livius (1533). Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass er auch ein ausgezeichneter Historiker war. Wir haben seine Biographie des Erasmus von 1540 genannt. Dreißig Jahre zuvor, 1510, hatte er die des ersten und ältesten elsässischen Humanisten verfasst, nämlich des ebenfalls schon erwähnten Geiler von Kaysersberg. Zwischenzeitlich hatte er 1531 die meisterliche Beherrschung einer Geschichtswissenschaft, die der Quellensuche und Quellenkritik Vorrang einräumt, durch die Veröffentlichung der Geschichte Deutschlands *Rerum Germanicarum libri tres,* einem Standardwerk, unter Beweis gestellt.

Als »Gelehrter beider Sprachen« *(lingua doctus utraque),* so die schöne Lobrede seines Freundes Erasmus, beteiligte sich Beatus Rhenanus durch seine mit Vorworten oder Kommentaren versehenen Ausgaben in vollem Umfang an der außergewöhnlichen Arbeit des Weitergebens der Antike, die den Humanisten in Europa zugefallen war.

Weitergeben in heutiger Zeit

Die Humanistenbibliothek wurde im Juni 2018 wiedereröffnet, nach vierjähriger Pause, die notwendig war, um über ihr Wesen und ihre Zukunft nachzudenken und um ein kühnes architektonisches Erneuerungskonzept zu beschreiten. Wie kann man uns Heutigen den Inhalt einer ebenso reichhaltigen wie schwierigen Sammlung weitergeben? Schließlich »vermarktet« man den Humanismus nicht wie eine Gemäldesammlung oder ein Spielzeugmuseum. Die Schlettstädter Einrichtung kann noch so sehr als Museum betrachtet werden, sie ist und bleibt eine Bibliothek, die nach anderen Regeln funktioniert als ein Museum.

So warten die Stadtväter auf Touristen, während die Konservatoren auf Forscher und die Museumspädagogen auf Schulklassen warten. Man muss eben verschiedenerlei Kundschaft zufriedenstellen.

Es ging darum, einen Rahmen oder vielmehr eine edle Hülle zu gestalten, möglichst hochkarätig, durch einen bekannten Architekten zum Beispiel. Für unsere Bedürfnisse erwies sich Rudy Ricciotti als Glücksfall. Der Schöpfer des *Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée* (MuCEM) in Marseille und Preisträger des *grand prix national de l'architecture* von 2016, ist kein Unbekannter. Er war bestens geeignet, ein Gleichgewicht zu finden zwischen Tradition und Moderne in einer Region, die sich manchmal gegen architektonische Neuerungen sträubt und in der das historische Erbe schwer wiegt[8].

Sich verwurzeln in dem dichten Geflecht der engen Gassen und der kleinen Plätze des historischen Stadtzentrums, dem Bestehenden eine Erweiterung hinzufügen, wo Pfeiler aus rosa Sandstein, dem für unsere nördlichen Kirchen so kennzeichnenden Material, sich harmonisch abwechseln mit Glasflächen, die für Transparenz stehen und gleichsam ein Licht aufnehmen, das in mediterranen Gefilden die Häuser umflutet: All dies war eine wundervolle architektonische Lösung, um dem Humanismus eine Bleibe zu geben und

Merowingisches Lektionar aus dem 7. Jahrhundert.
Foto: Claude Truong-Ngoc/Wikimedia Commons

auch daran zu erinnern, dass dieser ja aus Italien stammt und nördlich der Alpen Wurzeln gefasst hat.

Die ehemalige Kornhalle, in der die Humanistenbibliothek seit Ende des 19. Jh. untergebracht war, wurde komplett umgestaltet. Das Gebäude verfügt nun über große Flächen, um seinen überaus reichen Fundus zu lagern, zu konservieren und zu nutzen, sowie um den Besuchern Zugang und Aufenthalt angenehm zu machen, wie es heutzutage von jeder kulturellen Einrichtung erwartet wird.

Möglichst viele Bücher aufschlagen

Das Hauptziel der Museumsgestaltung war es, möglichst viele Bücher aufzuschlagen, um sie dadurch zugänglicher zu machen. Dies wiederum erfolgt durch das ständige Wechselspiel zwischen traditionellen Inhalten und moderner Technologie. Die Szenographie des Saales, in dem die Dauerausstellung untergebracht ist, stellt den Rahmen und die Atmosphäre der alten Skriptorien wieder her. Auf zahlreichen Lesepulten kann man sogar nach Herzenslust in alten Büchern blättern. Aber das Buch ist digital, und die Bedienungsoberfläche ist ein Touchscreen, mit dem man ungeahnte Dinge bewerkstelligen kann. Insbesondere ist es möglich, in die Feinheiten der Buchmalerei oder in die Textur des Pergaments oder Papiers hineinzuschauen.

Der Besucher mag unbesorgt sein, es gibt auch zahlreiche Originale, und zwar handschriftliche Werke sowie gedruckte Bücher. Die kostbarsten werden zur Schonung im Wechsel ausgestellt. Sie werden aus einer wundervollen Glasvitrine in der Mitte des Ausstellungsraums herausgenommen, wo — dem Auge sichtbar — der Schatz der Bibliothek aufbewahrt wird, nämlich die gesamten Bücher und Dokumente des Beatus Rhenanus. Noch weiter hinten, wiederum hinter Glas, kann man die Silhouetten eifriger Forscher bemerken, für die ein eigener Lesesaal eingerichtet wurde.

Der Kreis ist geschlossen. Auch wenn die Bibliothek teilweise ein Museum geworden ist, bleibt sie doch, was sie immer gewesen ist: eine Bibliothek mit alten Beständen. Neben dem Besuchsangebot für ein breites Publikum bleibt die Förderung von Forschung und wissenschaftlicher Ausstrahlung das Hauptziel dieser schönen Einrichtung, ebenso wie die Zusammenarbeit mit den Universitäten.

Diese geheiligte Funktion der Bibliothek und ihres Schatzes, den sie in ihrem Innern birgt wie ein Tempel das Allerheiligste, findet ihren Widerhall in den Räumlichkeiten für die Besucher, die den Humanismus Schritt für Schritt durch den prosaischen

Werdegang des Beatus Rhenanus entdecken, der, bevor er zum herausragenden Humanisten und Freund des Erasmus von Rotterdam wurde, ein Kind von Schlettstadt war, Metzgersohn, Lateinschüler, der sein Schulheft mit gewissenhafter Sorgfalt führte. Dieser Humanismus aber konkretisiert sich im städtischen Rahmen Schlettstadts, in einer Welt im Umbruch, in der der Buchdruck den Zugang zur Kultur beschleunigt und vervielfacht. Es ist eine Welt, die sich mit jeder großen Entdeckung erweitert, in welcher der »ohne Naht durchgewebte Leibrock Christi« zerrissen wird durch das machtvolle Vordringen der protestantischen Reformation. Die kulturelle Vermittlungsarbeit für die jüngeren und älteren Besucher kann beginnen …

So bleibt es der geneigten Leserschaft überlassen, nach Schlettstadt zu pilgern, um dieser einmaligen Bibliothek zu begegnen. Bitte kommen Sie unbesorgt, denn, wie Alberto Manguel schreibt, »eine Bibliothek ist ein Spiegel aller Bibliotheken«[9].

Anmerkungen

1 B. Plossu, A. Manguel, Bibliothèque humaniste de Sélestat, Pages de Mémoire, Mulhouse, Sélestat, 2015, p. 47.
2 Ville de Sélestat, Dossier Unesco, Mémoire du monde, 2011.
3 F. RAPP, Réformes et Réformation à Strasbourg, Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg, Paris, 1976.
4 F. Rapp, L'Ecole humaniste de Sélestat, in Sélestat 12 siècles d'histoire, Saisons d'Alsace, 1975, pp. 66–76.
5 P. Adam, L'humanisme à Sélestat, Sélestat, 2001.
6 P. Adam, op. cit., p. 7.
7 Zu Beatus Rhenanus siehe J. Hirstein (Hg.), Epistulae Beati Rhenani, la correspondance latine et grecque de Beatus Rhenanus de Sélestat, Vol. 1 (1506–1517), Tournai, Brepols, 2013 und R. Walter, Eintrag Beatus Rhenanus, Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne, p. 3185–3186.
8 Ville de Sélestat, Vers la nouvelle Bibliothèque humaniste «Trésor de la Renaissance», Sélestat, 2016.
9 B. Plossu, A. Manguel, op. cit., p. 53:

Bibliographie

Paul Adam, L'humanisme à Sélestat, Sélestat, 2001.

Gabriel Braeuner, Au cœur de l'Europe humaniste, le génie fécond de Sélestat. Fotographien von Dominique Pichard. Vorwort von Georges Bischoff, Editions du Tourneciel, 2018.

Georges Bischoff, Le siècle de Gutenberg. Strasbourg et la Révolution du livre, Strasbourg, La Nuée Bleue, 2018.

Bernard Plossu, Alberto Manguel, Bibliothèque humaniste de Sélestat, Pages de Mémoire, Mulhouse, Sélestat, 2015.

Francis Rapp, Réformes et Réformation à Strasbourg, Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg, Paris, 1976.

Jean-Claude Saladin, La Renaissance pour les Nuls, Paris, First Editions, 2017.

Humanismus in Europa, hg. v. d. Stiftung »Humanismus heute« des Landes Baden-Württemberg, Heidelberg, 1998.

Epistulae Beati Rhenani, La Correspondance latine et grecque de Beatus Rhenanus de Sélestat, Vol. 1 (1506–1517), hg. v. James Hirstein, Tournai, Brepols, 2003.

Übersetzung aus dem Französischen: Ulrich und Edeltraud Raabe.

Anschrift des Autors:
Gabriel Braeuner
Chancelier de l'Académie d'Alsace (Lettres, Sciences et Arts)
Président de l'Association des Amis de la Bibliothèque humaniste de Sélestat
Président 2018/2019 du Rotary de Sélestat
12 rue du général Galliéni,
67600 Sélestat
gabriel.braeuner@orange.fr

Landpartien Nordschwarzwald

Vier Ausstellungen in vier Stadtmuseen

Sandra Eberle / Heike Kronenwett / Iris Baumgärtner / Daniela Maier / Ferdinand Leikam

Das Weltbad Baden-Baden, Rastatt mit dem Murgtal, Ettlingen als Ausgangspunkt für das Albtal und Karlsruhe-Durlach mit dem Turmberg: Seit dem 19. Jahrhundert zogen diese Orte Reisende und Ausflügler an. Unter dem Thema »Landpartien Nordschwarzwald« widmen sich vier Stadtmuseen in vier Ausstellungen der Geschichte des Tourismus in ihrer Region.

Die Idee eines gemeinschaftlichen Ausstellungsprojekts entstand bereits 2015. Vier Museen, die Stadtmuseen in Baden-Baden und Rastatt, das Museum Ettlingen und das Pfinzgaumuseum Karlsruhe-Durlach, wollten die Region im Süden und Osten von Karlsruhe näher in den Fokus rücken und ihre Häuser enger miteinander vernetzen. Die vielfältige und reichhaltige Geschichte des Fremden- und Ausflugsverkehrs schien dafür besonders geeignet. Zudem verbindet die geschichtsträchtigen Städte Baden-Baden, Rastatt, Ettlingen und Karlsruhe eine lange Historie, unter anderem als alte Residenzen mit ihren bedeutenden Schlossanlagen. Sie waren und sind Reiseziel ebenso wie Ausgangspunkt für Ausflüge in eine der reizvollsten Landschaften des Schwarzwaldes. Im Rahmen des Kooperationsprojekts »Landpartien Nordschwarzwald« wird dieses kulturhistorische und touristische Thema ab Mitte Mai in vier Ausstellungen mit unterschiedlichen lokalen und zeitlichen Schwerpunkten präsentiert. Zu sehen sind malerische Ansichten, Reiseberichte und mehrsprachige Reiseführer, Souvenirs, Fotografien, Gästebücher und weitere Objekte, die das Reisen in all seinen Facetten reichhaltig illustrieren und das große und kleine Glück des »Unterwegs-Seins« bezeugen.

Getragen wird das Kooperationsprojekt von einem einheitlichen Corporate Design und einer gemeinschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit, zu der die gemeinsame Internetpräsenz, Werbeanzeigen und ein vielfältiges Begleitprogramm mit aufeinander abgestimmten Veranstaltungen gehören. Schon vor der Eröffnung der vier Ausstellungen hat das Projekt vielfach positive Aufmerksamkeit

»Aussicht nach dem Murgthale« mit Blick auf das Schloss Eberstein. Stahlstich und Gouache, um 1840 (Stadtmuseum Rastatt)

und Beachtung gefunden – unter anderem Ende Februar auf der art Karlsruhe, wo es an einem gemeinschaftlichen Messestand der beteiligten Museen beworben wurde. Ein reich bebilderter Katalog erscheint im Spätsommer.

Baden-Baden – Reise ins Weltbad

»Am heitersten lebt sich's während des Sommers in Baden-Baden. Es ist die Datscha ganz Europas. Aus Paris, aus England, aus Spanien, aus Petersburg strömen … die Menschen herbei, keineswegs um sich kurieren zu lassen …«

Nicolai Gogol, Schriftsteller, 1836

Adel und Bürgertum, Regenten und Politiker, Künstler und Lebenskünstler: Für sie alle war Baden-Baden ein Muss. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sich der Kurtourismus in der Bäderstadt nach langem Stillstand neu zu entfalten. Als erstes europäisches Luxushotel eröffnete 1809 der Badische Hof. Friedrich Weinbrenner (1766–1826) prägte die Stadt mit seinen klassizistischen Kurbauten, die zunächst noch im Quellgebiet in der Altstadt lagen. Bis zur Mitte des Jahrhunderts – das Kurviertel hatte sich inzwischen an das Flüsschen Oos verlagert – übertraf die Zahl der Gäste zwischen Mai und September jene der Einwohner deutlich. Hotels mit Thermalwasseranschluss, ein Dampfbad und Trinkkuren mit Mineralwasser und Ziegenmolke gehörten zum Angebot. Nach dem Verbot des Glücksspiels 1872 baute man mit dem Friedrichs- und dem Augustabad auch die Bäder weiter aus. Nicht nur Nicolai Gogol berichtete allerdings, dass niemand hier je richtig krank gewesen sei. Für die Touristen standen vor allem zwei Dinge im Vordergrund – das Sehen und Gesehen werden und das Vergnügen.

Bälle und Konzerte, Schauspiel und Roulette trugen zur Unterhaltung bei, aber auch der Aufenthalt im Freien. Man flanierte durch die Kuranlagen oder durch die ab 1839 im Stil des englischen Landschaftsgartens gestaltete Lichtentaler Allee. Doch wagte man sich im Zeitalter der Romantik auch hinaus in die ungebändigte Natur: Bei Spaziergängen und Wanderungen, die seit dem frühen 19. Jahrhundert auch aufgrund ihres gesundheitlichen Aspekts große Bedeutung erlangten, erkundete man die Reize des Nordschwarz-

Blick vom Alten Schloss auf Baden-Baden und seine Umgebung. Farblithografie von Lemercier nach einer Zeichnung von Eugène Ciceri. Paris, 1864. (Stadtmuseum Baden-Baden)

Kloster Lichtenthal. William Palmer, Aquarell in Sepia. Aus einer Serie von sieben Ansichten, um 1839. (Stadtmuseum Baden-Baden)

walds. Mehr als 30 mögliche Wandertouren führen die zahlreichen Reiseführer über die Kurstadt auf. Für längere Ausflüge konnte man Droschken, Pferde und seit etwa 1830 Esel mieten, bevor den Touristen Ende des 19. Jahrhunderts neue, moderne Verkehrsmittel wie Autos und Omnibusse und ab 1910 der von Baden-Oos aus startende Zeppelin zur Verfügung standen.

Besonders beliebt waren neben den Bergen und Aussichtspunkten rund um die Stadt das Kloster Lichtenthal, der Geroldsauer Wasserfall und drei in reizvoller Landschaft gelegene Burgruinen. Das Alte Schloss – Stammsitz des Hauses Baden und stets das wichtigste Ausflugsziel – wurde schon ab 1806 durch die großherzogliche Regierung für Touristen zugänglich gemacht. Neben den mittelalterlichen Gebäuderesten lockte die Burgruine mit ihrem eindrucksvollen Rundblick vom Bergfried und von der Mauerkrone des mächtigen, um 1400 entstandenen Bernhardsbaus. Rund ums Alte Schloss faszinierten die eindrucksvollen Porphyrfelsen am Battert.

Die Schönheit Baden-Badens verewigten nicht nur ortsansässige Maler und Fotografen. Auch künstlerisch begabte Gäste wie Freda von Savigny, die Frau des preußischen Gesandten in Karlsruhe, ließen sich zu reizvollen Aquarellen und Zeichnungen inspirieren. Fürs bürgerliche Publikum wurden in den Kunst- und Buchhandlungen der Stadt Druckgrafiken in großer Zahl angeboten. Besonders humorvoll nimmt Alfred Darjous Lithografien-Album »Les plaisirs de Baden« aus den 1860er Jahren das Kurleben und seine Eigenheiten in den Blick: An den Mauern des Alten Schlosses hängen waghalsige Damen mit Reifrock, die Schwarzwaldberge müssen ein Übermaß an Reitern und die Touristen auf Einkaufstour das Gewicht der zahllosen Souvenirs verkraften.

Le Plaisirs de Baden. Titelblatt eines Albums mit 30 Lithografien von Alfred Darjou. Paris um 1865. (Stadtmuseum Baden-Baden)

Die vielfältigen bildlichen Zeugnisse geben zusammen mit den erhaltenen Bonmots der Gäste noch heute ein lebendiges Bild vom Weltbad Baden-Baden ab. In der Ausstellung werden sie durch Utensilien ergänzt, die man vor und während der Reise benötigte – unter anderem sind Leihgaben aus der privaten Kutschensammlung Heinz Scheidel (Mannheim) zu sehen.

Von Rastatt ins romantische Murgtal

»Das Schloß ist ueber alle massen kostbar, regelmäßig, groß, masiv und so vortreflich gelegen, daß wenig seines gleichen in Deutschland seyn werden«.

Johann Georg Eßlinger, 1776

»Besucht das schöne Schloss Rastatt«. Hinweisschild für das Rastatter Schloss. Robert Matthäi, Rastatt, um 1935. (Stadtmuseum Rastatt)

Rastatts beeindruckende Schlossanlage Markgraf Ludwig Wilhelms (1655–1707), der sich durch die Türkensiege in Europa einen großen Namen gemacht hatte, das geschlossene barocke Stadtbild und die bedeutenden historischen Ereignisse gaben dem Reisenden schon im 18. Jahrhundert Anlass, der Stadt Rastatt einen Besuch abzustatten. Gerne legten Durchreisende, die von Basel und Straßburg oder auch von Norden kamen, an der Poststation Rastatt eine Pause ein, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Sie waren auf der Grand Tour, die in der Aufklärung große Bedeutung gewann. Adlige wie Bürger begaben sich nun auf Reisen, vor allem um sich zu bilden. Fürsten- und Residenzstädte wie Rastatt wurden im deutschsprachigen Raum die bevorzugten Reiseziele. Es erschienen Reiseführer, die Routen mit ihren Sehenswürdigkeiten vorgaben. Reisetagebücher berichten bis heute über individuelle Eindrücke und Stimmungen und vermitteln ein zeitgenössisches Bild der aufgesuchten Orte. So kam der bekannte schottische Reiseschriftsteller James Boswell, der zwischen 1763 und 1765 Europa bereiste, an den Rastatter Hof. Er beabsichtigte, wie so viele andere, das Schloss Markgraf Ludwig Wilhelms zu sehen, insbesondere das Kabinett, in dem 1714 der berühmte Rastatter Frieden unterzeichnet worden war.

In der Zeit nach 1771, nachdem Rastatt seinen Residenzstatus verloren hatte, wurde die Stadt bedeutungslos. Nur noch vereinzelt kamen Besucher, die der Poststation wegen Halt machten. Das sollte sich bald ändern, denn 1797 wurde die Stadt erneut Schauplatz von Friedensverhandlungen. Als der Rastatter Kongress begann, blickte ganz Europa erwartungsvoll auf dieses Ereignis. Nun gehörte es zum guten Ton, der Stadt einen Besuch abzustatten, um mit einem Kongressdeputierten zu speisen und Neuigkeiten zu erfahren. Unter Ihnen befanden sich bekannte Persönlichkeiten wie der Dichter Friedrich Hölderlin, der Naturforscher Alexander von Humboldt oder der französische Mineraloge Barthélmy Faujas. Während des 18 Monate dauernden Kongresses weilten über 800 Fremde in Rastatt, Theatertruppen und Orchester gastierten hier und sorgten für eine gehobene Unterhaltung. Von Rastatt aus unternahmen Deputierte und Gäste Ausflüge ins nahe Schloss Favorite und ins Murgtal.

Während das biedermeierliche Rastatt später als Sitz des Hofgerichts und des Mittelrheinkreises an Bedeutung gewann und Fremde anzog, beendete der Festungsbau ab 1842 diese kurze Blütezeit. Das zur Militärstadt gewordene Rastatt war durch Festungswälle eingeschlossen, der Bahnhof lag außerhalb und die Reisenden fuhren an der Stadt vorbei. Erst mit der Niederlegung der Festung ab 1890 und den vielen Bemühungen, den mittlerweile anderenorts prächtig florierenden Fremdenverkehr auch auf Rastatt zu lenken, veränderte sich allmählich diese desolate Situation, ein Thema, das die Ausstellung aufgreifen wird.

Gartenseite von Schloss Favorite mit Ausflugsgästen. Tony Johannot. Lithographie, koloriert, um 1830. (Stadtmuseum Rastatt)

Der Schwarzenbach. Jules Coignet. Lithographie, um 1840. (Stadtmuseum Rastatt)

Das Reisen wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts in komfortableren Reisekutschen angenehmer und auch der Wunsch, sich in die Natur zu begeben, wuchs. Die Reisenden entdeckten nun den Schwarzwald. Besonders das Murgtal hatte es ihnen angetan, das in den Reisebeschreibungen auch als badische Schweiz bezeichnet wird. Es bot ihnen jene Ideallandschaft, wie sie auch die Landschaftsgemälde der Zeit festhalten. Der Eingang des Murgtals bei Rotenfels wurde von den Künstlern, deren Vorstellung sichtbar vom englischen Landschaftsgarten geprägt war, als weite liebliche, beinahe arkadische Landschaft dargestellt. Kultivierte, sanft modellierte Wiesenfelder mit einzelnen hervorgehobenen Baumgruppen und die klassizistischen Architekturen bei Rotenfels erfüllten dieses Bild. Eine »erhabene«, wilde und unwegsame Gegend erlebten die Romantiker im oberen Murgtal, wo die Wassermassen des Schwarzenbachs noch ungebremst hinab in die Murg stürzten, das Tal eng war und von einer pittoresken Felslandschaft geformt wurde.

Die zeitgenössischen Reisebeschreibungen erwähnen die unvergesslichen Ausblicke von Schloss Eberstein. Von hier aus konnten die zahlreichen Sommergäste im Nordwesten das Rheintal und in der Ferne die Vogesen sehen und auf der anderen Seite die ausgedehnte Weite des Nordschwarzwalds genießen. Die Verkehrswege wurden schließlich ausgebaut und das Murgtal spätestens mit dem Bau der Murgtalbahn, dessen erster Abschnitt vor genau 150 Jahren abgeschlossen war, immer besser erreichbar. Die pittoresken Städtchen, die abwechslungsreichen Wanderwege und die schroffen Felslandschaften lockten mehr und mehr Wanderer, Tagesausflügler und Übernachtungsgäste an. Der Murgtalreisende sehnte sich, wie heute, nach Erholung und Genesung. So entstanden Badeeinrichtungen in Rotenfels und Gernsbach, die, mit Blick auf das benachbarte Baden-Baden, die Attraktivität steigern sollten.

Die beiden Weltkriege und die wirtschaftlich schwierige Zeit der Weimarer Republik bedeuteten einen deutlichen Einbruch

im Fremdenverkehr. Der Tourismus musste in den 1950er Jahren neu starten und veränderte sich. Mit dem legendären »Dortmund-Express« kamen nun die Kumpels aus den Kohlerevieren aus dem Rheinland, um die gute Luft des Murgtals zu atmen.

Die Ausstellung im Stadtmuseum Rastatt widmet sich diesem Themenfächer in sieben Kapiteln, die unter anderem Rastatt als Reiseziel im 18. und 19. Jahrhundert bis zum Festungsbau, die allmähliche touristische Entwicklung von Schloss Favorite und die Entdeckung des zauberhaften, landschaftlich abwechslungsreichen Murgtals vorstellen. Begleitend findet in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt die Ausstellung »Warum in die Ferne schweifen? Reisende und Reiseziele in der Geschichte« statt. Sie zeigt, zu welch unterschiedlichen Zwecken die Menschen früher reisten. Darüber hinaus präsentiert sie auch Texte einiger erfundener Reisen, die Teil der Weltliteratur geworden sind.

Ettlingen und das reizvolle Albtal

»Wer für das Erhabene und Schöne in der wundervollen Natur echten Sinn hat, den gereue es nimmer des friedlichen Waldtales grüne Hallen zu durchwandeln.«

Dr. Schneider über das Albtal, 1818

Auch das liebliche Albtal, ganz im Norden des Schwarzwaldes zwischen Ettlingen und Bad Herrenalb gelegen, wurde im 19. Jahrhundert von Wanderern und Bildungsreisenden als lohnendes Reiseziel entdeckt. Die romantischen Klosterruinen in Herrenalb und dem benachbarten Örtchen Frauenalb lagen inmitten einer idyllischen Landschaft, die Erholung und Erbauung gleichermaßen versprach, und lockten damit viele Reisende an. Herrenalb avancierte mit der Einrichtung einer Kaltwasserkuranlage zum gefragten Kurort für bürgerliche wie adelige Gäste.

Die künstlerische Erschließung des Schwarzwaldes durch Künstler wie Carl Ludwig Frommel (1789–1863) oder den großherzoglich-badischen Hof-Kupferstecher Ludwig Hoffmeister (1814–1869), die Grafiken in hohen Auflagen herstellten, beflügelten nicht nur die Reiselust, sondern bedienten auch den Wunsch nach qualitätvollen »Souvenirs«. Reiseführer, wie der seit den 1830er Jahren verlegte »Baedeker« mit rotem Leineneinband

Reisenecessaire, verschiedene Materialien, um 1940. Leihgabe des Musée du Bagage, Haguenau. (Musée du Bagage, Haguenau, Francis Claria)

Ettlingen vom weißen Berg gesehen. Lithographie von Chr. K. Kiefer. Druck: Christian Friedrich Müller'sche Lithographieanstalt Karlsruhe, um 1885. (Stadtmuseum Ettlingen)

und der goldfarbenen Beschriftung im Prägedruck, wurden zum wichtigen Werbemittel für die erwachende und rasch wachsende Reisebranche. Neben der Aufzählung von Sehenswürdigkeiten, Naturschönheiten und Freizeitvergnügungen finden sich hier auch praktische Tourenvorschläge mit erläuternden Karten, Hinweise zu Wegstrecken und zur Reisedauer.

Der frühe Ausbau einer breiten Talstrecke für Postkutschen und schließlich 1898 die Errichtung einer Bahnlinie von Karlsruhe über Ettlingen nach Herrenalb schufen die verkehrstechnische Infrastruktur, um die Sommerfrischler bequem ans Ziel zu bringen. In der Folge wurden schöne Spazierwege und Promenaden für die Gäste angelegt. Es entstanden die großen Kurhotels in Ettlingen, Fischweier, Marxzell und Herrenalb, auch Ausflugslokale wie der Gasthof Vogelsang mit herrlicher Aussicht bis in die Rheinebene oder Gasthäuser mit einladenden großen Gärten. Man warb mit »besteingerichteten Fremdenzimmern, reeller Bedienung, zivilen Preisen, Abhaltung von Kränzchen, vorzüglicher Küche und reinen Weinen« und erkannte schnell die weiteren Möglichkeiten des Broterwerbs für die Bevölkerung durch den in Mode gekommenen Tourismus. Und so ist Ettlingen 1906 neben Baden-Baden, Karlsruhe und anderen Gründungsmitglied des ersten badischen Tourismusverbandes, der es sich zum Ziel gesetzt hat, gemeinsam im In- und Ausland um Gäste zu werben.

Die Ausstellung im Museum Ettlingen nimmt die Entwicklung des Reisens in das Albtal und nach Ettlingen in der Zeit von 1800 bis 1960 in den Fokus. Sie folgt der touristischen Entwicklung von dem nach Ruhe und unberührter Natur suchenden städtischen Bürger der Romantik bis zum Tagestouristen, den in den 1950er Jahren die Baumblüten und guten Ausflugslokale nach Ettlingen lockten. Sie zeigt die Art des Reisens mit der Kutsche, dem Karren, der Bahn, zu Fuß oder später mit Zweirädern aller Art und dem Automobil. Ob Picknickkorb, Wanderstock oder vornehmes Reisenecessaire – Reiseutensilien unterschiedlichster Ausführung reflektieren das jeweilige Komfortniveau der Reisenden.

Ettlingen. Kolorierter Stahlstich von Ludwig Hoffmeister (1814–1869), großherzoglich-badischer Hof-Kupferstecher. Karlsruhe, um 1860. (Stadtmuseum Ettlingen)

Unter dem Titel »Deutschland ist auch eine schöne Gegend« beschrieb die Zeitschrift »Unterwegs – Das Reisemagazin für Autofahrer« 1964 verlockende Reiseziele direkt vor der Haustüre. Dieser Trend dauert immer noch an. Mehr noch, werden die heimischen Gefilde als lohnenswerte Urlaubsdestination stärker denn je von der Tourismusbranche vermarktet. Der Nordschwarzwald mit seiner einzigartigen und abwechslungsreichen Natur ist längst durchzogen von Erlebnispfaden, Abenteuer-Tracks und Wanderpfaden. Auch kleinere historische Städtchen wie Ettlingen sind mittlerweile hotspots für Kulturbeflissene.

Die Ausstellung erinnert an den Beginn dieses bürgerlichen Reisens – raus aus der

Stadt und hinaus aufs Land in die Sommerfrische – und fördert dabei Erstaunliches zutage. Lassen Sie sich überraschen.

Durlach: Der Turmberg ruft!

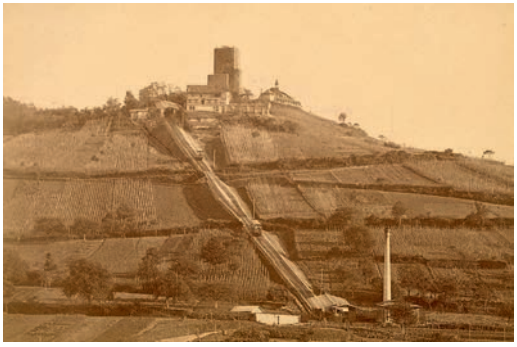
»Von dieser Natur-Scene, besonders bey Sonnen-Auf- und Untergang, vermag die Feder kein vollendetes Gemälde zu geben«.

Theodor Hartleben
über den Blick vom Turmberg, 1815

Die vierte Ausstellung wird vom 1. Juni bis 1. Dezember 2019 im Pfinzgaumuseum in Karlsruhe-Durlach präsentiert. Sie befasst sich mit der touristischen Erschließung und Nutzung des Turmbergs seit dem 19. Jahrhundert. Vielfältige Exponate zeigen auf, wie der Berg zu der Attraktion wurde, die er bis heute ist. Der Turmberg mit seinem markanten, namensgebenden Turm war damals wie heute das weithin sichtbare Erkennungsmerkmal Durlachs. Noch mehr als der Blick nach oben zum Gipfel faszinierte viele Menschen die Aussicht von der Burgruine in die Rheinebene.

Ab den 1870er-Jahren wurde der Turmberg systematisch als Ausflugsziel erschlossen. Zur selben Zeit wandelten sich Karlsruhe und Durlach zu Industriestädten und verzeichneten ein starkes Bevölkerungswachstum. Die Zahl der Menschen, die sich nach Erholung in der Natur sehnten, nahm zu. Ab 1881 führte eine Dampfstraßenbahn von Karlsruhe nach Durlach, die den Bewohnern der Residenzstadt die Anreise erheblich vereinfachte. Eine noch größere Rolle spielte die Eröffnung der Turmbergbahn im Jahr 1888. Sie ersparte den Besuchern den mühsamen Aufstieg über immerhin 100 Höhenmeter und war gleichzeitig selber eine Attraktion: *»Man kann sich in der Tat nichts überraschenderes denken, als wenn man, im Personenwagen der Drahtseilbahn langsam emporsteigend, in wenigen Mi-*

Die Burgruine auf dem Turmberg mit einem Verkaufsstand für Postkarten, 1906 (Pfinzgaumuseum Durlach)



Blick auf den Turmberg mit Turmbergbahn und den Gastwirtschaften »Friedrichshöhe« und »Burghof«, um 1890 (Stadtarchiv Karlsruhe)

Informationen

www.landpartien-nordschwarzwald.de

Stadtmuseum Baden-Baden
Lichtentaler Allee 10
Tel.: 0 72 21 / 93-22 72
www.stadtmuseum-baden-baden.de
Ausstellung: 18. Mai – 10. November 2019
Öffnungszeiten: Di–So 11–18 Uhr

Stadtmuseum Rastatt
Herrenstraße 11 · Tel.: 0 72 22 / 972-84 01
www.stadtmuseum-rastatt.de
Ausstellung:
24. Mai 2019 – 2. Februar 2020
Vernissage: 23. Mai 2019, 18 Uhr
Öffnungszeiten: Do–Sa 12–17 Uhr,
So und Feiertage 11–17 Uhr

Historische Bibliothek der Stadt Rastatt
im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium
Lyzeumstraße 11
Tel.: 0 72 22 / 972-84 20
Ausstellung:
14. Juni 2019 bis 2. Februar 2020
Öffnungszeiten:
Sonn- und Feiertage 11–17 Uhr

Museum Ettlingen
Im Schloss · Tel.: 0 72 43 / 10 12 73
www.museum-ettlingen.de
Ausstellung: 29. Mai – 29. Dezember 2019
Öffnungszeiten:
Mai–August: Mi–So 13–18 Uhr
September–April: Mi–So 11–18 Uhr

Pfinzgaumuseum Karlsruhe-Durlach
Pfinztalstraße 9, Eingang B
Tel.: 07 21 / 133-42 17
www.karlsruhe.de/pfinzgaumuseum
Ausstellung: 1. Juni – 1. Dezember 2019
Öffnungszeiten:
Mi 10–18 Uhr, Sa 14–18 Uhr, So 11–18 Uhr

nuten die begrenzte Talsicht übergehen sieht in das großartige, für das Auge so farbenprächtige Naturpanorama«. Der Durlacher Verschönerungsverein legte auf dem Gipfelplateau Wege an und stellte Bänke auf. Für das leibliche Wohl der Ausflügler wurden Gastwirtschaften gebaut und schon bald erweitert. Verkaufsstände boten Ansichtskarten und verschiedenste Souvenirs an.

Auch Künstlerinnen und Künstler zog der Berg in seinen Bann, wie in der Ausstellung ebenfalls zu sehen ist. Immer wieder diente er Malerinnen und Malern als Motiv, wobei sich insbesondere die Werke von Gustav Kampmann, einem Mitglied der Grötzinger Malerkolonie, bis heute großer Beliebtheit erfreuen. Schriftsteller und Dichter inspirierte der Turmberg ebenso, beispielsweise Hein-

Postkarte mit Blick auf den Turmberg, 1905
(Pfinzgaumuseum Durlach)

rich Vierordt, der einen morgendlichen Aufstieg auf den Gipfel beschrieb: »*Mich zieht's hinauf mit sehnendem Gefühle / In maienfrischer Frühlingsmorgenkühle*«.

Auch mit der weiteren Entwicklung des Turmberg-Tourismus befasst sich die Ausstellung. Sie schildert die Einschnitte, die der Erste Weltkrieg und die daran anschließenden wirtschaftlich schwierigen Jahre mit sich brachten, die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg und den nachfolgenden Aufschwung im Zeichen des Wirtschaftswunders. Ein besonderes Augenmerk liegt auf den ab den 1950er-Jahren entstandenen Plänen für ein Hotel und Restaurant auf dem Berg, die letztlich nicht realisiert wurden. Gleiches gilt für das Vorhaben, die Standseilbahn durch eine Gondelbahn zu ersetzen. Allerdings wurde die Bahn ab 1965 umfassend modernisiert und auf elektrischen Betrieb umgestellt, wovon zahlreiche Fotografien zeugen.

Präsentiert wird ferner der Neubau der Turmbergterrasse mitsamt Veranstaltungsraum, der 2015 eröffnet wurde und die Anziehungskraft des Berges noch zusätzlich erhöht hat. Darüber hinaus dokumentiert die Ausstellung die vielfältigen Freizeitaktivitäten der Besucherinnen und Besucher des Turmbergs und zeigt unter anderem Foto- und Filmaufnahmen aus Privatbesitz. Zeugnisse wie diese verdeutlichen in besonderem Maße die bis heute ungebrochene Attraktivität des Durlacher (und Karlsruher) Hausbergs.

Autoren:
Sandra Eberle M.A. und Heike Kronenwett M.A., Stadtmuseum Baden-Baden
Iris Baumgärtner M.A., Stadtmuseum Rastatt
Daniela Maier M.A., Museum Ettlingen
Dr. Ferdinand Leikam, Pfinzgaumuseum Karlsruhe-Durlach

verlag regionalkultur

versandkostenfrei für Endkunden innerhalb der Bundesrepublik Deutschland
Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • Tel. 07251 36703-0 • www.verlag-regionalkultur.de

Heimatverein Kraichgau e.V. (Hrsg.)

Der Kraichgau – Ein Bildband

Die liebevolle bildliche Darstellung der Kraichgauorte durch ausgezeichnete und engagierte Fotografen findet ihre Ergänzung durch knappe, informative Bildtexte in Deutsch und Englisch. Alteingesessene Kraichgauer werden ihre Region ebenso neu entdecken wie Kraichgau-Freunde von außerhalb!

Hrsg. vom Heimatverein Kraichgau e.V. Fotografien von Jürgen Alberti, Stefan Fuchs, Harald Funke, Arnd Waidelich u. a. Mit Texten von Hartmut Riehl, Bernd Röcker und Jürgen Alberti; engl. Übersetzung von Alexandra Castell-Morley. 120 S. mit ca. 300 farbigen Abb., fester Einband. ISBN 978-3-89735-580-4. EUR 17,90

Hartmut Riehl, Jürgen Alberti

Burgen und Schlösser im Kraichgau

Burgen und Schlösser im Kraichgau – dazu gehören das verspielte Märchenschloss Gondelsheim wie der weithin sichtbare Steinsberg, der „Kompass des Kraichgaus"; das prächtige Bruchsaler Barockschloss zählt ebenso dazu wie die trutzige Ravensburg bei Sulzfeld und die verwunschen wirkende Burg Neidenstein. Hartmut Riehl und Jürgen Alberti haben das reichhaltige Bildmaterial durch markante Informationen zu Geschichte und Baustil ergänzt; Text und Bild vermitteln vielfältige Impressionen der traditionsreichen Adelssitze.

Hartmut Riehl / Jürgen Alberti. 2. überarbeitete Auflage. 132 S. mit 250 Abb., attrakt. quadrat. Format, fester Einband. ISBN 978-3-89735-500-2. EUR 17,90

100 Jahre Badische Verfassung vom 21. März 1919

Konrad Exner

Die Badische Verfassungsurkunde von 1818 galt 100 Jahre. Nach dem Ersten Weltkrieg kam es in Baden sehr schnell zu einer neuen Verfassung, der Badischen Verfassung vom 21. März 1919, die in einer Volksabstimmung mit großer Mehrheit gebilligt wurde. Diese demokratische Verfassung löste die monarchisch geprägte Verfassung von 1818 ab. Die damaligen Grundrechte erschienen in der Verfassung von 1919, sie wurden aber weiter ausgebaut, z. B. durch den Gleichheitsgrundsatz: Männer und Frauen sind vor dem Gesetz gleich. Durch die nationalsozialistische Herrschaft wurde die Badische Verfassung von 1919 nach fast 14 Jahren »aus dem Verkehr gezogen«. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand im südlichen Baden ein neuer Staat mit Namen Baden, der sich eine neue Verfassung, die Verfassung des Landes Baden vom 19. Mai 1947 gab. Dieses Land Baden bestand nur fünf Jahre, weil seit 1953 das Land Baden-Württemberg aus den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern mit der Verfassung des Landes Baden-Württemberg vom 19. November 1953 entstanden ist. Seither gibt es kein eigenständiges Land Baden mehr.

Vorgeschichte

Am 22. August 1918 kamen trotz des Weltkrieges und der sich abzeichnenden militärischen Katastrophe Abgeordnete der beiden Kammern der Landstände in Karlsruhe zusammen, um den hundertsten Geburtstag der badischen Verfassungsurkunde von 1818 zu würdigen. Der Präsident der Zweiten Kammer stellte vor allem die damals in Deutschland kaum erwähnten Grundrechte heraus: das Recht auf Eigentum § 13, das Recht auf Rechtssicherheit §14, das Recht auf freie Presse §17 und das Recht auf Gewissensfreiheit § 18. Er sagte: »Großherzog Karl … hatte … als einer der ersten unter den deutschen Fürsten vor einem Jahrhundert seinem Volke in hochherziger Weise in einer feierlich verbrieften Verfassung auf gewissen Gebieten, namentlich auf jenen der Gesetzgebung und der Besteuerung, eine Mitwirkung eingeräumt und die staatsbürgerlichen Grundrechte der Badener gewährleistet.«[1] Auch der Großherzog hob die Gemeinsamkeit von Fürst und Volk in den letzten einhundert Jahren hervor, indem er sagte: »So stellt sich unser Staat heute als ein wohlgeordnetes, kraftvolles und blühendes Gemeinwesen dar. Das Volk aber, das in den Grenzen dieses Staates lebt und wirkt, ist ein badisches Volk geworden, ein geschlossenes Ganzes von besonderer Eigenart, die auch ich liebe und hochhalte.«[2]

Die Würdigung der Verfassung von 1818 verhallte schnell, denn drei Monate später war

Die badische vorläufige Volksregierung, 1918 (Generallandesarchiv Karlsruhe, GLA J-AC-B/116)

das deutsche Kaiserreich untergegangen und die badische Monarchie bestand nicht mehr. Am 4. November 1918 meuterten in Kiel die Marinesoldaten und am 8. und 9. November griffen die Unruhen auf München und Berlin über, wo jeweils die Republik ausgerufen wurde. Um Unruhen in Karlsruhe nicht hochkommen zu lassen – es gab Protestdemonstrationen, aber kaum gewaltsame Auseinandersetzungen – gründeten weitsichtige Politiker am 9. November 1918 hier einen Wohlfahrtsausschuss, der zusammen mit dem am gleichen Tag gegründeten Soldatenrat das Eigentum der Bürger schützen und für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Diese beiden Gremien billigten eine Ministerliste – von einigen Vertretern der politischen Parteien Badens angestrengt – deren Minister nunmehr die Provisorische Regierung für Baden bildeten, nachdem die Minister der großherzoglichen Regierung ihren Rücktritt verkündet hatten. Die Provisorische Regierung gab nach dem

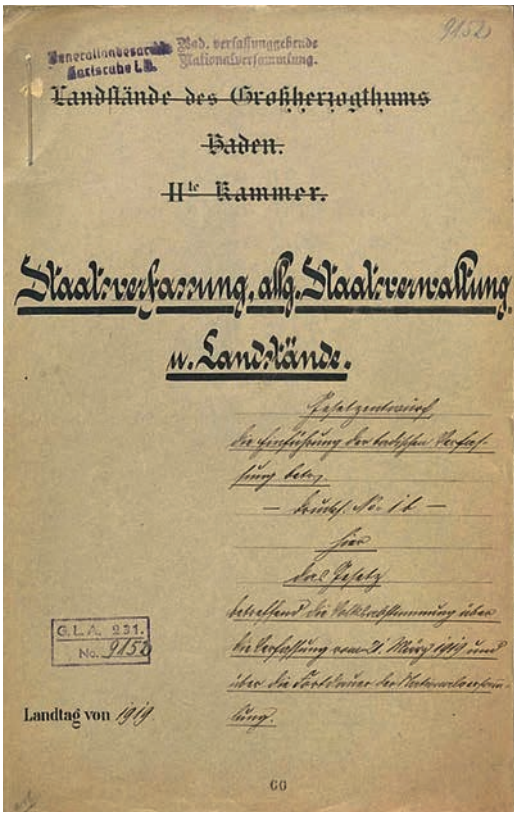
Beschluss des Wohlfahrtsausschusses und des Soldatenrates bekannt, »eine auf Grund des allgemeinen Wahlrechts hervorgegangene Landesversammlung darüber entscheiden (zu) lassen, welche Staatsform, ob Monarchie oder Republik, für Baden maßgebend sein soll(te).«[3] Großherzog Friedrich II. (1857–1928) erklärte die Provisorische Regierung nicht als verfassungsgemäß, aber wegen der »Zeitumstände« wollte er keinen Einspruch gegen sie erheben.

Neben den Soldatenräten entstanden noch die Arbeiterräte in Karlsruhe. Diese beiden konstituierten sich am 11. November 1918 als Landesausschuss badischer Arbeiter- und Soldatenräte. Sie hatten die militärische Macht, während die revolutionär durchgesetzte Provisorische Regierung Badens, die ihren Verordnungen durch die Veröffentlichung im Gesetz- und Verordnungsblatt für Baden Gesetzeskraft verlieh, die zivile Macht ausübte, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Arbeiter- und Soldatenräte waren es auch, die vehement auf die Abschaffung der Monarchie und die Einführung einer Republik drängten. »Sie waren hauptsächlich bestrebt, die Errungenschaften der Revolution sicherzustellen und deren Früchte einzuheimsen.«[4] Als Matthias Erzberger für Deutschland am 11. November 1918 den Waffenstillstand unterschrieb, entschloss sich »Großherzog Friedrich II. am 13. November 1918 auf die Regierungsgewalt (zu) verzicht(en), die Abdankungsurkunde für sich und seine Nachkommen unterschrieb Friedrich II. am 22.11.1918 auf Schloss Langenstein im Hegau.«[5]

Entstehung der Badischen Verfassung

Die vorläufige Badische Regierung erklärte am 14. November 1918, dass eine Nationalversammlung über die Staatsform zu entscheiden habe, und diese am 5. Januar 1919 von allen BadenerInnen über 20 Jahren gewählt werden würde. Das Wahlrecht war allgemein, gleich, geheim und direkt. Die Arbeiter- und Soldatenräte blieben solange bestehen, bis die »demokratische Volksrepublik« auf allen Ebenen, denen des Landes, des Bezirks, des Kreises und der Gemeinde, verwirklicht war. Nachdem der Großherzog nun abgedankt hatte, konnte die Vorläufige Regierung Badens von sich aus die Republik Baden ausrufen. Im Vorfeld zur Wahl der badischen Nationalversammlung arbeiteten vier Parteimitglieder an einem Verfassungsentwurf: Dr. Dietz (SPD), Dr. Glockner (nationalliberal), Dr. Zehnter (Zentrum) und Dr. Weill (FDP). Es entwickelten sich zwei Entwürfe für einen Verfassungsentwurf, den des SPD-Mannes Dr. Dietz und den des nationalliberalen Dr. Glockner. Dietz wollte über seinen Vertragsentwurf nicht mehr verhandeln, und die bürgerlichen Ausschussmitglieder bearbeiteten den Entwurf Glockners. Diese beiden Vertragsentwürfe wurden der Regierung am 23. Dezember 1918 zugestellt. Diese machte deutlich, »dass eine Erste Kammer (im Vertragsentwurf) auf keinen Fall akzeptiert werde. Das war verständlich, denn dieses Haus würde nach der geplanten Zusammensetzung wie bisher nationalliberal geprägt sein.«[6]

Die Wahl zur verfassungsgebenden Nationalversammlung fand am 5. Januar 1919 statt. Von 1 168 409 Wahlberechtigten[7] stimmten fast 88 % ab. Stärkste Kraft in der Nationalversammlung war das Zentrum mit 36,6 %, es folgten die SPD mit 32,1 %, die Deutsche Demokratische Partei mit 22,8 % und die Deutschnationale Volkspartei mit 7 %. Die USPD erreichte mit 1,5 % kein Mandat in der Nationalversammlung.[8] Das Parlament trat am 15. Januar 1919 zur ersten Sitzung zu-



Gesetzentwurf, die Einführung der bad. Verfassung betreffend. (Generallandesarchiv Karlsruhe, 231 Nr. 9152)

sammen und bestätigte die Vorläufige Regierung. Diese legte dem Hohen Haus drei Verfassungsentwürfe zur Beratung vor, den von Dr. Dietz, den von Glockner, Dr. Weill und Dr. Zehnter und den einer Siebener-Kommission der Volksräte Badens. Das Parlament bestimmte einen Verfassungsausschuss, der die Verfassungsentwürfe beriet und abänderte. Der Gesetzentwurf des Verfassungsausschuss über eine Badische Verfassung wurde der Nationalversammlung überwiesen, die sich in erster Lesung vom 19.–21. März 2019 damit auseinandersetzte. Ein abgeänderter Gesetzentwurf wurde in zweiter Lesung »mit 90 Stimmen einhellig angenommen«.[9] Laut § 69 dieser Verfassung musste eine Volksabstimmung stattfinden, damit diese Badische Verfassung gültig würde. Die Volksabstimmung hierüber fand am 13. April 1919 statt und ergab eine große Zustimmung durch die Bevölkerung. Die amtliche Verkündigung dieser Verfassung erfolgte am 25. April 1919.

Am 2. April 1919 wählte die Nationalversammlung als Parlament eine neue Regierung. Damit endete die Aufgabe der Vorläufigen Regierung. Und die durch das Volk legitimierte Nationalversammlung fasste den Beschluss, bis zum 15. Oktober 1921 als Landtag zu arbeiten.

Verfassung vom 21. März 1919[10]

Sie wird in sieben Abschnitte unterteilt und ist mit ihren 69 Paragraphen gegenüber der Verfassungsurkunde vom 22.8.1818 um 14 Paragraphen kürzer.

Der erste Abschnitt handelte »von der Staatsgewalt, der Staatsform, den Staatsgrenzen und der Regierung im allgemeinen.« Er war in die §§ 1–8 gegliedert. Es wurde festgestellt, dass Baden eine demokratische Republik im Deutschen Reich (§ 1) und das badische Volk »Träger der Staatsgewalt« war. Diese wurde ausgeübt durch die Legislative, die Judikative und die Executive (§ 2). Im Unterschied zur badischen Verfassungsurkunde von 1818 hatten die »badischen Staatsbürger« **beiderlei Geschlechts** ab 20 Jahren das Wahlrecht und die Wahl vollzog sich nach den Wahlgrundsätzen des allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Wahlrechts (§ 3). Das Volk nahm an der Gesetzgebung unmittelbar durch das Volksreferendum und mittelbar durch den Landtag teil (§ 6).

Beim Abschnitt zwei ging es um die staatsbürgerlichen und politischen Rechte

der Badener, und dieser Abschnitt umfasste die §§ 9–20. Die BadenerInnen waren alle vor dem Gesetz gleich, bevorrechtigte Stände gab es nicht mehr (§ 9) und alle BadenerInnen waren am gleichen Steueraufkommen beteiligt (§ 10). Die persönliche Freiheit und das Recht auf Eigentum sowie die Gewissens-, die Meinungs-, Vereins- und Versammlungsfreiheit wurden gewährt. Die Meinungsfreiheit umfasste auch die Pressefreiheit (§ 17), die ebenso in der Verfassungsurkunde von 1818 herausgestellt wurde. Niemand durfte bei Strafsachen dem »ordentlichen Richter« entzogen werden (§ 16). Die Schule unterstand der Aufsicht des Staates, sie verwaltete sich selbst. Der Religionsunterricht wurde von den »kirchlichen und religiösen Gemeinschaften organisiert« (§ 19).

Abschnitt drei beinhaltete das »Volksvorschlagsrecht (Volksinitiative) und (die) Volksabstimmung (Volksreferendum)« und umfasste die §§ 21–24. Bei einer Volksinitiative bzw. einem Volksreferendum mussten 80 000 Staatsbürger dem Volksvorschlag zustimmen (§ 21). Wurde der Volksvorschlag durch den Landtag abgelehnt, fand hierüber eine Volksabstimmung statt (§ 22). Volksabstimmungen fanden immer bei Verfassungsänderungen statt (§ 23). Bei Verfassungsänderungen war eine Zweidrittel-Mehrheit der Abstimmenden erforderlich, ansonsten genügte eine einfache Mehrheit (§ 24).

Im vierten Abschnitt ging es um die Volksvertretung, die Zusammensetzung, die Zuständigkeit und die Rechte der Volksvertretung bzw. die Form der Abstimmung (§§ 25–51). Nach den Grundsätzen der Verhältniswahl fand die Wahl der Abgeordneten statt. Das Land Baden wurde in vier Wahlkreise eingeteilt, und ein Abgeordneter erhielt einen Abgeordnetensitz, wenn er 10 000 Stimmen auf sich vereinigen konnte. »Unberücksichtigt geblieben(e) Stimmen« wurden über die Landeslisten gewertet (§ 25). Die Abgeordneten wurden für vier Jahre gewählt. Die Landtagsperiode von vier Jahren teilte sich in vier Sitzungsperioden von je einem Jahr (§ 26). Für jedes Jahr mussten die Einnahmen und Ausgaben des badischen Staates in einem »Finanzgesetz« veranschlagt werden. Es war auch gestattet, das Haushaltsgesetz für zwei Jahre zu erlassen (§ 31). Anleihen konnten nur »auf Grund eines Gesetzes aufgenommen werden«. In dringenden Fällen bei Anleihen bis zu fünf Millionen Mark konnte auch der Landständische Ausschuss die Anleihen bewilligen (§ 34). Der Landtag konnte Untersuchungsausschüsse einrichten, und jeder Abgeordnete hatte das Recht auf Einsichten in die Akten der Staatsverwaltung (§38). »Die Abgeordneten (waren) Vertreter des ganzen Volkes und an Aufträge und Weisungen nicht gebunden.« (§ 40) Kein Angestellter, kein Arbeiter, kein Beamter durfte daran gehindert werden, ein Landtagsmandat zu übernehmen. Zur Vorbereitung auf die Wahl war jeder Person Urlaub zu gewähren (§ 41). Die Abgeordneten besaßen das Zeugnisverweigerungsrecht (§ 44). Bei Abstimmungen im Parlament zählte die einfache Mehrheit, bei Verfassungsänderungen die Zweidrittel-Mehrheit der Abgeordneten bei der Anwesenheit von drei Vierteln aller Abgeordneten (§ 48). Minister und sonstige Regierungsvertreter hatten das Recht auf Zutritt zu den Sitzungen im Parlament. »Auf Verlangen des Landtags« (mussten) die Minister oder sonstigen Regierungsvertreter den Abgeordneten Auskunft erteilen (§ 50).

Bei dem fünften Abschnitt ging es um das Staatsministerium, also um die Zusammensetzung, die Berufung und Abberufung, die Zuständigkeit und die Verantwortlichkeit (§§ 52–59). Das Staatsministerium war die Re-

gierung, die sich aus Ministern und Staatsräten ohne selbstständigen Geschäftsbereich zusammensetzte. Sie wurden von den Abgeordneten des Landtags gewählt. Diese bestimmten aus der Ministerriege für je ein Jahr den Präsidenten des Staatsministeriums, den Staatspräsidenten, und seinen Stellvertreter (§ 52). Ein Minister oder das gesamte Staatsministerium konnte vom Landtag abberufen werden (§ 53). Die Minister, die für ihre Tätigkeit besoldet wurden, durften neben ihrem Ministeramt keine festbesoldete Stelle innehaben (§ 54). Die Mitglieder der Regierung entschieden in kollegialer Form bei einfacher Mehrheit. »Bei Stimmengleichheit gibt der Staatspräsident den Ausschlag.« Wer einen Beschluss mitgetragen hatte, musste ihn auch unterschreiben (§ 55). »Dem Staatsministerium (stand) im Rahmen der Verfassung die Vertretung des Staates« zu, ebenso die Vollziehung und Verwaltung. Wenn das Parlament nicht zusammenkommen konnte, hatte das Staatsministerium das Notverordnungsrecht. Die vom Staatsministerium erlassenen Gesetze und Verordnungen waren nach der Notlage vom Parlament zu genehmigen oder abzulehnen (§ 56).

Abschnitt sechs gibt Auskunft über eine Anklage gegen Mitglieder des Staatsministeriums (§§ 60–64). Der Landtag hatte das Recht, gegen Mitglieder des Staatsministeriums gerichtlich vorzugehen. Dieser Passus in den § 60–64 ähnelt sehr den §§ 67a–67g der Badischen Verfassungsurkunde von 1818 in der Änderung vom 20. Februar 1868.

Im siebten Abschnitt stehen die Schluss- und Übergangsbestimmungen (§§ 65–69). § 65 bestätigte die geltende Rechtslage bis zum Inkrafttreten der Verfassung von 1919. Das Sonderrecht der privaten Stammgüter wurde aufgehoben (§ 66). Die nichtstaatlichen Volksschulen sollten bis Ostern 1925 aufgelöst werden (§ 67).

Zusammenfassung und Ausblick

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges kam das Land Baden schnell zu einer neuen Verfassung. Die Provisorische Regierung hatte es geschafft, dass kaum Gewalt ausgeübt wurde und kein Chaos entstanden war, und so war es in Baden auch nicht zu einer Räterepublik gekommen. Die Wahlen hatten ein klares Bild einer bürgerlichen Regierung ergeben, und die Frauen hatten das Wahlrecht erhalten. Die staatsbürgerlichen und politischen Rechte der Badener in der Verfassungsurkunde von 1818 wurden in die badische Verfassung vom 21. März 1919 aufgenommen und durch weitere Grundrechte erweitert. Die Volkssouveränität durch die Volksinitiative und das Volksreferendum spielte in dieser Verfassung eine wichtige Rolle. Auch konnte der Landtag nun einen Untersuchungsausschuss einsetzen, die Minister mussten dem Landtag Auskünfte geben (Auskunftspflicht) und die Abgeordneten hatten das Zeugnisverweigerungsrecht.

Das Staatsministerium hatte ein Notverordnungsrecht, wenn der Landtag nicht zusammenkommen konnte. Die durch Notverordnung erlassenen Gesetze mussten aber später wieder dem Landtag vorgelegt werden. Das Verfassungsrecht auf Eigentum wurde durch einen Sozialisierungsvorbehalt eingeschränkt. Die badische Verfassung von 1919 war die einzige badische Landesverfassung, die durch ein Volksreferendum bestätigt wurde. »Tatsächlich bildete die Annahme der badischen Verfassung am 13. April durch eine Volksabstimmung die einzige nach diesem Prozedere organisierte Volksabstimmung.«[11] Als die badische Verfassung von 1919 zustande gekommen war, konnten keine Regelungen aus der Reichsverfassung übernommen werden, da diese noch nicht fertig war. Sie trat erst am 11. August 1919 in Kraft.

In der nationalsozialistischen Zeit, als die Gleichschaltungsgesetze des Reiches vom 31. März 1933 und vom 7. April 1934 und das Gesetz vom Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934 verkündet wurden, war die badische Verfassung vom 21. März 1919 nicht mehr anwendbar. Die deutschen Länderparlamente wurden alle aufgelöst.

Die badische Staatsregierung trat am 10. März 1933 zurück, nachdem noch am selben Tag die Ratifikationsurkunden zwischen dem badischen Staat und dem Heiligen Stuhl bzw. der Vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche Badens ausgetauscht wurden.

Nach der nationalsozialistischen Herrschaft entstanden im Südwesten Deutschlands drei Länder, das Land Baden, Württemberg-Baden und Württemberg Hohenzollern. Das Land Baden hat sich mit einer Volksabstimmung am 18. Mai 1947 wieder eine Verfassung gegeben, die »Verfassung des Landes Baden, 19. Mai 1947«. In ihr wurde im Artikel 129 die badische Verfassung vom 21. März 1919 aufgehoben. Die badische Verfassung von 1947 hatte nur fünf Jahre Gültigkeit. Danach ging Baden mit Württemberg eine Verbindung zum Land Baden-Württemberg ein. Die Verfassung für das Land Baden-Württemberg wurde am 11. November 1953 von der Verfassunggebenden Versammlung mit großer Mehrheit angenommen und trat am 16. November 1953 in Kraft. In Artikel 94 (2) der Verfassung von Baden-Württemberg wurde die badische Verfassung von 1947 aufgehoben. Damit bestand Baden als eigenständiges Land nicht mehr.

Anmerkungen

1 Protokoll der gemeinsamen Sitzung beider Kammern der Landstände zur Jahrhundertfeier der Verfassung, in: Verhandlungen der Zweiten Kammer, Jahrgang 1917/18, Karlsruhe 1919, S. 174.
2 Protokoll der gemeinsamen Sitzung beider Kammern der Landstände zur Jahrhundertfeier der Verfassung, in: Verhandlungen der Zweiten Kammer, a. a. O., S. 176.
3 Die Badische Verfassung vom 21. März 1919 nebst den Nebengesetzen, Mannheim 1921, S. 12.
4 Die Badische Verfassung vom 21. März 1919 nebst den Nebengesetzen, a. a. O., S. 30.
5 Konrad Exner, Die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse der Republik Baden in der Zeit der Weimarer Republik, in Badische Heimat 2/2016, S. 293 f.
6 Hans Fenske, 175 Jahre badische Verfassung, Karlsruhe 1993, S. 86.
7 Die Badische Verfassung vom 21. März 1919 nebst den Nebengesetzen, a. a. O., S. 31.
8 Nach: Hans Fenske, 175 Jahre badische Verfassung, a. a. O., S. 86 f.
9 Die Badische Verfassung vom 21. März 1919 nebst den Nebengesetzen, a. a. O., S. 40.
10 Verfassung vom 21. März 1919, in: Hans Fenske, 175 Jahre badische Verfassung, a. a. O., S. 150 ff.
11 Florian Brückner, Parlament – Ausgestaltung des badischen Landtagsgesetzes, www.leo-bw.de

Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim
dr.k.exner@gmx.de

Ein Gespräch mit Volker Ellwanger

Der Keramikkünstler aus Lenzkirch erzählt über sein Schaffen und seine Beziehung zu Baden und dem Hochschwarzwald

Kathleen Mönicke

Volker Ellwanger gehört seit vielen Jahrzehnten zu den führenden deutschen Kunstkeramikern. Fast 30 Jahre lang war er Lehrer an der Schule für Gestaltung in Bern und später Professor an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Seit seiner Emeritierung im Jahr 2000 ist er freischaffend in Lenzkirch tätig. Kathleen Mönicke, Sprecherin der Regionalgruppe Hochschwarzwald, hat sich mit ihm über sein künstlerisches Schaffen und seine Beziehung zu Baden und dem Hochschwarzwald unterhalten.

KM: Herr Ellwanger, Sie gehören seit nunmehr über 50 Jahren zu den wichtigsten Kunstkeramikern in Deutschland. Können Sie uns kurz die Stationen Ihres Werdegangs skizzieren, die für Ihre künstlerische Entwicklung die größte Bedeutung hatten?

VE: Die Frage scheint einfach, aber die Antwort bedarf eigentlich der Darstellung, der in und mit meinem Leben vernetzten dafür relevanten Begebenheiten. Dieser steht das in der Frage enthaltene *kurz* etwas im Wege, trotzdem versuche ich mich mit meiner Antwort kurz zu fassen.

Gewiss steht an erster Stelle mein Elternhaus, das mir eine weitgehende Selbstbestimmung in Bezug auf meine Berufswahl überließ und durch keine existenziellen Bedenken mich auf diesem Weg verunsicherte. Dafür bin ich meinen Eltern – und später in hohem Maße meiner Frau – aber auch einigen meiner Lehrer dankbar.

Ganz wichtig waren auch die kulturellen Impulse, die ich in meinem damaligen Freundeskreis erhielt. Die Begegnung, das Kennenlernen, die Auseinandersetzung mit der modernen und zeitgenössischen Kunst im und

Volker Ellwanger in seinem Lenzkircher Atelier, Januar 2019 (Foto: Kathleen Mönicke)

Keramikgefäß, 1984
(Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

Keramikgefäß, 1988
(Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

neben dem Studium sind wesentliche Bestandteile meiner (Heran)Bildung.

Ich entschied mich ja schon während des Studiums für die Keramik, sehr bald für die Gefäßkeramik, somit lag das »Konfliktgebiet« etwas neben der Bildenden Kunst.

Stationen? – Jetzt mache ich es kurz: die Selbständigkeit in eigener Werkstatt, die Lehrtätigkeit an der Schule für Gestaltung in Bern und an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, die Herausforderung durch Ausstellungen und Wettbewerbe, die lateral stattfindende Malerei und Beschäftigung mit vor- und frühgeschichtlichen Stätten und Funden.

Ein künstlerischer Werdegang ist ein permanenter Prozess. Schlussendlich ist es die Essenz aus allem, die dazu führt, was man ist.

KM: Was fasziniert Sie am Werkstoff Ton, der ja der Hauptwerkstoff in der Keramik ist, am meisten? Warum haben Sie sich gerade der skulpturalen Ausdrucksform zugewandt?

VE: So ist es. Alles was aus Ton hergestellt und im Feuer verfestigt ist, bezeichnet man als Keramik. Es ist also ein weites Gebiet.

Am Ton fasziniert mich seine *anspruchslose Herkunft.* Einfach »nur« Erde. Erde, die sich dank ihrer Plastizität und Brennfähigkeit eine zeitresistente Form geben lässt. Das hört sich sehr lapidar an. Aber dieser Erde, dem Ton, verdanken wir z. B., dank ihrer Zeitresistenz, ein weites Zurückblicken in die Geschichte der Menschheit. (Picasso, so wissen es manche Kunsthistoriker, habe nur wegen ihrer Unvergänglichkeit auch Keramik gemacht.)

Es ergab sich, dass ich meine Arbeit, mit Ausnahme einiger Bronzegefäße, ganz dem irdenen Gefäß widmete. Daraus ergibt sich das Skulpturale.

Doch was ist ein Gefäß? Ein Gefäß zu *erkennen,* erfordert einen Lernprozess. Dieser fragt primär nicht nach dem Gebrauchswert des Gefäßes, er sucht den ästhetischen Wert. Es ist ein Irrtum zu glauben, der ästhetische Wert eines Gefäßes müsse sich durch dessen

Gebrauchswert verringern. Wir alle besitzen Gefäße, die uns im Gebrauch »ans Herz« gewachsen sind.

Aber es ist auch ein Irrtum zu glauben, ein Gefäß würde (automatisch) zum Kunstwerk, wenn man es seiner Brauchbarkeit entzieht.

KM: Fühlen Sie sich von anderen (Keramik-) Künstlern beeinflusst? Wenn ja, von welchen?

VE: Es ist nicht möglich, einen Weg ohne bewusste oder unbewusste Orientierung zu gehen. Außer Bontjes van Beek, meinem Berliner Lehrer, könnte ich keine Namen nennen, die in den ersten Schaffensjahren in gewisser Weise »Vorbilder« waren. Der Umgang mit Bontjes' Leben und Werk führte mich im Verbund mit meiner Arbeit und Lehre zum Erkennen des Wesens eines Gefäßes. Ich erkannte: Das Gefäß hat kein Land, es hat eine Sprache, über deren Grammatik ich zu meinen Gefäßen kam. Es waren die Gefäße der »anonymen Meister«, die meine Arbeiten beeinflussten. Ich meine jene Meister, deren Gefäße aus der Anonymität der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeitläufe bewahrt blieben. Doch suchen wir nach deren Methode um sie nachzuahmen, müssen wir einsehen, dass wir deren Gefäße missverstanden haben, dem Irrtum erlegen sind, an Stelle des SEINS das MACHEN gesetzt zu haben. Das Geheimnis dieser Gefäße ist nicht der Willen ihrer Schöpfer sich SELBST zu produzieren. Diese Erkenntnisse haben meine Arbeit bestimmt, nicht die Produkte von Kollegen.

Urne, Keramik, um 1993
(Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

KM: Sie sind vor allem als Keramiker bekannt. Vor kurzem aber war eine Ausstellung Ihrer Gemälde zum Thema »Eros und Thanatos«

»Das Floß der Medusa I«, Fries, Gouache, 2017 (Foto: Rainer Mertens)

»Das Floß der Medusa II«, Fries, Gouache, 2017 (Foto: Rainer Mertens)

im Kunstforum Hochschwarzwald in Titisee-Neustadt zu sehen. Bedeutet das, dass Sie sich vom keramischen Schaffen abgewendet haben? Oder entdecken Sie im »Unruhestand« ein neues Betätigungsfeld für sich?

VE: Nein, nein – ich hole etwas aus – ich habe das Malen sozusagen aus meiner Kindheit ins weitere Leben gerettet. Fast jedes Kind malt, zeichnet oder tut sonst etwas Kreatives. Das Nützlichkeitsdenken treibt den Heranwachsenden diese »Flausen« aus. Mir ist das nicht passiert. Das Malen stand also vor der Keramik und es hat diese mein ganzes Leben lang begleitet. Mal mehr, mal weniger.

Nach der Aufgabe meiner Lehrtätigkeit habe ich die Malerei intensiviert und sie bekam so nach und nach die Priorität. Die Ausstellung, die Sie ansprechen, war die letzte in der Reihe der Ausstellungen, die ich seither gemacht habe.

Die Arbeit an Gefäßen trat aus verschiedenen Gründen in den Hintergrund. Ich hatte

»Nocturno«, Öl auf Leinwand, 1957
(Foto: Rainer Mertens)

Keramikgefäße, 2012–2013
(Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

Brennofen in Krauschwitz/Oberlausitz mit Keramikgefäßen von Volker Ellwanger, 2012–2013 (Foto: Volker Ellwanger)

»Kaminskys Heimkehr«, Gouache, 2016 (Foto: Rainer Mertens)

den Eindruck, in den vergangenen 60 Jahren genug Töpfe gemacht zu haben. Zum anderen wurde mir die Arbeit körperlich beschwerlich. Trotzdem hatte ich zwischen 2008 und 2013 jährlich einen Arbeitsaufenthalt in der niederschlesischen Oberlausitz. Dort fand ich eine wunderbare Töpferei mit Brennmöglichkeiten, die ich davor noch nie hatte. Die Gefäße habe ich in Lenzkirch geformt und in der Oberlausitz gebrannt. Es wurde mein keramisches Spätwerk.

KM: Sehen Sie Parallelen zwischen Ihrer Malerei und den keramischen Objekten? Was sind die signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Medien?

VE: Als Maler bin ich ja eigentlich konservativ. Ich male (noch) mit Farben Bilder auf Leinwand oder Papier – und diese auch noch – eher gegenständlich als gegenstandslos. Ein Bild beinhaltet im Gemalten meistens eine Thematik, eine Aussage. Bildinhalte können Botschaften vermitteln, Geschichten erzählen, weltanschauliche Aussagen machen etc.

Ein Gefäß thematisiert sich selbst. Es eignet sich nicht als Träger sozialkritischer, politischer, weltanschaulicher Inhalte. Wird es dazu benutzt, wird sein Wesen gebeugt. Das kann eigentlich nur Kitsch werden. Das ist der signifikante Unterschied zur Malerei. Das Narrativ eines Gefäßes ist mit dem der Malerei nicht zu vergleichen. Im Übrigen sind meine Bilder zweidimensional, die Gefäße dreidimensional.

KM: Sie wurden in Baden-Baden geboren und sind im Alter von 20 Jahren zum Studium nach Kassel gegangen (später nach Darmstadt, Berlin, Bern und Mainz). Haben Sie die badische Lebensart in der »Fremde« beibehalten? Was bedeutet für Sie überhaupt »badische Lebensart«?

»Vanitas – Die Geburt der Vergänglichkeit«, Öl auf Leinwand, 2015 (Foto: Rainer Mertens)

VE: Sie haben meine Studien- und Arbeitsorte genannt. Natürlich beeinflusst die *Fremde* im eigenen Lande das tägliche Leben. Doch darüber hinaus können Erfahrungen, die in bereisten Ländern gemacht wurden, ebenso Einfluss auf die Lebensart ausüben.

Ich denke, meine (badische) Lebensart resultiert aus direkter und indirekter Erziehung, Elternhaus, Schule, Arbeitsraum, Begegnung und Umgang mit Kultur etc.; nicht zu vergessen, und für mich eigentlich immer sehr wichtig, die Sprache.

Als ich 1956 nach Berlin kam, war ich unter den Kommilitonen der Süddeutsche und selbstredend katholisch. Als man sich von diesem Klischee befreit hatte und begriff, dass mein Süddeutschland – fast unglaublich! – an Frankreich grenzt, war ich, immerhin, der »Badenser«.

Ich könnte nicht sagen, dass mir die Preußen etwas von meiner badischen Lebensart nahmen. Natürlich musste ich mich bemühen Schriftdeutsch zu sprechen. Das war in den anderen Orten, mit Ausnahme von Bern, nicht anders. In Bern war in der Mundart zu sprechen normal. Ich denke, in Bern konnte ich am ehesten meine badische Lebensart pflegen.

Sie fragen, was für mich *»badische Lebensart«* überhaupt bedeutet. Beim Öffnen dieser persönlichen Gefühlswelt muss man aufpassen, keine Klischeemuster zu bedienen. Mit einigen Begriffen versuche ich etwas von meiner Vorstellung von *badischer Lebensart* wiederzugeben. Dazu gehören eine gewisse Gelassenheit, Toleranz (Schwaben inbegriffen), Weltoffenheit, ein badisches Bewusstsein (Geschichte des Landes), die Freiheit Mundart zu sprechen, Frankophilie, ein wenig Gourmet-Sein. Auf weiteres Glatteis möchte ich mich nicht begeben und zur Toleranz gehört, jedem seine individuelle Auslegung zu lassen.

KM: Ihre keramischen Werke befinden sich unter anderem im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, 1974 und 1980 haben Sie den Staatspreis des Landes Baden-Württemberg erhalten. Erfüllt es Sie mit besonderem Stolz, im eigenen Bundesland auf diese Weise geehrt zu werden? Wie ist Ihr emotionaler Bezug zu Baden(-Württemberg)?

VE: Zum Stolz wurden wir im Elternhause nicht erzogen. In einer Zeit, in der das Volk dauernd stolz sein sollte, kam dieses Wort bei uns nicht vor.

Dass sich Arbeiten von mir in den Landesmuseen in Karlsruhe und Stuttgart befinden, bedeutet für mich, dass sie in den dortigen Gruften gut aufgehoben sind. Das ist der wichtige Aspekt. Da könnte man den Stolz unterbringen. Dass mit wechselnden Kuratoren und Direktoren auch wechselnde Wertschätzungen stattfinden, ist systemimmanent, insofern nicht beunruhigend. Ich denke dabei an die Kunsthalle Mannheim, die mit ih-

Keramikgefäß, um 1978 (Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

Keramikgefäß, um 1968 (Foto: Valentin Feremutsch / Martin Schlotz)

rer Neustrukturierung immerhin wieder einiges aus ihrer reichhaltigen Keramiksammlung ausstellt.

Zu meinem emotionalen Bezug zu Baden und Württemberg muss ich sagen, dass ich einst »Altbadener« war. Doch mit dem Zusammenschluss beider Länder habe ich mich nicht nur abgefunden, sondern auch längst versöhnt. Ich habe das Gefühl, aber auch das Bewusstsein, nicht nur dahin zu gehören, sondern auch da zu sein.

KM: Von 1961 bis 1970 waren Sie in einer eigenen Werkstatt als freischaffender Keramiker in Lenzkirch im Hochschwarzwald tätig. Wie kam es dazu, was hatte Sie in diese Gegend verschlagen?

VE: In der Tat war ich in diesen Jahren freischaffend in Lenzkirch tätig. Man kann aber nicht davon reden, dass es mich in diese Gegend verschlagen hätte.

Das Lenzkircher Haus gehörte meiner Großmutter mütterlicherseits. Ich lebte dort einige Jahre während und nach dem Krieg. Bis 1948 ging ich in Lenzkirch zur Schule. Somit war Lenzkirch für einige Jahre mein erstes Zuhause. Land, Ort, Sprache und das Leben auf dem Land mit den Arbeiten und Eigenheiten der Leute waren mir vertraut. Das hat sich bis heute nicht geändert. Als ich 1961 das Haus übernahm und meine Werkstatt einrichtete, kam ich nicht als Fremder. Es war kein Problem sozial am Altbekannten anzuknüpfen.

KM: Trotz der langjährigen Auswärtstätigkeiten in größeren Städten (1971–1984 in Bern, 1984–2000 in Mainz) haben Sie stets Ihren Wohnsitz im Hochschwarzwald behalten, seit 2000 wohnen Sie ständig in Lenzkirch. Warum? Was fasziniert Sie an dieser ländlichen Gegend – im Gegensatz zur städtischen Kultur und Lebensweise? Empfinden Sie sich mittlerweile als »echten« Hochschwarzwälder?

Kurzvita Volker Ellwanger

1933	in Baden-Baden geboren
1949–52	Ausbildung zum Industriekeramiker in Baden-Baden
1953–57	Studium in Kassel, Darmstadt, Berlin Abschluss: Diplomdesigner
1960–70	freischaffend in eigener Werkstatt in Lenzkirch/ Hochschwarzwald
1971–84	Lehrer an der Schule für Gestaltung Bern/CH
1984–2000	Professur an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz
2000	emeritiert, seither freischaffend in Lenzkirch

VE: In den 30 Jahren meiner Tätigkeit in Bern und Mainz blieb Lenzkirch immer auch Hauptwohnsitz. Da lebte meine Familie, da war mein Atelier, in dem ich in dieser Zeit nach Möglichkeit auch arbeitete. Ich war – wie man das an der Uni nannte – ein Spagat-Professor.

In Mainz wurde ich nie heimisch, doch ich hatte die interessante Arbeit an der Uni.

Bern lag meiner Mentalität näher als Rheinhessen. Doch beides möchte ich nicht missen, beides waren wichtige Stationen in meinem Leben.

Im nördlichen Schwarzwald habe ich um die 20 Jahre gelebt. Im Hochschwarzwald bin ich um die 65 Jahre zu Hause. Das macht mich – auch gefühlsmäßig – zum Hochschwarzwälder.

Meine Mutter war gebürtige Lenzkircherin. Mein Vater war Kurpfälzer. Gesamtbadischer geht's wohl nicht!

Aufgrund meiner Geschichte ist mir der südbadische ländliche Raum vertrauter als der Odenwald. In den Städten, in denen ich lebte, habe ich städtische Kultur und Lebensweise erlebt. Das war gut so, es hat bei mir auch keine dagegenstehenden Aversionen erzeugt. Trotz der kulturellen Vorteile, die größere Städte bieten, möchte ich mein beschauliches Landleben nicht dagegen tauschen. Sicher hat das auch mit dem Altern zu tun, aber – um den strapazierten Begriff zu gebrauchen – dieser ländliche Raum hier oben, war und ist mir mit allen seinen Vor- und Nachteilen Heimat.

Natürlich ist es auch die Schönheit der Landschaft, die mich hier hält. Seit meiner Kindheit hat sie Veränderungen erfahren müssen. Die Veränderung der landwirtschaftlichen Struktur hat hier nicht zum Nachteil der Landschaft geführt. Der Eingriff durch die Überbauungen jedoch, war der Wälder Idylle oft weniger bekömmlich. Fortschritt und Veränderung gehören zur menschlichen Existenz seit der Mensch »strebt«.

Ich hoffe nur, dass durch sein Streben unsere Landschaft nicht in Bollenhut und Kuckucksuhr erstickt – mehr muss ich eigentlich dazu nicht sagen.

KM: Sie engagieren sich seit einigen Jahren in der Interessengemeinschaft Lenzkircher Geschichte und seit 2018 in der Regionalgruppe Hochschwarzwald des Landesvereins Badische Heimat. Können Sie uns etwas mehr von diesem Engagement erzählen? Wie kam es dazu und was sind Ihre Beweggründe?

VE: Die Interessengemeinschaft Lenzkircher Geschichte ist eine eher lockere Gemeinschaft einiger interessierter Lenzkircher Bürger, die sich darum bemühen, dass so manches aus der Ortsgeschichte nicht *vergessen* wird. Praktisch heißt das: am »Stammtisch«

Ideen zusammentragen, zu diskutieren und nach Möglichkeit einiges davon zu realisieren – beispielsweise Ausstellungen zur Ortsgeschichte. Da die Interessengemeinschaft fast ohne Publicity arbeitet, habe ich relativ spät von ihrer Existenz erfahren.

Mit der Unterlenzkircher Ortsgeschichte befasse ich mich seit Jahren, es lag also nahe, mich in der Interessengemeinschaft zu engagieren.

Ein Resultat dieser Beschäftigung ist ein Buch über die *Alten Häuser in Unterlenzkirch*, das ich mit Eugen Fuchshuber gemacht habe. Fuchshuber erstellte den Bildteil, ich erarbeitete die dazugehörenden Texte.

Ortsgeschichte hat in meiner Familie Tradition. Mein Großonkel, Franz Disch, hat die Chroniken von den Städten Wolfach und Zell a. Harmersbach geschrieben. Es muss sich wohl etwas in unseren Genen bewegen.

Die Badische Heimat dagegen war mir schon in der Jugendzeit durch ihre Publikationen ein Begriff, die hin und wieder auf irgendeine Weise in unser Haus kamen. Sie waren und sind ein Baustein meines Geschichtsbewusstseins.

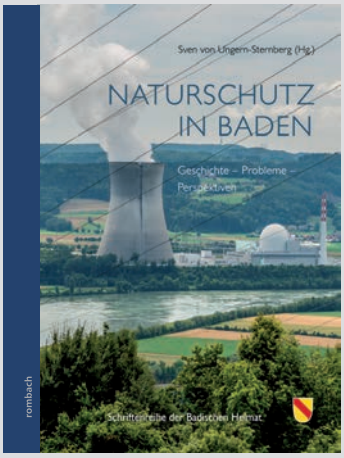
Ein Vortrag, den ich bei einer Veranstaltung der Regionalgruppe Hochschwarzwald hörte, ermunterte mich Mitglied zu werden. Es ging um Themen, die mich interessieren und beschäftigen: Denkmalschutz im weitesten Sinn, das Erhalten überkommener Kulturgüter, die ethnographische Forschung.

Das Interview führte:
Kathleen Mönicke M.A.
Im Schotten 1
79822 Titisee-Neustadt

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Die Kirchenruine auf dem Mauracher Berg (Denzlingen)

Die Zahl 1497 über dem Portal ist vermutlich das Jahr der Erbauung der Kirche, die heute nur noch als Ruine auf dem Mauracher Berg besucht werden kann. In Folge der Reformation des Jahres 1556 verbot der Markgraf die Wallfahrt zum hl. Severin, dem die Kirche geweiht war, und ließ das Gotteshaus schließen. Daraufhin verfiel die (Wallfahrts-)Kirche und wurde, nachdem das Dach eingestürzt war, zur Ruine.

In den Jahren 2011–2016 führte das Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Freiburg innerhalb und außerhalb der Kirchenruine wissenschaftliche Ausgrabungen durch. Dabei kamen zahlreiche Gräber zutage. Die daraus geborgenen Skelette konnten inzwischen mit Hilfe von ^{14}C-Datierungen vor allem dem 12. bis 15. Jahrhundert zugeordnet werden. So lag die Vermutung nahe, dass es bereits vor 1497 eine Vorgängerkirche auf dem Berg gegeben hat. Dabei dürfte es sich um die Pfarrkirche zu Maurach handeln. Denn eine *ecclesia parrochialis ze Muron* ist in den spätmittelalterlichen Urkunden mehrfach bezeugt. Auch die dort tätigen Pfarrer und Vikare haben in der schriftlichen Überlieferung Erwähnung gefunden.

Luftbild der Kirche: Die Mauerzüge von Apsis und rechteckigem Chor im Osten und die frühere Westfassade sind jetzt durch Pflastersteine im Boden kenntlich gemacht (Foto: Sebastian Brather)

Die Archäologen konnten nun unter dem Boden der Kirche von 1497 mehrere Mauerzüge von Vorgängerbauten freilegen. Eine halbrunde Apsis sowie ein jüngerer rechteckiger Chor im Osten der Ruine weisen darauf hin, dass von zwei früheren Kirchenbauten auszugehen ist. Massive Fundamente legen die Vermutung nahe, dass einst im Osten über dem Altar ein Turm stand.

Die Kirchenruine von 1497 auf dem Mauracher Berg in Denzlingen (Frontseite im Westen mit Portal und Südseite mit Nebeneingang) (Foto: Dieter Geuenich)

Die helle Pflasterung im Boden kennzeichnet den Verlauf und die Breite der Fundamente, über denen sich die rechteckige Apsis erhob. Die Bänke sichern den Kirchenraum heute zum Steilhang hin ab (Foto: Dieter Geuenich)

Nachdem die Grabungen abgeschlossen und dokumentiert waren, wurden die Ausgrabungsflächen zugeschüttet und der Boden wieder planiert. Die Denzlinger Bevölkerung hat die Ausgrabungen Jahr für Jahr mit großem Interesse verfolgt. So kam der Wunsch auf, die unter dem Boden entdeckten Mauern oberirdisch zu kennzeichnen. Diesem Wunsch wurde nun mit Zustimmung des Landesdenkmalamts entsprochen: Bauamt und Bauhof der Gemeinde Denzlingen bildeten die Mauerzüge der Vorgängerkirchen durch entsprechende Pflasterungen im Boden der Kirchenruine ab, so dass sich die Besucher ein Bild von den früheren Ausmaßen der Kirche(n) machen können. Über den QR-Code auf einer Tafel, die am Portal angebracht ist, können wissbegierige Smartphone-Besitzer zudem Fotos und Texte und sogar ein Video anschauen, die während der Ausgrabungen erstellt wurden. *Prof. Dr. Dieter Geuenich*

Die Jahreszahl 1497 über dem Portal der Kirchenruine (Foto: Dieter Geuenich)

Literatur

Dieter Geuenich, Curtis in Muron cum ecclesia. Zur Lage und Bedeutung der Kirche zu Maurach (Denzlingen) im Mittelalter, in: Grosso Modo. Quellen und Funde aus Spätantike und Mittelalter. Festschrift für Gerhard Fingerlin zum 75. Geburtstag. Weinstadt 2012, S. 215–224.

Sebastian Brather / Dieter Geuenich / Benjamin Hamm: Die Severinskirche auf dem Mauracher Berg in Denzlingen, in: »s'Eige zeige«. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 31 (2017) S. 135–155.

Sprache aus der Heimat,
Heimat in der Sprache …

Dr. Edgar Zeidler wurde mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2019 der Gemeinde Hausen im Wiesental ausgezeichnet

Unser Lànd[1]
Wo ìsch ùnser Lànd?
I seh's gàr nìmm
's ìsch doch àllerhànd
s Elsàss gìtt' s nìmm !
Wo sìn d' Granzposchta
vom Großa Oschta?
Wo die Granzstei
Vo dam Holzwaj?

Elsass: Land zwischen Rhein und Vogesen. Brückenkopf, Grenzland, »Land dazwischen«. Paradiesapfel und Zankapfel. »Quel beau jardin«, welch schöner Garten …[2]

Die 60. Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental wurde am Hebelabend am 4. Mai 2019 an den elsässischen Dichter und Schriftsteller Edgar Zeidler verliehen. Er ist damit neben Anne Franck-Neumann (1984), Jean Dentinger (1989), Emma Guntz (1997) und Liliane Bertolini (2011) der fünfte Plakettenträger aus dem Elsass.

Edgar Zeidler wurde 1953 in Colmar geboren, ist Oberstudienrat und Doktor der Linguistik, unterrichtet Deutsch am Jean Jacques Henner Gymnasium in Altkirch und Elsässerdeutsch an der Universität des Oberelsass von Mulhouse.

In Metzéral (elsässisch: Matzeral) aufgewachsen und in Colmar großgeworden studierte er Germanistik an der Universität Mulhouse, wo er die Dialektologie-Kurse von Raymond Matzen mit großer Begeisterung besuchte.

Seit 2003 beschäftigt sich Edgar Zeidler intensiv mit der Mundart- und Sprachproblematik im Elsass. Dies führte 2008 zur Veröffentlichung des grundlegenden Werkes über ORTHAL (Orthographe Alsacienne – Elsässische Orthographie). An der Volkshochschule Mulhouse leitet er seit 2005 zahlreiche Projekte über die elsässische Sprache.

Unter der Federführung des von ihm 2007 gegründeten Vereins AGATE (Académie pour une Graphie Alsacienne Transfrontalière) hat Edgar Zeidler in Zusammenarbeit mit verschiedenen Gemeinden und Vereinen zweisprachige Dichterwege eingerichtet und realisiert: Munster (2008), Blienschwiller (2010), Soultzmatt (2011), Lembach (2012), Bischwiller (2014), Wolxheim (2015), DreylandDichterweg Huningue, Weil am Rhein und Basel (2016).

Seit nahezu zehn Jahren schreibt er für die Tageszeitung »L'Alsace« die »Leçons d'alsacien« – Elsässische Lektionen. Davon wurden in den Jahren 2012, 2014 und 2016 drei illustrierte Bände veröffentlicht. Neben seinen zahlreichen Veröffentlichungen in Fachzeitschriften sind bisher fünf Gedichtbände in drei Sprachen (Elsässisch-Deutsch-Französisch) von ihm erschienen.

Der Geehrte arbeitet derzeit mit seiner Arbeitsgruppe an einer Grammatik und an einem dreisprachigen Wörterbuch der elsässischen Mundarten.

Edgar Zeidler ist ein zeitkritischer Autor, seine Texte sind oft satirisch und ironisch.

Er gibt sich zuweilen kämpferisch, zuweilen sinnlich und romantisch, wie Markus Manfred Jung in seiner Laudatio ausführte.

Yves Bisch schreibt im Nachwort zum Gedichtband »Granzstein Bornes Grenzsteine« äußerst zutreffend: »Solange es Kämpfernaturen wie Edgar Zeidler gibt, werden unsere Sprachen des Elsass noch schöne Tage vor sich haben«.

Edgar Zeidler wurde mit der Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette des Jahres 2019 der Gemeinde Hausen im Wiesental durch Bürgermeister Martin Bühler (re.) ausgezeichnet. Zu den ersten Gratulanten gehörte Markus Manfred Jung, der die Laudatio auf den Geehrten hielt. (Foto: © Ines Bode)

Anmerkungen

1 Edgar Zeidler, Granzstein Bornes Grenzsteine, Gedichtband, Drey-Verlag, Gutach, 2017, mit einem Nachwort von Yves Bisch, Gedicht S. 9.
2 Aus einer *Vorbemerkung* (Vorwort) von Emma Guntz. In: Elsaß, Ein literarischer Reisebegleiter, Insel Verlag, Frankfurt am Main, 2001, 1. Auflage, S. 15/16.

Elmar Vogt

Nachruf auf Dr. Grit Arnscheidt (7.6.1937–24.10.2018)

Frau Arnscheidt war 1978 der Badischen Heimat beigetreten, zunächst als Mitglied der Bezirksgruppe Schwetzingen. Nach erfolgtem Umzug 1980 nach Mannheim wechselte sie in die Regionalgruppe Mannheim. Seit 2012 war sie Mitglied im Vorstand der Regionalgruppe Mannheim bis 2017. Zu Ihrem 80. Geburtstag 2017 nahm sie, von Kolleginnen und Kollegen liebevoll »Grande Dame der Stadtgeschichte« genannt, zahlreiche Ehrungen für ihr Lebenswerk entgegen. Die »Mannheimer Geschichtsblätter« widmeten ihr zu Ehren den Band 33. (2017).

Geboren in Homberg am Niederrhein und aufgewachsen in Düsseldorf, studierte sie zwischen 1957 und 1968 die Fächer Geschichte und Anglistik sowie Kunstgeschichte in München, London und Heidelberg. Von 1974 bis 2002 war sie Konservatorin, Hauptkonservatorin und stellvertretende Direktorin des Städtischen Reiß-Museums/der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim. Hier hat sie in zahlreichen Ausstellungen und Sonderschauen, Veröffentlichungen und Vorträgen, Volkshochschulkursen, Exkursionen und Führungen unaufdringlich, doch beharrlich für Mannheim und seine wechselvolle Geschichte geworben und auf Eigenart, Gestalt und Wandel dieser Kulturregion hingewiesen. Sie beschäftigte sich neben der politischen Geschichte der Stadt Mannheim auch intensiv mit den Aspekten der Handwerks- und Industriegeschichte, besonders mit der Entwicklung Mannheims zum wichtigen Rheinhafen.

Sie vermittelte Geschichte zugleich mit Ernst und Humor – und immer allgemein verständlich, egal ob für eine quirlige Schulklasse oder eine Erwachsenengruppe. Nichts schien sie aus der Ruhe zu bringen, so lange es der »political correctness« entsprach. Sie stellte ihr Wissen nie zur Schau, aber es war in seiner Größe »unüberseh- und gehbar«. Man konnte sich Ihrer Unterstützung sicher sein. Wenn Frau Arnscheidt den Raum betrat, war sie präsent, ohne auf sich aufmerksam zu machen.

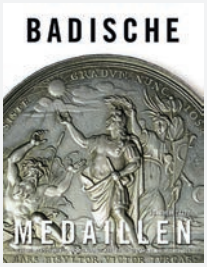
Ein anderes ihrer vielen Interessensgebiete war die Stadtikonographie und die Vedutenforschung. Hier hat sie verschiedene Publikationen veröffentlicht; so die »Mannheimer Stadtansichten des 18. Jahrhunderts« (1989). Ein Beispiel für ihre filigrane Arbeitsweise ist ihr letztes Werk, eine Kommentierung der Poesie-Alben der Mannheimer Familie Engelhorn »Freundschaft ist das höchste Glück«, welches im September 2017 erschienen ist.

Neben ihrer Arbeit im Vorstand des Mannheimer Altertumsvereins und im Kuratorium der Kurpfalz-Stiftung Franz Schnabel hat sich Frau Arnscheidt während ihrer fast 40-jährigen Mitgliedschaft in der Badischen Heimat große Verdienste erworben. Sie hat die Regionalgruppe Mannheim und die Bezirksgruppe Schwetzingen des Landesvereins Badische Heimat durch Vorträge, Führungen und Zeitschriftenbeiträge unterstützt und ab 2012 im Mannheimer Vorstand mit ihren Anregungen und praktischen Vorschlägen das jährliche Veranstaltungsprogramm mitgestaltet. Krankheitsbedingt zog sie sich im Frühjahr 2018 auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand zurück.

Die Regionalgruppe Mannheim wird Frau Arnscheidt in Dankbarkeit ein ehrendes Andenken bewahren.

Im Namen des Vorstands
Dr. Kai Budde
Vorsitzender der Regionalgruppe Mannheim des Landesvereins Badische Heimat e. V.

Buchbesprechungen



Joachim Zeitz, Badische Medaillen. Schaumünzen dokumentieren dreihundert Jahre oberrheinische Geschichte bis 1806 (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 160), 24 x 31,5 cm, 608 Seiten, 1569 Farb- und 171 S/W-Abb., Hardcover mit Schutzumschlag, ISBN 978-3-7319-0400-7, 99 €

Ein gewichtiger Band ist das. Im Wortsinn: 2,5 kg macht so schnell keine Publikation nach. Aber noch viel mehr im übertragenen Sinn: eine Fundgrube, ein Standardwerk zur oberrheinischen Landesgeschichte, eine Forschungssumme. Der Verfasser hat bereits 1980 zusammen mit dem Altmeister der badischen Münz- und Geldgeschichte, Friedrich Wielandt, die älteren Medaillen des Hauses Baden ediert, ein Band über die jüngeren Medaillen folgte 1987 und 2003 erschien – nun schon in der großartigen Ausstattung des Imhof-Verlags – der Band über die napoleonischen Medaillen, mit denen Zeitz die Herrscher-Ikonografie einer Epoche wie in einem Brennstrahl zusammenfasste. Das jetzige Werk stellt die Medaillen der anderen »alten« Mächte am Oberrhein vor, ohne auch noch die markgräflich-badischen mit einbeziehen zu müssen; sie erscheinen nur an den wenigen Stellen, wo sie durch den politischen Zusammenhang unverzichtbar sind, wie etwa die Türkenlouis-Medaillen zum Frieden von Rastatt.

Ins Auge sticht zunächst die Qualität der Abbildungen. Gestochen scharf und in exzellenter Farbregie erscheint jede Medaille mit Avers und Revers in Originalgröße und fast immer zusätzlich in Vergrößerung, um Details und skulpturale Kunst angemessen hervorheben zu können. Um- oder Inschrift und ikonografische Beschreibung haben ihren festen Platz, ebenso in der Randleiste Angaben zu Künstler, Maßen und Prägestätten, verwahrenden Museen, Auftauchen auf Auktionen und Literatur. Kernstück ist ein erzählerischer, deutender, weiterführender Text: Manchmal streng am Gegenstand, manchmal weiter ausholend oder anschaulichen Quellen den Raum überlassend – hier ist der Verfasser am persönlichsten präsent, in seiner Freude, das schöne Einzelstück in die Geschichte der oberrheinischen Territorien, der großen und kleinen Städte, der nicht endenden Kriege des 18. Jahrhunderts einordnen zu können. Der Verfasser leugnet auch nicht, als Sammler zum Gegenstand lebenslanger Forschung gekommen zu sein; seine Begeisterung über Funde und das Verstehen von Zusammenhängen teilt sich mit.

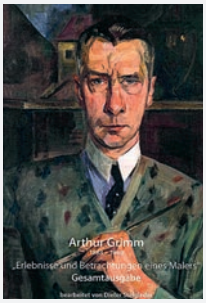
Den Sammlergewohnheiten entspricht auch die Gesamtanlage des Bandes. Die Medaillen werden dem Ort zugeordnet, der sich mit dem Anlass – einer Schlacht, einem Jubiläum, einem Vertrag, einer Huldigung u. v. a. – verbindet. So kann der Leser alphabetisch durch fast 70 Orte des ehemaligen Landes Baden zwischen Bodensee und Main wandern, von Altenheim bis Zimmern. Wo die Verknüpfung mit einem herrschaftlichen Territorium näher lag, findet sich dessen Name (die Hochstifte Konstanz, Basel, Straßburg und Speyer zum Beispiel, die Herrschaft Nellenburg oder Vorderösterreich). Sicher wären auch andere Zuordnungen denkbar, etwa nach Auftraggebern – dann stünden die Medaillen auf die Rheinübergänge, Belagerungen oder Siege Ludwigs XIV. zusammen, die sich jetzt auf Freiburg, Philippsburg oder den »Rhein« u. v. a verteilen. Auch die ikonografischen Programme der pfälzischen Wittelsbacher wären konzentrierter fassbar als unter Heidelberg, Mannheim oder Weinheim. Da aber auch ganz andere Ordnungskriterien mit wieder anderen Vorzügen denkbar wären – z. B. die chronologische Reihung, die den Wandel von Stil und Bildprogrammen besser veranschaulichen könnte – relativieren sich solche Überlegungen rasch: auch die Entscheidung für das topografische Ortsalphabeth hat ihre Vorzüge (und zudem die ehrwürdige Legitimation, auch von der badischen Verwaltung 1803 als das praktikabelste Aktenordnungssystem überhaupt für das neugebackene Großherzogtum vorgeschrieben worden zu sein).

Gattungs- und stilgeschichtlich begeistert die Breite der Bildthemen und die Kunst der Medailleure – und auch hier reicht die Scala ja von den gesuchten Werkstätten in Paris und Wien mit ihren grandiosen Landschaften (französische Belagerungsveduten!), Architekturen (Neubau von St. Blasien!) oder Porträts (Kurfürst Karl II., aus der Heidelberger Werkstatt von Johann Linck!) bis zu namenlosen Prägun-

gen, die sich eine kleine Stadt wie etwa Lörrach eben leisten konnte (wobei selbst ein bürgerlicher Auftraggeber, der 1791 in Distelhausen seine goldene Hochzeit feierte, in Würzburg eine hochfeine Allegorie auf Fleiß und Glauben herstellen ließ – freilich war er zugleich Weinhändler in Frankfurt). Zwischen den gängigen Bildprogrammen zu Kriegführung und Friedensschluss finden sich immer wieder emblematische Rätsel; in der symbolgeladenen Medaille zur Verurteilung Speyers durch das Reichskammergericht bei einer Schuldforderung des Speyerer Bischofs von 1627 könnte die Festung gegenüber dem Speyerer Dom wohl Philippsburg, die bischöfliche Residenz zeigen (S. 283).

Um die ganze Vielfalt der Gattung zu demonstrieren – zu der der Verfasser auch Münzklippen oder Gnadenpfennige hinzunimmt –, ist der Band ebenso verdienstlich um einen Anhang mit Wallfahrtszeichen erweitert: Anhänger, die in der Regel von Bruderschaften hergestellt wurden. Die Beispiele stammen überwiegend aus dem südlichen Schwarzwald und vom Bodensee, aber natürlich fehlt auch Walldürn nicht. Verzeichnisse der Künstler, der Museen und Sammlungen und der genannten Orte und Herrschaften (vielleicht ein wenig zu sparsam angelegt, »Kurpfalz« oder die Markgrafschaft »Baden« fehlen), ein Glossar, ein ausführliches Literaturverzeichnis und chronologische Listen der erfassten Versteigerungskataloge runden den bemerkenswerten Band ab.

Konrad Krimm



Arthur Grimm: »Erlebnisse und Betrachtungen eines Malers«. Gesamtausgabe, hrsg. vom Verein Bezirksmuseum e. V. Buchen, Amorbach 2018.

Mit den »Erlebnissen und Betrachtungen eines Malers« legt der »Verein Bezirksmuseums e. V. Buchen« die erste Gesamtausgabe der Aufzeichnungen des Odenwälder Malers Arthur Grimm(1883–1948)vor. Der Anfang 2018 herausgegebene, hervorragend ausgestattete Band gibt Aufschluß über Lebensweg, Persönlichkeit, Denken und Künstlerturn Grimms. Ein zentrales Anliegen der Herausgeber war, »das malerische Werk von Arthur Grimm zum ersten Mal farblich und in bester Qualität zu veröffentlichen« (S. 7).

Im Odenwälder Mudau (bei Buchen) als Lehrersohn aufgewachsen, besuchte Arthur nach der Ausbildung zum Lehrer die Kunstakademie in Karlsruhe. Schon bald arbeitete er als freischaffender Künstler. Studienreisen führten ihn zwischen 1908 und 1927 nach Paris, durch die Schweiz, nach Italien und Südfrankreich. Viele Jahre verbrachte Grimm in Baden-Baden, wo er 1913, die Malerin Stefanie Brenner heiratete. Der Ehe entstammten drei Kinder.

1928 veröffentlichte Grimm ein Baden-Baden-Buch mit dem Titel »Baden-Baden in hundert Zeichnungen«, darunter zahlreiche Porträts. Eine Einführung und Gedichte von Reinhold Schneider, damals 25 Jahre alt, runden das Werk ab. Grimm berichtet: »Beim Zeichnen der Landschaften um Baden-Baden war mein fast ständiger Begleiter ein junger Vetter meiner Frau aus Baden-Baden: Reinhold Schneider … Der junge Reinhold dichtete und schrieb tiefempfunden … Ich bat ihn um seine Mitarbeit.« Seine Gedichte »gaben dem Buch den richtiger Reichtum und das tiefe Erlebnis eines jungen Dichters und Sohnes der Bäderstadt und bereicherten es ungewöhnlich« (S. 189).

Nach der Trennung von seiner Frau kehrte Grimm 1931 in die Odenwälder Heimat zurück. »Meine Heimat ist schön«, schreibt Grimm. Um 1890 war sie so: »Blumige Wiesen, Äcker von dunkelroter Erde, Buchen- und Tannenwälder …, Erika und Heidelbeeren, kleine Waldparzellen von Jungeichen und Birken breiten sich über liebliche Täler und sanfte Hügel« (S. 23). Auf zahlreichen Bildern gibt der Maler dieses damals noch vielfältig bebaute Land wieder. Inmitten kleiner Feldstücke, Wiesen, Obstgärten liegen die Dörfer, Städtchen, Höfe. Tiefe, warme Töne herrschen vor; sie entsprechen dem dunkelroten Sandstein des Odenwaldes, dem Grün der Wiesen und Wälder, das dunkler war als das in der Rheinebene, wie Grimm bemerkt (S. 200). Ausstellungen mit Werken des Künstlers gab es nicht nur in oberrheinischen Großstädten, sondern auch in kleinen Orten, so 1934 eine Ausstellung in Mudau: »Der Erfolg war überraschend … Ich war in meiner Überzeugung bestärkt worden, daß einfache und gesunde Menschen, die inmitten einer schönen Landschaft leben und arbeiten, auch die Kunstwerke verstehen und lieben, die aus dieser Landschaft entstanden sind« (S. 227). 1932 erhielt Grimm den badischen Staatspreis für das Bild »Schloß Neuweier«.

In den Beginn der 1930er Jahre fällt die Bekanntschaft mit Hermann Eris Busse, Schriftleiter des Landesvereins Badische Heimat von 1922–1942, »als Dichter … bekannt, ein feiner Erzähler«, der auch »viel Verständnis für die Malerei« hat (S. 227). Auf Anregung Busses schreibt Grimm über sein Schaffen und schickt Busse Fotos seiner Bilder nach Freiburg. Text und Fotos erscheinen dann im Ekkhart-Jahrbuch 1934.

Grimm hatte eine hohe Auffassung vom Künstlertum: »Wohl fährt der allein, der aus sich gibt, der selbstlos gibt von dem, was er durch Begabung kämpfen und schaffend erworben hat von seelischen Errungenschaften, körperlichen, geistigen und materiellen Kräften« (S. 208). Mit dem (Un-)Geist seiner Zeit geht der Maler 1931 scharf ins Gericht: Er sieht weithin »Geschäftsgeist, Neid, Mißgunst, Verleumdung« am Werk. Parteien hält Grimm für zerstörerisch, denn eine verneint die andere. Nur *eine* Partei kann Bestand haben: die »große und einzige Partei anständiger Gesinnung und anständigen Verhaltens der Menschen unter sich« (S. 208). 1945 wird der völlig unpolitische Grimm von der amerikanischen Besatzungsmacht interniert und muß ein Jahr in verschiedenen Lagern zwischen Frankfurt und Kornwestheim verbringen. Nach der Entlassung findet er sein bescheidenes Haus in Mudau beschlagnahmt, sein Atelier ausgeräumt. Er kann zunächst bei seiner Schwester auf dem in der Nähe gelegenen Bauerngut Schloßau unterschlüpfen. – Am 23. Februar 1948 stirbt Grimm in Mudau. *Ursula Speckamp*

Themenheft der Nachberg-Bibliothek e. V. Emmendingen. Ausgabe Nr. I, Juli 2015

Die genannte Ausgabe der in loser Folge erscheinenden Themenhefte der Hachberg-Bibliothek befaßt sich mit der Bombardierung der Basler Textilfabrik Ramie in Emmendingen am 28.2.1945. Werkmeister Baptist Hinn, der den Angriff überlebte, berichtet darüber in einem 1982 geführten Gespräch mit Peter Lenz (Tonbandmitschnitt).

Hinns Bericht in Kürze: Bei dem schlimmsten Ereignis, das der Stadt Emmendingen jemals zugestoßen ist, sind 256 Personen getötet worden. US-amerikanische Bomber mit französischer Besatzung warfen in zwei Wellen 254 hochbrisante Bomben zu je 250 Kilo auf das Ramie-Werksgebäude ab. Die Sirenen der Stadt gaben Fliegeralarm, und gleich darauf fielen die Bomben. Die Arbeiter im Betrieb wurden an ihren Arbeitsplätzen von dem Terrorangriff überrascht. Die Werksfeuerwehr versuchte vergebens den Brand zu löschen. Mitten in die Bergungsarbeiten hinein kam der zweite Angriff, der deshalb verheerend war, weil Schwerverletzte und in den Maschinen Eingeklemmte keine Möglichkeit hatten gerettet zu werden. Im Werk arbeiteten eine große Anzahl Russenmädchen. Die Zahl der toten Russinnen war ebenfalls groß. Da der Ramiekindergarten fristgemäß schon geschlossen war, überlebten die Kinder. Ein Volltreffer zerstörte den Kindergarten vollständig ohne Kinder. – Abschließend noch der Hinweis auf das Themenheft Nr. IV (September 2017): Hans-Jürgen Günther: Johannes Fecht. Das Emmendinger Religionsgespräch von 1590 und seine Folgen.

Franz Filser

Sankt Märgen. 900 Jahre lebendige Geschichte. Ein Lesebuch. Hrsg. von der Gemeinde St. Märgen 2017, 479 Seiten, ISBN 978-3-00-058239-4.

Zur 900-Jahr-Feier ihres Bestehens hat die Gemeinde St. Märgen, die zurückgeht auf das 1115/18 gegründete Augustinerchorherrenstift St. Marien, ein im doppelten Wortsinn schwergewichtiges, ästhetisch ansprechendes Buch erarbeitet, das überwiegend von St. Märgenern selbst geschrieben wurde. Es ist als »Lesebuch« konzipiert: übersichtlich, vielseitig, mit schönen, aussagekräftigen Bildern versehen. Die meist kurzen Kapitel sind den großen Themen »Aus der Geschichte«, »Kirchliches«, »Land und Forst«, »Häuser, Handel und Handwerk«, »Für Leib und Seele«, »Kunst und Kultur«, »Menschen und Gemeinschaft« zugeordnet.

Das Dorf stellt sich heute als selbstbewußte Gemeinde dar, die den Einheimischen wie den Besu-

chern vieles bietet. Der Pferdeliebhaber wird durch die Pferdewirtin Katrin Mäder unterrichtet über den St. Märgener Fuchs, das Schwarzwälder Kaltblutpferd (S. 184–194). – Der Karl-May-Verleger Fehsenfeld ließ sich in St. Märgen eine Villa bauen; dieses Raus steht noch (S. 211 f.). – Einblick in 350 Jahre Uhrengeschichte St. Märgens verschafft das Kloster-Museum (S. 339–343). – Fridolin Saier vom Pfändlerhansenhof ist der Biomilchpionier von St. Märgen. Er arbeitet beständig daran, seine Wirtschaft zu verbessern. Sohn Jonas ist dabei, sich zum Landwirtschaftsmeister auszubilden (S. 155–157). In der »Goldenen Krone«, ein durch den Einsatz vieler Bürger vor dem Abriß bewahrtes Jugendstilhaus, kann sich der Gast seit einigen Jahren an Speisen der »Genossenschaft LandFrauenWirtschaft eG« laben (S. 280). – Das Schönste ist das Auf und Ab der St. Märgener Landschaft mit den Höfen, den Bergmischwäldern und Weiden. *Ursula Speckamp*

Das Dorf im Ersten Weltkrieg. Beispiele aus Mittel- und Südbaden. Hg. Von Juliane Geike und Heiko Haumann. Schriftenreihe Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden, Bd. 1. – Ubstadt Weiher 2016, 136 S.

Armut im ländlichen Raum während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Hg. Von Heiko Haumann. Schriftenreihe Lebenswelten im ländlichen Raum. Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden, Bd. 2. – Ubstadt-Weiher 2017, 112 S.

2016 und 2017 sind im verlag regionalkultur in Ubstadt-Weiher die ersten beiden Bände einer neuen Schriftenreihe erschienen, die aus der großen Zahl regionalhistorischer Veröffentlichungen auffallend herausragen. Die schmalen Aufsatzsammlungen vermitteln beispielhafte Einblicke in das Erforschen und Publizieren regionalgeschichtlicher Lebensstrukturen in den Landstrichen Süd- und Mittelbadens. Ursprünglich ausgehend von einem dörflichen Arbeitskreis für Heimatkunde und Regionalgeschichte hat sich eine räumlich erweiterte Arbeitsgruppe von Archivaren, Lehrern und heimatkundlich versierten Mitgliedern um den seit langem in Yach (Stadtteil von Elzach) lebenden Historiker Heiko Haumann gebildet, die auch seit 2014 die erfolgreich wahrgenommenen Yacher Tage der Regionalgeschichte durchführt. Haumann hat während seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Hochschullehrer an der Universität Freiburg und dann als Professor für Osteuropäische und Neuere Allgemeine Geschichte an der Universität Basel stets auch die Erforschung ländlicher Lebenswelten in sein Blickfeld genommen, jüngere Kollegen/Innen und engagierte Heimatforscher/innen begleiten mit ihren eigenen historischen Projekten seine wissenschaftlichen Ziele. Viele von ihnen besitzen im Bereich der Regionalgeschichtsforschung bereits bekannte Namen.

Band 1 stellt die dörfliche Welt während des Ersten Weltkriegs in den Mittelpunkt. Zwei Historiker, Uwe Schellinger und Olaf Schütze, prüfen die »Heimat im Blick«: Ihre Bildanalysen von historischen Fotopostkarten aus dem Feld vermitteln ausdrucksstarke Einblicke in diesen kriegerischen Zeitabschnitt. Thorsten Mietzner bewertet die kommunikatorische Wirkungsweise von Gemeindeblättern des evangelischen Pfarrers Adolf Ludwig in den badischen Dörfern Mietersheim, Dinglingen und Langenwinkel. Seine Schrift »Die Heimat« suchte eine Brücke zwischen Kriegsschauplatz und Dorf, zwischen Soldat und Familie aufrecht zu halten. Der Soziologe Günther Klugermann deckt ein heikles Kapitel der Kriegsjahre auf: Der allzu nahe Umgang zwischen Kriegsgefangenen und Einheimischen, insbesondere Frauen, wirft nicht nur frauenrechtliche Fragen auf. Ralf Oswald zeigt die unspektakuläre, harte Alltagswelt des Krieges in seiner Heimatgemeinde Nordrach auf, ein ähnlicher Blickwinkel gilt der Gemeinde Buchholz aus der Sicht des ehemaligen Schulleiters Hansjörg Fräulin. Interessante Darstellungen liefern die Briefe des Fabrikantensohnes Paul Gütermann (Fa. Gütermann-Seiden Gutach) aus der Anfangszeit des Ersten Weltkriegs, die von seiner Enkelin Alexandra Gütermann bearbeitet wurden. Hans-Jürgen Wehrle richtet ein Schlaglicht auf die erste Kriegsweihnacht 1914 im Elztal, zu der auch Pfarrer Heinrich Hansjakob einen Brief in der »Breisgauer Zeitung« veröffentlichte. Der Briefwechsel ihrer Großeltern Georg und Emilie Hug, Bleibach im Elztal, während der Kriegsjahre 1914/15 dient der Erzieherin Marianne Sänger als wichtige Quelle ihrer Familiengeschichte in schwieriger Zeit. Weitere Aufsätze widmen sich den ersten Luftkämpfen über Freiburg und dem Schwarz-

wald (Jürgen Herr), den Kriegszeiten im Dorf Yach (Heiko Haumann und Jürgen Herr) sowie dem Leben im Dorf (Yach) auf der Basis lokaler Quellenlage (Heiko Haumann).

Der erste Band der neuen Schriftenreihe kann als ausgesprochen gelungen begrüßt werden, seine quellenfundierten Nachweise und Darstellungen muss man als mustergültig bezeichnen, was nicht immer für heimatkundliche Literatur gelten mag.

Der zweite Band der Reihe Lebenswelten geht auf den 2. Yacher Tag der Regionalgeschichte im Sommer 2015 zurück. Er widmet sich den vielschichtigen und bedrückenden Bildern der »Armut im ländlichen Raum«. Mehr als die Hälfte der Autoren/innen aus Band 1 konnte auch für diese Publikation gewonnen werden. Das ständig wiederkehrende Phänomen Armut in Haus und Hof, Jugend und Alter, Dorf und Kleinstadt verliert auf der Basis solider quellenkritischer Analyse nicht ihr hässliches Gesicht, und auch die Kenntnis der historisch ungünstigen Begleitumstände kann die Anteilnahme an diesen schweren Lebensentwürfen nicht mindern. Zu den besonders benachteiligten Personen in Baden zählten zur Mitte des 19. Jahrhunderts alleinstehende Frauen mit ihren unehelichen Kindern. Ihre verzweifelte Lage am Rand der ländlichen Gesellschaft hat sie oft unfreiwillig in die Fremde nach Übersee geführt. Günter Klugermann konnte in seiner Studie drei Gruppen von Auswanderinnen herausarbeiten: Frauen aus der untersten sozialen Schicht bildeten die Mehrheit der »Expedierten«, ein kleinerer Teil wanderte wegen bestehender gesellschaftlich-hierarchischer Schranken (Heirat) aus oder entschied sich aus persönlichen Gründen für einen Neubeginn in der Neuen Welt. »Armut und Integration« beleuchtet der Pädagoge Günther Mohr am Beispiel des Bühler Maurers Isak Jonas 1800–1862. Der jüdische Handwerker hatte sich ein Leben lang ohne Erfolg um das Gemeindebürger- und das Schutzbürgerrecht in Bühl bemüht. Auch die berufliche Integration in die Judenschaft gelang ihm nicht. Armut ließ selbst nach bescheidenen materiellen Erfolgen keinen Aufstieg in der städtischen Gesellschaft zu. Auch anerkannte jüdische Mitbürger standen diesem Ansinnen nicht fördernd zur Seite. Andreas Haasis-Berner und Hans-Jürgen Wehrle benennen in ihren Beiträgen »Armut im Elztal« und »Armut in Simonswald« die historischen Komponenten zu häufig anhaltenden oder wiederkehrenden existentiellen Krisen in der Landbevölkerung. Kriege rafften bis Anfang des 19. Jahrhunderts immer wieder Menschen und Güter dahin, klimatische Veränderungen schwächten die landwirtschaftliche Produktion, neue Gewerbe und Industrien wie auch mehrere Auswanderungswellen zogen wichtige Arbeitskräfte ab. Manche Kirchenvisitationsberichte vermerken ohne Mitleid oder gar christliche Hilfe das Elend ihrer armen Gläubigen. Marianne Sänger gestattet wieder einen Blick in ihre Familiengeschichte: Ihre Großeltern fristeten als Taglöhner und vielfach in diversen Nebenerwerben tätige Bleibacher Bürger ein anstrengendes und doch zufriedenes Dasein. Ihrer Heimatgemeinde Yach wenden sich zwei Gründungsmitglieder des Heimat- und Landschaftspflegevereins Yach, Jürgen Herr und Karl Tränkle, mit den Studien »Armut in Yach – Ursachen und Auswege« sowie »Mangel und Armut in Yach im 19. Jahrhundert am Beispiel der Familie Sailer« zu. Auch ihre Quellen und Schilderungen vermerken viele Jahrzehnte des Hungers und Leides in der »guten alten Zeit«. Die Strohflechterei – einst als hoffnungsvolle und einkömmliche Erwerbsform im Schwarzwald angesiedelt – konnte das Elend in den Hütten langfristig nicht vertreiben. Heiko Haumann hat diesem heute so schwarzwaldtypisch anmutenden Hausgewerbe seine historische Reichweite aufgezeigt und auch bislang unbekannte Belege Yacher und Prechtäler Provenienz angeführt. Malerische Strohhüte und bequeme Strohfinken (Schuhe) mögen die heutigen Werbebilder für den Schwarzwaldtourismus möblieren, der Strohhalm steht aus historischer Sicht für die schmale gefährdete Existenz zahlreicher armer Menschen im ländlichen Raum. *Bernhard Oeschger*

Johann Peter Hebel: Biblische Geschichten
Herausgegeben, mit einer Einführung und einem Nachwort von Karl-Josef Kuschel und Thomas Weiß, Tübingen: Klöpfer & Meyer, 2017, 328 Seiten, Hardcover und Lesebändchen, ISBN 978-3-86351-458-7, 24 €.

»Er ist so sehr als Verfasser der Alemannischen Gedichte und des Rheinländischen Hausfreundes, als Schulmann und Volksschriftsteller bekannt, dass man fast Mühe hat, sich zu erinnern, dass er auch

Theolog[e], Geistlicher gewesen ist«, schreibt der schweizerische reformierte Theologe und Religionspädagoge Johann Müller, ein Schüler von Karl Rudolf Hagenbach in Basel.

Kinderbibeln sind wahrscheinlich die mit am weitesten verbreiteten Kinderbücher.

Sie werden längst nicht mehr nur in religionspädagogischen Abteilungen einschlägiger Buchhandlungen oder durch spezielle kirchliche Verlage angeboten.

Für viele Leser von Johann Peter Hebels Werk sind die Biblischen Geschichten »Unentdecktes Land«. Zurecht schreibt Otto Frommel: »Wer Hebel wirklich kennen will, der kann an seinen Biblischen Geschichten nicht vorübergehen«.

Diese »Biblischen Geschichten« sind 1823 erstmals in einer Gesamtausgabe erschienen [vordatiert auf das Jahr 1824], blieben zehn Jahre lang amtliches Schulbuch und verschwanden spätestens 1855 »auf Betreiben einer pietistisch-frommen Elternschaft, die Hebels Nacherzählungen als zu liberal empfand, wieder aus den Schulen«, wie Pfarrer Thomas Weiß in seinem Nachwort zur vorliegenden Ausgabe schreibt. Eine kleine Ungereimtheit gibt es bei der Angabe der Jahreszahl 1855. Nach der historisch-kritischen Ausgabe zu Hebels Werk, Band V, Biblische Geschichten, verfügte die Generalsynode von 1834 eine Änderung, bewahrte aber grundsätzlich den Text. Die Generalsynode von 1855 beschloss eine neue Ausgabe für die Schulen; diese kam 1858 heraus und löste Hebels Buch als Unterrichtswerk ab.

Im Vorwort stellt der Theologe Karl-Josef Kuschel heraus: »Hebel ist eine einzigartige Mischung aus volksnahen und zugleich aufklärerischen Geschichten gelungen, abwechslungsreich zu lesen und kritisch in ihren Pointen«. Für Goethe trat in den Biblischen Geschichten das zutage, was er als »aufklärerische Vernunftreligion« bei Hebel erkannte.

Sie sollten die als nicht mehr zeitgemäß angesehenen *Biblischen Historien* von Johann Hübner (1668 bis 1731) ersetzen, die im Jahre 1714 verfasst und in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Baden als Schulbuch eingeführt worden waren.

Es ging dabei um eine Kinderbibel, die Episoden aus dem Alten und Neuen Testament enthielt. Hebel verwendete 59 Geschichten aus dem Alten Testament und 64 aus dem Neuen Testament.

Hebel ist vor allem daran gelegen, das Alter der angesprochenen Kinder – es sind die zehn- bis vierzehnjährigen – gebührend zu berücksichtigen. Hebel wählte aus und ließ besonders im Alten Testament alles Grausame weg und vieles, was nicht zum Erfahrungsbereich der Kinder gehörte.

Die Analyse der Rezeptionsgeschichte ergibt, dass Hebel seine Intention realisierte, Luthers Bibelsprache mit dem Leben der Menschen um 1820 in ihrem gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext in einen einheitlichen, schlüssigen Erzählzusammenhang zu bringen.

Die Entstehungsgeschichte der »Biblischen Geschichten« Hebels ist wohl sehr ungewöhnlich, und wohl kaum ein Schulbuch hat damals und später so viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Offenbar erfreute sich Hebel als Autor der Biblischen Geschichten nicht nur in Dänemark (1826) und England (1962) einer bemerkenswerten Beliebtheit. Als Kuriosum sei erwähnt, dass im Schweizer Kanton Graubünden zwei rätoromanische Fassungen für das Engadin und das Oberland (Vorderrheintal) und eine freie italienische für das Puschlav und das Bergell länger in Gebrauch blieben als ihre Vorlage in Baden. Diese Information haben die Autoren Karl-Josef Kuschel und Thomas Weiß nicht erwähnt.

Nicht berücksichtigt haben die Autoren den Band V, Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften, Biblische Geschichten, Historisch-kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Gustav Adolf Benrath und Adrian Braunbehrens unter Mitwirkung von Gerd Müller, Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 1991, was aber den Wert der vorliegenden Ausgabe der »Biblischen Geschichten« keinesfalls schmälert.

Was die Leser vielleicht vermissen werden, ist ein Porträtfoto von Johann Peter Hebel (1760 bis 1826), ein Foto seines Elternhauses (heute: Hebelhaus/Literaturmuseum) in Hausen im Wiesental und zwei weitere Lesebändchen.

Man glaubt nur allzu leicht, Johann Peter Hebel zu kennen – und doch gilt es, ihn und sein Werk immer wieder neu zu entdecken.

Bereits Gotthold Ephraim Lessing (1729 bis 1781) fragte: »Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte?«. Im vorliegenden Fall die neue Ausgabe der *Biblischen Geschichten* aus dem Verlag Klöpfer & Meyer, denn die zuvor erschienenen Ausgaben, zuletzt 1992 im Manesse Verlag in Zürich, sind vergriffen.

Dem Verleger Hubert Klöpfer und den Autoren gilt der Dank, dass sie diese Marktlücke der Biblischen Geschichten Hebels erkannt und geschlossen haben, denn Jean Paul bekannte bereits: »Hebel sei zu lesen, wenn nicht einmal, so doch zehnmal, wie alles Einfache!«

Elmar Vogt

Die Flur- und Siedlungsnamen der Amtei Olten-Gösgen. Hrsg. von Jacqueline Reber, Solothurner Namenbuch. Begründet von Rolf Max Kully, Band 3, Basel 2014, zahlr. Abb. und Karten, gebunden, ISBN 978-3-7965-3329-7, 1111 S., 168 €

Wer die Namen auf einer Ortskarte oder einem Gemarkungsplan hinterfragt, versteht in der Regel die Umgebung, in der er lebt, besser. Während jeder etliche Vornamen kennt, täglich von hunderten Produktnamen umgeben ist und Siedlungs-, Straßen- und Familiennamen in großem Stil aufzählen kann, gehören Flurnamen mittlerweile zu den recht unbekannten Namentypen. Das liegt daran, dass Flurnamen heute kaum noch eine Funktion erfüllen und eher als »sprachliche Denkmäler« angesehen werden. Sie sind mehr als nur merkwürdige Relikte einer vergangenen Zeit, ermöglichen sie uns doch tiefe, ansonsten kaum zu gewinnende Einblicke in die Siedlungsgeschichte sowie in ältere Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse. Sie sind historische Quellen von Rang. Insofern ist es sehr verdienstvoll, Flurnamen zu sammeln, topographisch zuzuordnen und sprachlich wie inhaltlich zu deuten.

Die Kenntnis von Flurnamen geht vor allem in der ländlichen Bevölkerung rapide zurück. Es wird immer schwieriger, die genaue Lage der Namen im Gelände und vor allem ihre mundartliche Aussprache im jeweiligen Ort zu erfragen. Dabei ist die örtliche Namensform eine der wichtigsten Stützen der Namendeutung.

Das Solothurnische Namenbuch (SNB), Band 3, versammelt alle Flur-, Siedlungs-, Straßen-, Gewässer- und Bergnamen der Amtei Olten-Gösgen. Auf eine geographisch-historische Beschreibung der Bezirke und der Stadt Olten sowie eine Darstellung der dialektologischen Eigenheiten des Gebietes folgen sprachwissenschaftliche Erläuterungen zu Semantik und Etymologie der Namen, die zudem anhand von Belegen lokalisiert, dokumentiert und gruppiert werden. Der vorliegende Band des SNB enthält über 9000 aktuelle und historische Namen. Für diese wurden rund 61 000 handschriftliche, gedruckte, mündliche und kartographische, wissenschaftlich transkribierte Belege aller 26 Gemeinden der Amtei Olten-Gösgen zusammengetragen. Die Bearbeitung der Stadtgemeinde Olten war dabei eine neue Herausforderung, da städtische Namenlandschaften gegenüber ländlichen Gebieten durch eine andere Entstehungsgeschichte geprägt sind. Ergänzt wird das Namenmaterial durch eine Auswahl der im Untersuchungsgebiet belegten Besitzer- und Familiennamen. Die einzelnen Namenartikel sind analog zum zweiten Band »Die Flur- und Siedlungsnamen der Amtei Dorneck-Thierstein« (2010) strukturiert:

Zuerst folgen sprachwissenschaftliche Erläuterungen, in denen nach Möglichkeit der jeweilige Name erklärt bzw. gedeutet wird. In einer alphabetischen Namenliste sind die Flurnamen gemeindeweise aufgeführt, wenn möglich lokalisiert und mit einer Belegauswahl dokumentiert. Namen und Namenerweiterungen, die in einer Gemeinde zusammengehören, sind jeweils zu einem Artikel zusammengefasst. Eine geographisch-historische Abhandlung zu den beiden Bezirken und zur Stadt Olten sowie eine Untersuchung der dialektologischen Eigenheiten des Untersuchungsgebiets bilden den einleitenden Teil des Buches. Des Weiteren ist dem Namentext für jede Gemeinde eine Übersichtskarte angefügt, auf welcher aktuell belegte Flur-, Siedlungs- und Straßennamen abgebildet sind. Durch einen 2-fach erstellten Index (alphabetisch und numerisch) sind die Flurnamen auf der Karte leicht zu finden. Die Arbeit zeigt auch auf, dass alte Namen oft so verändert wurden, dass sie allein mit Hilfe der früheren Belege gedeutet werden können. Bei abgegangenen, heute nicht mehr bekannten Namen, ist dies dann auch nur mit Wörterbüchern der älteren Sprache möglich, wobei das Mittelhochdeutsche, das etwa von 1050 bis 1350 gesprochen wurde, am wichtigsten ist.

Namenforschung (Toponomastik) ist sprachwissenschaftliche Feinarbeit. Der Sinn dieser Mühen findet sich in einem Zitat von Martin Walser zusammengefasst. Er schreibt: »Wer glaubt, dass die Memoiren von Metternich wichtiger seien als das Flurnamenbuch von Schaffhausen, der hat einfach keine Ahnung, was menschliche Geschichte ist«. Die vorliegende Arbeit verdient große Anerkennung wegen ihrer Bestandsaufnahme in einer sich rasch ändernden Flurnamenwelt; sie ist eine Dokumentation von bleibendem Wert, sowohl für das Fachpublikum als auch für den interessierten Laien.

Elmar Vogt

Landesverein Badische Heimat e. V.

VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. Mobil 01 72 / 5 99 03 79 Tel. dienstlich: 0 76 24 / 90 89 20 m.roder-oeschger@jost-steuerberater.de
Schriftführer/in	Dr. Ursula Speckamp Schubertstr. 4 79104 Freiburg	info@badische-heimat.de
Öffentlichkeitsarbeit	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 joachim.mueller-bremberger@gmx.de
Beisitzerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Beisitzer	Prof. Dr. Gerd F. Hepp Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de

BEIRAT		
AK Badische Industriekultur Ulrich Boeyng	Südring 19 76773 Kuhardt	Tel. 0 72 72 / 7 33 39 Boeyng@t-online.de
Denkmalschutz Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
SK Natur u. Umweltschutz Uwe Heidenreich	Tiefer Weg 2 68766 Hockenheim	bfuhr@t-online.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 kurt.hochstuhl@la-bw.de
Heinz Ohnmacht Vorstand BGV	Nussbaumstr. 69 75228 Ispringen	
Dr. Gerhard Stratthaus	Wahlkreisbüro Bgm-Georg-Baust-Str. 6 68723 Plankstadt	Tel. 0 62 02 / 13 91 17 Fax 0 62 02 / 13 91 38
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

BEAUFTRAGTE DES LANDESVEREINS		
Redaktionskonferenz **Vorsitz**	Dr. Ursula Speckamp Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Chefredakteur	Michael Kohler Eisenbahnstraße 43 76344 Eggenstein	heftredaktion@badische-heimat.de
Webmasterin	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Denkmalschutz und Architektur	Stephanie Zumbrinck Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

REGIONALGRUPPEN MIT EIGENEM PROGRAMMANGEBOT		
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
Hochschwarzwald	Kathleen Mönicke Im Schotten 1 79822 Titisee-Neustadt	Tel. 01 76 / 23 76 92 00 kathleen.moenicke@yahoo.de
Karlsruhe	Manuel Brenneisen Oberwaldstr. 23 76532 Baden-Baden	manuel.brenneisen@gmx.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Eduard Vinaricky Walther-Rathenau-Str. 35 75180 Pforzheim	dreduard.vinaricky@arcor.de
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de